Digitized by Google

NAA

Neue

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

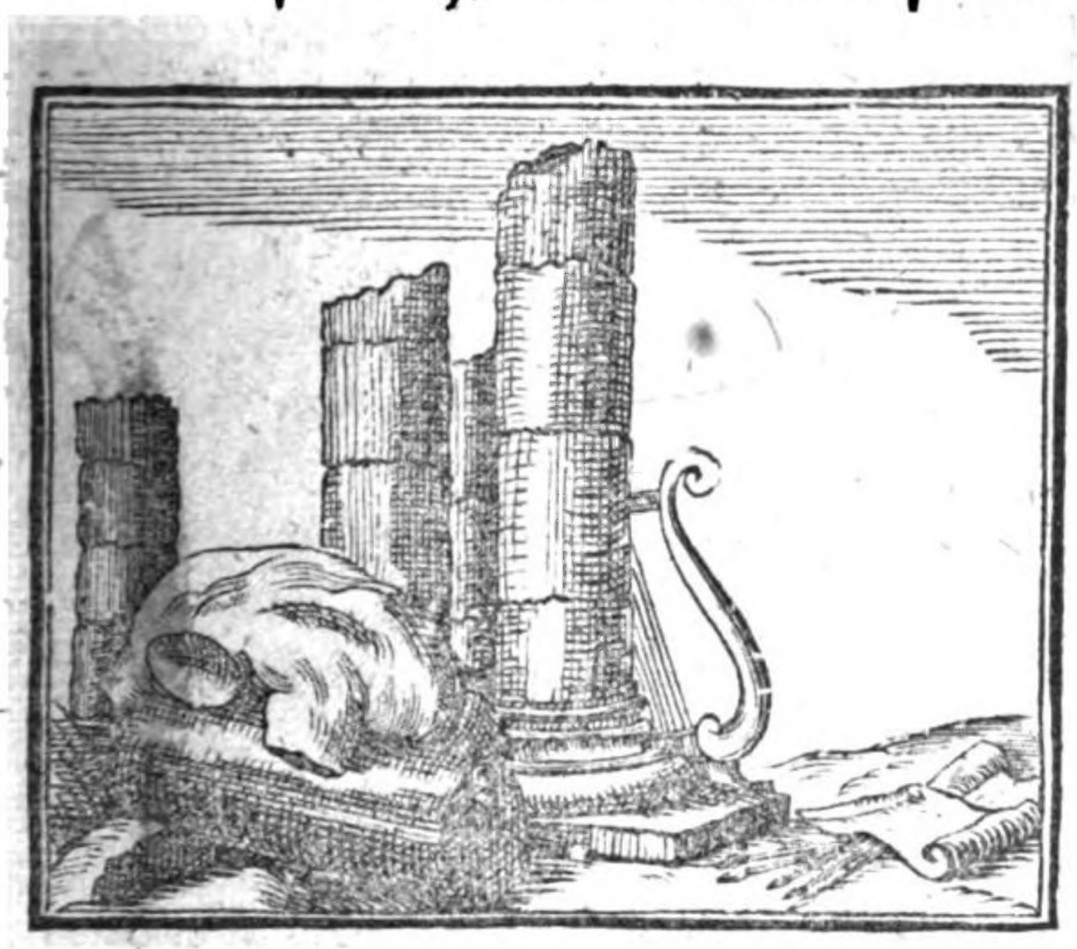
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

D. Wilh. Abbegott

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

ASTOR LIBRARY NEW-YORK



Fünf und Vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1792.
In der Dyckischen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Ueber die vierte und fünfte Betrachtung in des Herrn Prof. Heydenreichs System der Aesthetik.

An Herrn Schaz.

Sie haben mich, mein Freund, aufgefodert, Ihnen die Gründe umständlich mitzutheilen, die mich zu dem Zweifel berechtigten, daß das System der Aesthetik, welches Herr Professor Heydenreich zu errichten angefangen hat, auf einem gültigen und dauerhaften Grunde beruhe.

Um dieser Auffoderung Genüge zu leisten, müssen wir erst den Zweck dieses Buchs angeben, dann die Bedingungen in Erwägung ziehen, die zu Erreichung desselben erfüllet werden müssen, und zuletzt prüfen, ob sie von dem Verf. sind erfüllet worden. Sein Zweck ist, nach S. XXVII. der Vorrede, eine Theorie der schönen Künste; d. i. ein nach Principien geordnetes, systematisches Ganze dessen, was zur Beurtheilung der Schönheit überhaupt, und besonders an Werken der Kunst und zur Hervorbringung schöner Kunstwerke er-

fodert wird. Sie zerfällt also in zwey Hauptthei-
le; in die Kritik oder die Philosophie, Theorie, des
Geschmacks, als desjenigen Vermögens, durch
welches die Beurtheilung des Schönen überhaupt,
und insbesondere an Kunstwerken, zu Stande ge-
bracht wird; und in die Theorie der schönen Kunst-
werke selbst, oder der Künste, als Produkte des
Genies und Kunsttalents. Dieser letztere Theil ist
mit dem erstern eben so unmittelbar verknüpft, als
das Genie und Kunsttalent selbst bey Hervorbrin-
gung eines Kunstwerks sich der Bedingungen des
Geschmacks, als Urtheilskraft über das Schöne,
nicht entschlagen kann. Hat der Künstler ein Pro-
dukt aufgestellt, so kann es seinen Anspruch auf
Schönheit nicht anders begründen, als daß es sich
dem Ausspruch des Geschmacksurtheils unbedingt
unterwirft. Das Kunstgenie mag also in der Her-
vorbringung seiner Werke, seinen eigenen noch nie
betretenen Weg gehen, oder bereits vorhandenen
Kunstregeln folgen, so darf doch seine Darstellung
dem höchsten Gesetze des Geschmacks nicht allein
nicht widersprechen, sondern sie muß ihm auch ge-
mäß seyn und ihm Genüge thun. Man sieht
hieraus, daß die Theorie der schönen Künste, nach
ihren beyden Hauptheilen, von einem einzigen
Grundsatz abhänge, und daß alle Grundsätze für
die einzelnen Theile dieser Theorie nur aus diesem
einzigen abgeleitet seyn können; denn sonst mach-
ten sie nicht ein zusammenhängendes Ganzes aus.

Auch Herr Heydenreich hat die Nothwendig-
keit eines solchen ersten Grundsatzes für die Theorie
der

der schönen Künste anerkannt; allein er hat diesen höchsten Grundsatz, so oft er auch von ihm im Allgemeinen spricht, doch nirgend, in einer Formel ausgedrückt, erkennbar gemacht. Er redet von Geschmacksgesetzen, die aus den Principien der Vernunft flössen, ohne auch nur ein einziges zu unserer Erkenntniß zu bringen. Für die einzelnen schönen Künste hingegen hat er Gesetze aufgestellt, die er aus einem allgemeinen für die schönen Künste überhaupt geltenden Gesetze herleitet. Das, was er von den eigentlichen Geschmacksgesetzen behauptet hat, auf welchen die Beurtheilung des Schönen überhaupt und insonderheit der Kunstschönheiten als solcher beruht, ist der Gegenstand der vierten Betrachtung, mit welcher dann alles das abgethan zu seyn scheint, was den oben von mir angegebenen ersten Haupttheil der Theorie der schönen Künste ausmachen sollte. Von dem ersten Grundsatze hingegen, auf welchem die Hervorbringung der schönen Kunstwerke überhaupt beruht, handelt die fünfte Betrachtung. In den folgenden Betrachtungen wird dieser Grundsatz auf die besondern Arten der schönen Künste angewandt.

Es ergiebt sich hieraus, daß es bey Hrn. H. hauptsächlich auf eine Theorie der schönen Künste, in wiefern sie es mit der Darstellung zu thun hat, angesehen ist, ob er gleich auch jenen Theil der Theorie, der die Beurtheilung des Schönen überhaupt, und der schönen Kunst insonderheit, zum Gegenstande hat, nicht ganz hat übergehen wollen, und auf welchen er, wie ich aus der, diesem ersten

Bande am Ende beygefügten Inhaltsanzeige des noch zu erwartenden zweyten Bandes ersehe, am Ende desselben, in der fünften und achten Betrachtung über den Begriff der wahren Schönheit, und den Begriff des Geschmacks, noch einmal stoßen wird: diese unregelmäßige Behandlungsart würde vermieden worden seyn, wenn er gleich anfangs die Eintheilung so gemacht hätte, wie ich sie angegeben habe, und wie sie die Natur des Gegenstandes selbst an die Hand giebt. Doch dieses nur im Vorbeygehn, und ich kehre zu meinem Vorhaben zurück, — nämlich Ihnen, mein Freund, zu zeigen, daß des Hrn. Heydenreichs System auf keinem gültigen Grunde beruhe. Ich muß also den Inhalt der vierten und fünften Betrachtung, als auf welchen das System erbauet ist, prüfen. Mit jener mache ich jetzt den Anfang, und die Prüfung der fünften soll künftig folgen.

Herr H. geht in seinem Räsonnement über das Princip der Geschmacksurtheile von Kants Behauptung (Kritik der Vern. 2te Aufl. S. 35.) aus: „daß sich die kritische Beurtheilung des Schönen nicht unter Vernunftprincipien bringen, und die Regeln derselben sich nicht zur Wissenschaft erheben ließen; weil diese Regeln oder Kriterien ihren Quellen nach blos empirisch wären, und also niemals zu Gesetzen a priori dienen könnten, wornach sich unser Geschmacksurtheil richten müßte; vielmehr das letztere den eigentlichen Probierstein der Richtigkeit jener Regeln oder Kriterien ausmache.“ Hr. H. scheint zu glauben, daß Kant

hier-

hiermit behaupte, es gäbe überhaupt kein Princip für die Geschmacksurtheile. Dieß ist aber unrichtig. Er will nur sagen, daß sich die kritische Beurtheilung des Schönen nicht unter Vernunftprincipien bringen lasse. Außer den Principien der theoretischen und praktischen Vernunft, giebt es aber noch Principien, die in der Natur der Urtheilskraft gegründet sind, und ein solches hat Kant in der Kritik dieses Erkenntnißvermögens zum Behuf der Beurtheilung des Schönen in der Natur und Kunst würklich aufgestellt. Dieses vorausgesetzt, kann die von Hrn. H. aufgeworfene Frage nicht als Gegensatz zur Kantischen Behauptung angesehen werden. Er fragt nämlich: „gründen sich die Gesetze für den Geschmack auf Principien a priori?“ Wenn man hingegen die Kantische Behauptung in eine Frage verwandelt, würde sie so lauten: Hat die theoretische Vernunft Gesetze, Principien, nach welchen sich das Schöne kritisch beurtheilen läßt? lassen sich die Regeln zur Beurtheilung des Schönen aus den Gesetzen der theoretischen Vernunft herleiten? Giebt die Vernunft in ihrem theoretischen Gebrauche die Kriterien des Schönen selbst an die Hand? oder mit andern Worten: Liegt die Gesetzgebung für den Geschmack in der theoretischen Vernunft selbst, oder hat er nicht vielmehr seine eigene von andern Gemüthsvermögen unabhängige Gesetzgebung? Dieses ist aber ganz etwas anders, als wenn man frägt: ob die Gesetze für den Geschmack sich auf Principien a priori gründen. Man setzt hier schon als ange-

nommen voraus, daß der Geschmack eigene Gesetze oder Principien habe, und will nur wissen, nicht, ob sich der Geschmack diese Gesetze ursprünglich selbst giebt, sondern, ob sie in andern höhern Gesetzen oder Principien ihren Grund haben, und daraus hergeleitet sind. Dieses ist zum mindesten ein sehr gewagter Sprung, der nur in dem Falle gelingen konnte, wenn zum gutem Glücke es sich gerade träfe, daß das, was zuvor auszumachen wäre, unserer ohne Grund angenommenen Voraussetzung wirklich entspräche. Ein solches Verfahren würde z. B. jenem gleichen, wenn ich von jemanden wegen einer Schuld vor Gericht in Anspruch genommen würde, und der Richter, ohne sich zuvor darum zu bekümmern, ob ich dem Kläger wirklich etwas schuldig wäre, sogleich mit der Frage in mich setzte: ob ich bezahlen wolle oder nicht? Er würde freylich, wenn es der Zufall wollte, daß ich eben in dem Falle der Schuld wäre, und ich mich sogleich gutwillig zur Bezahlung verstände, damit die Untersuchung zwar abgekürzt haben, aber auch entweder im entgegengesetzten Falle in die Verlegenheit gerathen seyn, seine Frage umsonst gethan, oder sich dem Muthwillen der Schikane ausgesetzt zu haben. Um mir inzwischen nicht das Ansehn zu geben, als ob ich dem Verfasser in Bestimmung des eigentlichen Sinnes seiner Frage vorgreifen wolle, will ich ihn lieber selbst reden lassen. Er bestimmt jenen Sinn erstlich negativ und dann positiv. Man will nicht wissen, sagt er:

1) „Ob

1) „Ob vor aller Erfahrung gewisse Ideale, Urbilder der Schönheit, in uns liegen, die dann mit dem Selbstgefühl erwachen, und nach denen wir vermittelst angestellter, bewußter oder unbewußter, Vergleichung die Gegenstände beurtheilen. Denn die Erfahrung hat auch dem schärfsten Beobachter des menschlichen Geistes noch kein solches Urbild oder Ideal der Schönheit dargebothen, und die Vernunft kann von der menschlichen Seele schlechterdings nicht offenbaren, was nicht in den Grenzen der Erfahrung durch den innern Sinn erscheint.“

So lange man noch nicht weiß, worin der Grund zur Bestimmung unserer Urtheile über das Schöne liegt, kann auch keine Frage über irgend einen solchen möglichen Grund von der Hand gewiesen, die Frage: warum ist, oder warum nennen wir einen Gegenstand schön? muß vielmehr von allen Seiten beleuchtet, und bey der Prüfung selbst auch das nicht übergangen werden, was eine Wahrscheinlichkeit, sogar einen Schein zu einem Gesetze des Geschmacksurtheils enthalten möchte. Es läßt sich also auch, da man dasjenige, was dem Geschmack und seinen Urtheilen zur Regel dient, noch nicht zu kennen voraus setzt, sondern erst erörtern will, allerdings fragen: ob es von aller Erfahrung unabhängige Ideale der Schönheit gebe, an welche, als an Urbilder, wir die Gegenstände halten, und durch Vergleichung derselben mit den Urbildern, bestimmen können, ob sie schön sind? Der Grund,

aus welchem Hr. H. die Untersuchung dieser Frage für überflüßig und impertinent hält, ist: Man will nicht wissen, ob es von aller Erfahrung unabhängige Ideale der Schönheit gebe, weil die Erfahrung kein solches Ideal jemanden noch dargebothen habe, und die Vernunft von der menschlichen Seele schlechterdings nichts offenbaren könne, was nicht im den Grenzen der Erfahrung durch den innern Sinn erscheine. Ich kann nicht glauben, daß Hr. H. hier die äußere Erfahrung wenigstens mit gemeynet habe; denn alsdann wäre es ungereimt, das Daseyn eines Ideals der Schönheit vor aller Erfahrung darum läugnen zu wollen, weil noch kein solches Ideal dem äußern Sinne des Menschen erschienen wäre, oder sich dargebothen hätte. Ein Mann von des Hrn. H. philosophischen Talenten kann keiner solchen Ungereimtheit fähig seyn. Er kann vielmehr, wie auch aus dem Nachsatze erheller, nur die innere Erfahrung verstanden, und die Wirklichkeit eines Ideals der Schönheit, als Objekts des innern Sinnes, geläugnet haben. Allein dieser vorgeblichen Erfahrung widerspricht eine andere, wenigstens relativ allgemeine Erfahrung, nämlich die von der Einhelligkeit der Menschen in in Ansehung des Wohlgefallens in der Vorstellung gewisser Gegenstände; um welcher Einhelligkeit willen auch einige Produkte des Geschmacks und der Kunst für exemplarisch gehalten werden. Weil man aber daraus, daß einer ein solches exemplarisches Produkt, ein solches Muster nachahmt, zwar auf Geschicklichkeit des Nachahmenden, aber noch

nicht

nicht auf Geschmack schließen kann, sondern nur dann erst berechtiget wird, ihm Geschmack beyzulegen, wenn er dieses Muster selbst zu beurtheilen im Stande ist, so muß auch in ihm selbst ein Muster liegen, das höher ist, als alle seinem Urtheile unterworfene exemplarische Kunstprodukte, das alle Beurtheilung derselben erst möglich macht. Dieses höhere Muster, welches, in wiefern es durchaus vollständig ist, auch zugleich das höchste ist, kann nun nichts anders als eine bloße Idee seyn, die, wie Kant sagt, *) jeder in sich selbst hervorbringen muß, und darnach er alles, was Objekt des Geschmacks, was Beyspiel der Beurtheilung durch Geschmack sey, und selbst den Geschmack eines jeden beurtheilen muß. Da aber Idee eigentlich einen Vernunftbegriff, und Ideal die Vorstellung eines einer Idee entsprechenden Individuums bedeutet; so kann auch jenes Urbild des Geschmacks, da es nicht durch Begriffe, sondern nur in einzelner Darstellung kann vorgestellet werden, besser das Ideal der Schönheit heißen. Was zu einem Ideal der Schönheit erfordert werde, (woraus sich zugleich sein Ursprung a priori ergiebt,) und auf welche Gattung von Schönheit sich dasselbe einschränke, muß bey Kant am angeführten Orte selbst nachgelesen werden.

2. „Eben so wenig könne die Frage den Sinn haben: ob der Geschmack eine besondere von dem

*) Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, S. 53.

dem Verstande und der Vernunft unabhängige Seelenkraft, oder wohl ein besondrer innerer Sinn sey. Denn es sey ausgemacht, daß der Geschmack der Verstand selbst sey, wiefern derselbe auf das Schöne angewendet werde."

Diesen Sinn hat jene Frage freylich nicht. Allein sie kann doch gewiß nicht gründlich beantwortet werden, ohne zuvor zu untersuchen, ob der Geschmack nicht eben so ein besonderes von dem Verstande in weiterer Bedeutung verschiedenes Erkenntnißvermögen sey, als Verstand im engern Sinn und theoretische und praktische Vernunft, und ob ihm nicht eben so, wie der theoretischen und praktischen Vernunft, als Erkenntnißvermögen, ein eigenes Gemüthsvermögen zum Grunde liege, das mithin auch ein eigenthümliches Princip für den Geschmack, als einen besondern Zweig des Erkenntnißvermögens, überhaupt nothwendig macht. Denn es könnte doch wohl der Fall seyn, daß der Geschmack eben darum, weil er, obgleich von dem Verstande in weiterer Bedeutung abhängig, dennoch ein Zweig eines besondern von dem Verstande in engerer Bedeutung und der theoretischen und praktischen Vernunft ganz verschiedenen Erkenntnißvermögens wäre, und ein eigenthümliches durch die Natur desjenigen Vermögens, aus welchem der Geschmack seinen Ursprung unmittelbar nimmt, bestimmtes Princip hätte. Und dieß ist denn auch wirklich der Fall, wie nunmehr nach den Resultaten der Kantischen Kritiken der reinen (theoretischen

schen) und der praktischen Vernunft, ingleichen der Urtheilskraft, solches zu Tage liegt; nach welchen nicht allein die Arten des Vorstellungsvermögens, in Erkenntnißvermögen, Begehrungsvermögen, und das zwischen beyden liegende Gefühl der Lust und Unlust, genau abgesondert, sondern auch die einem jeden dieser Gemüthsvermögen entsprechenden Erkenntnißvermögen in das des Verstandes und der theoretischen Vernunft, der praktischen Vernunft, und der zwischen beyden liegenden Urtheilskraft, in wie fern dieselbe reflektirend ist, specificirt sind, und einer jeden dieser Arten des Erkenntnißvermögens überhaupt, wegen der einer jeden eigenthümlichen Art der Aeußerungen ihrer Thätigkeit, ein besonderes Princip, und eine eigene nur auf dem Gebiete einer jeden gültige Gesetzgebung gesichert worden ist. Um mich Ihnen, mein Freund, deutlicher zu machen, muß ich Ihnen die ganze Charte des menschlichen Vorstellungsvermögens vorlegen. Doch kann ich hier nur Umrisse geben, die Ausfüllung und Illumination werden Sie schon selbst hinzufügen.

Der Sitz des Bewußtseyns aller in uns vorgehenden Veränderungen, oder das, was in uns sich durch Denken, Begehren und Empfinden verändert, nennen wir das Gemüth, und nur darum nicht Seele, weil man mit diesem Ausdruck leicht den Gedanken einer einfachen einzelnen von dem Körper verschiedenen Substanz rege machen kann, der doch zur Untersuchung der Gemüths- und Erkenntnißvermögen gar nichts beyträgt. Jede Ver-

änderung des Gemüths, sie mag durch Denken, Begehren oder Empfinden entstehen, löst sich zuletzt in das auf, was wir Vorstellung überhaupt nennen; Vorstellung ist mit einem Worte der Gattungsbegriff aller Gemüthsveränderungen. In jeder Vorstellung unterscheiden wir diese von dem Subjekte und von dem Objekte der Vorstellung, mithin dreyerley, die Vorstellung, das Vorstellende, und das Vorgestellte. Es können also auch Beziehungen dieser drey Stücke unter einander Statt finden. Es sind nur folgende drey möglich. Wir beziehen die Vorstellung entweder auf ein bereits würklich gegebenes Objekt, oder auf ein Objekt, das erst würklich werden soll, oder auf das Subjekt. Im ersten Falle erkennen, im zweyten begehren, im dritten fühlen wir; und da die Wirklichkeit des Erkennens, Begehrens und Fühlens, ihre Möglichkeit voraussetzt, das aber, was den Grund der Möglichkeit von etwas enthält, Vermögen genannt wird, so muß auch einer jeden jener drey Veränderungen des Gemüths ein eigenes Vermögen zum Grunde liegen, und diese heißen das Erkenntnißvermögen, das Begehrungsvermögen und das Gefühl der Lust und Unlust. Wenn das Erkenntnißvermögen in uns thätig ist, so beziehen wir im Bewußtseyn entweder die Vorstellung von einem wirklich gegebenen Objekte unmittelbar, und ohne Beyhülfe irgend einer andern Vorstellung, auf das Objekt; dann heißt die Vorstellung eine unmittelbare, oder eine Anschauung, und das ihr entsprechende besondere Erkennt-

kenntnißvermögen Sinnlichkeit; oder wir beziehen die Vorstellung von dem Gegenstande nur mittelst einer andern Vorstellung, die nur ein Merkmal der unmittelbaren Vorstellung, der Anschauung, ist, und also auch andern unmittelbaren Vorstellungen zukommen kann, auf den Gegenstand. Dann heißt die Vorstellung eine mittelbare, oder ein Begriff, weil sie mehrere unmittelbare Vorstellungen oder Anschauungen unter sich begreift, und die ihr entsprechende Art des Erkenntnißvermögens wird Verstand in der weitern Bedeutung genannt. Er ist also das Vermögen der Begriffe, und ist in Ansehung derselben folgender Operationen fähig. 1) Entweder begreift er blos das Besondere in ein Allgemeines, das Individuum in seine Art, die Art in ihre Gattung — er denkt; dann specificirt sich der Verstand im weitern Sinn in den Verstand im engern Sinn. Er geht nur auf die Erkenntniß dessen, was ist und geschieht, nur auf die Erkenntniß der Dinge der Natur als Erscheinungen, und ist also auch nur für diese durch seine reinen Begriffe oder Categorien in Verbindung mit den Formen der Sinnlichkeit, Zeit und Raum, gesetzgebend; er schreibt der Natur als Erscheinung Gesetze vor. 2) Oder er verbindet Begriffe, als Prädikate, mit Begriffen oder Anschauungen, als Objekten; er subsumirt das Besondere, den Begriff oder die Anschauung, als Objekt betrachtet, unter das Allgemeine, den Begriff, als Prädikat betrachtet; mit einem Worte: er urtheilt. Durch dieses Verfahren specificirt sich der Verstand im

weitern

Sinne zur Urtheilskraft. 3) Oder er verbindet zwey oder mehrere Urtheile, um ein drittes dadurch zu Stande zu bringen. Er derivirt das Besondere, die Folge, aus dem Allgemeinen, den vorausgeschickten Urtheilen Vordersätzen; er schließt, und specificirt sich dadurch zur Vernunft. Diese ist entweder auf die Erweiterung der Erkenntnisse in Ansehung der im Gebiete des Erkenntnißvermögens liegenden Gegenstände, in Ansehung dessen, was ist und seyn, was geschieht und geschehen kann, (im Gebiete des Naturbegriffs,) oder auf die Erkenntniß dessen, was seyn und geschehen soll, was ins Gebiet des Begehrungsvermögens (des Freyheitsbegriffs) gehört, gerichtet. Im ersten Falle ist die Vernunft und ihr Gebrauch theoretisch, im zweyten praktisch. Jene hat es wieder entweder mit Gegenständen einer möglichen Erfahrung zu thun, und das Allgemeine, woraus etwas gefolgert wird, wird als durch Erfahrung gegeben, vorausgesetzt; oder sie geht auf übersinnliche Dinge und Prädikate: das Allgemeine, woraus gefolgert wird, sind synthetische Urheile, die von Erfahrung (von Verstand und Sinnlichkeit) unabhängig und a priori durch die Natur der Vernunft selbst hervorgebracht werden. Im ersten Falle ist die Vernunft und ihr Gebrauch logisch oder formal, und ihr Grundsatz: vollendete Einheit der bedingten Erkenntniß des Verstandes durch das Unbedingte. Im zweyten Falle ist die Vernunft und ihr Gebrauch real, transcendental, rein, speculativ, und metaphysisch, und ihr höchster Grundsatz ist der

Schluß

Schluß von der Existenz des Bedingten auf die Existenz des Unbedingten: der Gebrauch desselben aber nur regulativ und nicht constitutiv, da das Unbedingte durch keine Erfahrung gegeben werden, und also keine objektive Erkenntniß von Gegenständen gewähren kann; durch einen constitutiven Gebrauch und wenn die Vernunft darauf ausgeht, ein wirkliches Erkenntniß festsetzen zu wollen, wird sie **transcendent** und **dialektisch**. **Praktisch** ist die Vernunft und ihr Gebrauch, wenn sie das Begehrungsvermögen selbst, a priori, bestimmt; und ihr erster Grundsatz ist: handle und bestimme dich nach allgemeinen und nothwendigen Zwecken. Wir haben nun noch die **Urtheilskraft** zu spezificiren, die das Vermögen ist, das Besondere als enthalten unter dem Allgemeinen zu denken. Nun ist ihr aber entweder das **Allgemeine** die Regel, das Princip, das Gesetz, gegeben, um darunter das Besondere subsumiren zu können; oder es ist ihr nur das **Besondere** gegeben, wozu sie erst das Allgemeine finden soll. Im erstern Falle ist die Urtheilskraft **bestimmend**, sie setzt etwas in Ansehung unserer Erkenntniß fest, geht auf Erkenntniß der Dinge in der Erfahrung; mithin ist dieser ihr Gebrauch nur logisch, und bedarf also keines eigenen Princips, da sie solches mit dem auf Erweiterung der Erkenntniß gerichteten Verstande, der die Begriffe, als das gegebene Allgemeine, auf Gegenstände der Erfahrung, als das Besondere, anwendet, gemein hat. Im zweyten Falle hingegen ist die Urtheilskraft **reflektirend**; sie re-

flektirt über die Formen der Natur und ihrer besondern empirischen Gesetze nach dem Eindrucke, den diese auf das Gefühl der Lust und Unlust machen, und bedarf hierzu eines eigenen Princips.

Außer der Bestimmbarkeit der Objekte der Natur durch die Gesetze des Verstandes und der bestim menden Urtheilskraft, sind nemlich dieselben auch noch durch die reflektirende Urtheilskraft in Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust, als dem der reflektirenden Urtheilskraft entsprechenden Gemüthsvermögen, bestimmbar. Diese Art der Bestimmbarkeit der Dinge kann weder von den Begriffen und Gesetzen des Verstandes und der bestimmenden Urtheilskraft, noch von den Gesetzen der praktischen Vernunft abhängen, indem das in der Anschauung der Dinge empfundene Gefühl der Lust und Unlust weder Begriffe von diesen Dingen, noch eine Begierde nach denselben voraussetzt, sondern muß in einem der reflektirenden Urtheilskraft a priori eigenthümlichen Princip ihren Grund haben. Dieses kann aber kein anderes, als die Zweckmäßigkeit der Formen der Dinge der Natur seyn. Da nemlich diese mannichfaltigen Formen, welche das der reflektirenden Urtheilskraft gegebene Besondere sind, durch die Begriffe von den Dingen unbestimmt gelassen werden, gleichwohl aber, um ein System der Erfahrung von ihnen möglich zu machen, nothwendig ist, daß sie in ihrer Mannichfaltigkeit nach einer Einheit oder als miteinander übereinstimmend betrachtet werden; diese Uebereinstimmung oder Einheit aber jenen

nen Formen weder durch den Verſtand vermittelſt der Begriffe geſetzlich vorgeſchrieben, noch auch aus der Erfahrung genommen werden kann, weil man alsdann nicht mehr ſagen könnte, daß das Allgemeine zu dem Beſondern erſt geſucht werden ſollte, indem es ja wirklich ſchon gegeben ſeyn würde: ſo muß auch nothwendig der Grund dieſer Einheit und Uebereinſtimmung in der reflektirenden Urtheilskraft ſelbſt liegen; ſie muß nemlich annehmen, daß irgend ein Verſtand, wiewohl nicht der unſrige, den Grund der Uebereinſtimmung und des Zuſammenhanges jener mannichfaltigen Formen enthalte. Die Urtheilskraft gibt ſich alſo dadurch ſelbſt ein Geſetz, nicht der Natur. Weil nun der Begriff von einem Objekte, ſofern er zugleich den Grund der Wirklichkeit dieſes Objekts enthält, der Zweck und die Uebereinſtimmung eines Dinges mit derjenigen Beſchaffenheit der Dinge, die nur nach Zwecken möglich iſt, die Zweckmäßigkeit der Form derſelben heißt; ſo iſt das Princip der Urtheilskraft in Anſehung der Form der Dinge der Natur, die Zweckmäßigkeit der Natur in ihrer Mannichfaltigkeit, d. i. die Natur wird durch dieſen Begriff ſo vorgeſtellt, als ob irgend ein Verſtand, obwohl nicht der unſrige, den Grund der Einheit ihrer unter das Gebiet des Gefühls der Luſt und Unluſt gehörigen, durch die Naturbegriffe (Verſtandsbegriffe a priori) unbeſtimmt gelaſſenen Formen und beſondern durch die theoretiſche Vernunft nicht beſtimmbaren beſondern empiriſchen Geſetze, enthalte. Nur mit dieſer

Vorstellung der Zweckmäßigkeit ist ein Gefühl der Lust verbunden, und zwar deswegen, weil hier die Harmonie der mannichfaltigen Formen und besondern empirischen Gesetze der Natur mit unserm Bedürfnisse, Einheit der Principien in dieselben hineinzubringen, blos zufällig ist. Es erfreuet uns, (wir werden eines Bedürfnisses, hier des Verstands, Einheit in das Mannichfaltige zu bringen, entlediget) wenn wir wider Vermuthen, und gleich als ob ein glücklicher Zufall unsere Absicht begünstigte, eine systematische Einheit unter den Formen der Dinge der Natur, denen wir selbst gar keine Gesetze vorschreiben können, antreffen. Da hingegen das Zusammentreffen der Wahrnehmungen mit den Verstandsbegriffen nicht die mindeste Wirkung auf das Gefühl der Lust macht; weil unser Verstand der Natur, zum Behuf einer Erkenntniß von ihr, als Objekt der Sinne, selbst Gesetze vorschreibt, mithin die Uebereinstimmung der Erscheinungen mit den Gesetzen des Verstandes nicht zufällig, sondern nothwendig ist. Wir beurtheilen hier die Vorstellungen von den Dingen nicht als zweckmässig, sondern als gesetzmäßig. Was nun die Zweckmäßigkeit, oder die Uebereinstimmung eines Dinges mit der nur nach Zwecken möglichen Beschaffenheit der Dinge, betrifft, so beruhet dieselbe entweder auf einem blos subjektiven Grunde; man stellt sich dieselbe als eine Uebereinstimmung der Form des Gegenstandes in der Auffassung desselben vor allem Begriffe mit dem Erkenntnißvermögen vor, um die Anschauung mit Begriffen zu einem

Erkennt-

Erkenntniß überhaupt zu vereinigen. Oder sie beruhet auf einem objektiven Grunde; man stellt sich dieselbe als Uebereinstimmung der Form des Gegenstandes mit der Möglichkeit desselben selbst erst nach einem Begriffe von ihm, der vorhergeht und den Grund dieser Form enthält, vor. Hier ist die Zweckmäßigkeit eine objektive, materiale, und die Urtheilskraft, in der sie als Princip vorhanden ist, heißt die teleologische, d. i. ein Vermögen, die reale oder objektive Zweckmäßigkeit der Natur durch Verstand und Vernunft zu beurtheilen. Dort hingegen ist die Zweckmäßigkeit formal; und jenes Geschäft verrichtet die ästhetische Urtheilskraft, die auch, in wiefern sie auf das Schöne oder einen Gegenstand geht, der ohne alles Interesse gefällt, Geschmack genannt wird; und mithin ein Vermögen ist, die formale subjektive Zweckmäßigkeit der Natur durch das Gefühl der Lust und Unlust zu beurtheilen.

Sie sehen also, mein Freund, aus dieser Specifikation der Erkenntnißvermögen, deren jedes in unserm Bewußtseyn als ein Factum des menschlichen Gemüths vorhanden ist und sich dadurch unmittelbar unterscheidend kennbar macht, daß sich jene von Hrn. H. aufgeworfene Hauptfrage nicht eher beantworten läßt, als bis entschieden ist, ob der Geschmack ein eigenes von dem Verstande in engerer Bedeutung, ingleichen von der theoretischen und praktischen Vernunft unterschiedenes, auf ein eigenes Gemüthsvermögen gegründetes Erkenntnißvermögen sey; und man kann es

für so ausgemacht, wie unser Verfasser will, nicht annehmen, daß der Geschmack der Verstand selbst sey, wiefern derselbe auf das Schöne angewendet werde. Denn obgleich alle Wirkungen aller Erkenntnisvermögen sich auf eine und dieselbe Grundkraft reduciren lassen müssen, und aus derselben entspringen, so gründen sich doch auch alle Systeme, alle Wissenschaften auf die vollständige Analysis des Vorstellungsvermögens, als Gattung in ihre Arten, und würden ohne dieselbe schlechterdings nicht zu Stande gebracht werden können. Und ob zwar der Geschmack, oder die ästhetische Urtheilskraft, wiefern sie auf das Schöne geht, eben so wie die übrigen Erkenntnißvermögen, in dem Vorstellungsvermögen überhaupt gegründet ist, so würde doch ein System der Aesthetik, oder vielmehr eine Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, nicht möglich seyn, wenn man es blos bey jenem allgemeinen unbestimmten Begriffe vom Geschmack, den der Verf. angibt, bewenden lassen wollte. Unter Verstand mag man nun entweder den Verstand in weiterer oder in engerer Bedeutung verstehen, so wird man, wenn man blos dabey stehen bleibt, und den letztern nicht näher bestimmt, nie auf das kommen, was die ästhetische Urtheilskraft von beyden specifisch unterscheidet, man würde den Verstand blos für das Vermögen das Mannichfaltige der Anschauungen unter Begriffe zusammenzufassen, und das Schöne für den Gegenstand als Erscheinung selbst nehmen müssen, und dadurch das, was Theorie des Geschmacks oder der ästhetischen

Urtheils-

Urtheilskraft seyn sollte, zu einem Theil der angewandten Logik machen, welches denn auch bisher durchgängig der Fall gewesen ist.

3. „Endlich könne die von dem Herrn Verf. aufgeworfene Frage auch nicht den Sinn haben: Ob der Geschmack seine eigenen, von keinem höhern Princip abhängigen, für sich bestehenden Gesetze habe; denn es lehre die Erfahrung, daß ein dergleichen Gesetz noch bis jetzt durch keine Beobachtung, durch keine Analyse gefunden sey.“

Ich muß gestehen, mein Freund, daß es mir unbegreiflich ist, wie sich ein Mann von Herrn Heydenreichs philosophischem Geiste, und dessen einziges Geschäft Philosophie ist, hier so sehr hat vergessen können. Wie kann man schließen: weil bis jetzt noch keine dem Geschmack eigenthümlichen und von andern Gesetzen unabhängigen Gesetze entdeckt worden sind, so sind dergleichen auch unmöglich? Aber auch die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil. Denn das ist eben die Frage, die Hr. Prof. Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft aufgeworfen und bejahend beantwortet und erwiesen hat. Er hat ein Princip für den Geschmack aufgestellt, das demselben allein eigen ist und ganz unabhängig von andern Principien für sich besteht. Nach der zu Ende der Vorrede des Heydenreichschen Systems der Aesthetik befindlichen Note kannte zwar derselbe jene Kritik der Urtheilskraft, allein Hr. H. hatte das System der Aesthetik schon vor

der Erscheinung des Kantischen Werks ausgearbeitet, und dieses zur Zeit, da er die Vorrede zu seinem Buche schrieb, weder ganz gelesen noch studirt. Man kann ihm also den Mangel jener Erfahrung, da sie erst nach der Ausarbeitung und vielleicht schon nach dem Abdruck der Aesthetik, bekannt wurde, nicht zur Last legen, und Hr. H. wird ohnfehlbar jetzt, da er die Kritik der Urtheilskraft ganz gelesen und geprüft haben wird, der bessern Ueberzeugung Raum geben, und nunmehr einsehen, daß seine Theorie nur auf eine precäre Weise bestehen kann, so wie alle vor ihm vorhandenen Theorien, die er eben nicht billig behandelt; da er, so wie die Verfasser der letztern, unterlassen hat, aus der Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens und insbesondere der Urtheilskraft zu zeigen, daß gar kein Princip des Geschmacks durch dieselbe möglich sey.

Statt jener zweckmäsigern Frage glaubt er nun folgende thun zu müssen:

„Können die Gesetze des Geschmacks aus den höchsten, unwandelbaren, allgemeingültigen Principien der Vernunft dergestalt abgeleitet werden, daß jeder vernünftige Mensch eben so gewiß ihnen Beyfall geben muß, als er sich durch diese unauflöslich gebunden fühlt?“

Ehe sich aber der Verf. auf die Beantwortung dieser Frage einläßt, und zeigt, ob und in wiefern Principien, die in das Gebiet eines besondern

Erkennt-

Erkenntnißvermögens, (hier z. B. des Geschmacks oder der ästhetischen Urtheilskraft) gehören, sich aus den, einem andern Erkenntnißvermögen, (z. B. der theoretischen Vernunft) angehörenden Principien ableiten lassen, (nur daß ich meines Orts nicht einzusehen im Stande bin, welches denn diese Gesetze des Geschmacks, und diese allgemeingültigen Vernunftprincipien in Specie sind, die in einem solchen Causalverhältnisse stehen,) gibt er uns zuvor etwas, das ein Beweis der Allgemeingültigkeit seiner abgeleiteten Geschmacksgesetze, von welchen er jedoch noch keines sehen läßt, seyn soll, zum besten; es ist aber im Grunde weiter nichts, als ein bloßer Machtspruch, der überdieß widersprechend und ohne Sinn ist. Lesen Sie nur S. 85. „Allein, sagt er, die aus ihnen (den reinen höchsten Gesetzen der Vernunft) abgeleiteten, durch Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung gebildeten Gesetze, sind ihnen (diesen Vernunftgesetzen) in Rücksicht auf den Ursprung, die Ursache und den Umfang der Gültigkeit völlig gleich. Man nehme den Erfahrungsstoff von ihnen weg, so bleibt immer die Form des Gesetzes in ihrer ursprünglichen Reinheit, Voll- und Allgemeingültigkeit zurück, welche von ihrem Quell, der reinen Vernunft aus, überall gleich stringirend, im Innern aller untergeordneten Gesetze herrscht.“

Der Verf. gibt hier zu verstehen, daß die Geschmacksgesetze durch Anwendung der theoretischen Vernunftgesetze auf Gegenstände der Erfahrung gebildet würden. Aber dann wären ja die

Gesetze des Geschmacks keine besondern und abgeleiteten Gesetze, sondern vielmehr die Gesetze der theoretischen Vernunft selbst, nur auf Erscheinungen angewandt. Wie ist es aber möglich nach theoretischen Vernunftgrundsätzen zu beurtheilen, was an einem Gegenstande schön ist, da eines Theils Schönheit keine Beschaffenheit des sinnlichen Gegenstandes ist, die sich durch Anwendung der Verstandsbegriffe auf die Anschauung des Gegenstandes erkennen ließe, und der Begriff von dem Gegenstande schlechterdings kein Merkmahl enthalten kann, das dem Gegenstande, als schönen, zukäme, indem wir, um denselben als schön zu beurtheilen, die Vorstellung des Gegenstandes nicht auf den Gegenstand, sondern auf unser Subjekt oder den Eindruck beziehen, den sie auf unser Gefühl der Lust macht; andern Theils aber Grundsätze der theoretischen Vernunft schlechterdings hier gar nicht anwendbar sind? Denn nur der Verstand und seine Begriffe machen für die Vernunft eben so einen Gegenstand aus, wie die Sinnlichkeit und ihre Anschauungen für den Verstand, und die wirklichen Objekte für die Sinnlichkeit. Das Geschäft der Vernunft ist, durch ihre Ideen und Grundsätze des Unbedingten, Gleichartigen, Mannichfaltigen und der Verwandtschaft, in alle möglichen empirischen Verstandeshandlungen systematische Einheit zu bringen; so wie das Geschäft des Verstandes, das Mannichfaltige der Anschauungen in Begriffe zusammenzufassen und Urtheile zu bilden. Die Vernunft bestimmt also

in

in Rücksicht auf sinnliche Gegenstände und die Beziehung ihrer Vorstellungen auf das Gefühl der Lust gar nichts, sondern sie gehet nur auf die Begriffe und Urtheile des Verstandes, um sie unter sich zu verbinden und in Einheit und systematischen Zusammenhang zu bringen. Dieses bewürkt die Vernunft dadurch, daß sie zu jedem Urtheile des Verstandes (Schlußsatz) eine allgemeine Bedingung (einen Obersatz durch den Mittelbegriff) sucht. Z. B. wenn wir schließen: Alles Zusammengesetzte ist veränderlich, die Körper sind zusammengesetzt; also sind die Körper veränderlich — so fällen wir im Schlußsatze das Urtheil, daß den Körpern das Prädikat veränderlich, im Obersatze, blos unter der Bedingung zukomme, daß sie zusammengesetzt sind; weil dieses eben die Bedingung ist, unter welcher das Prädikat in der Regel des Obersatzes allgemein, für alle Körper, gültig ist. Von dieser allgemeinen Regel oder Bedingung sucht die Vernunft durch einen Prosyllogismus, d. i. durch einen Schluß, wodurch der Grund des vorhergehenden Schlusses bewiesen wird, eine neue, noch allgemeinere Bedingung, und dieses Geschäft setzt sie so lange fort, bis sie endlich zu einer Bedingung kömmt, die von keiner Bedingung weiter abhängig ist, d. i. zum Unbedingten; und nur durch dieses Unbedingte wird die von der Vernunft gesuchte Einheit vollendet. Das höchste Princip der Vernunft ist also: suche zu allen bedingten Erkenntnissen das Unbedingte. Der Begriff des Unbedingten ist aber kein Verstandsbegriff; denn

sonst

sonst müßte er sich auf Gegenstände der Erfahrung anwenden lassen, die alle nur bedingt sind, d. i. immer etwas voraus setzen, das ebenfalls nur bedingt ist. Er gehört mithin lediglich der Vernunft zu, und ist mit derselben eben so nothwendig verknüpft, als die Kategorien mit dem Verstande. Da aber solche Begriffe, die gar nicht auf Anschauungen und die ihnen entsprechenden Erscheinungen anwendbar sind, Ideen heißen, so ist das Unbedingte auch nur eine Idee, die keine objektive, sondern nur subjektive Gültigkeit hat, indem sie nicht vorschreiben kann, daß sich das Unbedingte wirklich unter den gegebenen Gegenständen finde, sondern nur gebietet, dem Unbedingten nachzugehen, und alles Bedingte unter das Unbedingte, als die größte Einheit, zu fassen. Mithin ist auch das Princip der Vernunft, das sich auf diese Idee des Unbedingten gründet, kein constitutives, sondern nur ein regulatives Princip; es läßt sich daraus nicht die Möglichkeit eines Gegenstandes erkennen, sondern es dienet nur Einheit und Zusammenhang unter den Begriffen und Urtheilen des Verstandes zu bewürken. So mancherley aber die Vernunftschlüsse sind, so viel gibt es auch Arten des Unbedingten. Nun sind aber die Vernunftschlüsse ihrer Form nach entweder kategorische, oder hypothetische, oder disjunktive. *) Die kategorische Form

*) Ein kategorischer Vernunftschluß ist ein solcher dessen Obersatz ein kategorisches Urtheil, d. i. ein solches enthält, das ein Verhältniß des Subjekts zum

Form führt auf ein Unbedingtes der Bedingungen der Inhärenz, d. i. auf die Idee eines absoluten Subjekts, das nicht wieder Prädikat eines andern seyn kann; die hypothetische Form auf ein Unbedingtes der Bedingungen der Dependenz, oder auf die Idee des absoluten Unabhängigen, und die disjunktive, auf ein Unbedingtes der Bedingungen der Concurrenz, oder auf die Idee des absoluten Allbefassenden, oder der absoluten Gemeinschaft. Diese drey Ideen gebieten also der Vernunft, in der sie a priori sind, absolute Einheit des Subjekts, absolute Einheit oder Vollständigkeit in der Reihe der Bedingungen der Erscheinungen, und absolute Einheit, oder die oberste Bedingung der Möglichkeit von allem überhaupt,

zum Prädicate ausdrückt. Z. B. Alles Zusammengesetzte ist veränderlich. Ein hypothetischer — dessen Obersatz ein hypothetisches Urtheil, d. i. ein solches enthält, das ein Verhältniß des Grundes zur Folge ausdrückt. Z. B. die Sonne erwärmt den Stein. Ein disjunktiver endlich — dessen Obersatz ein disjunktives Urtheil, d. i. ein solches enthält, das ein Verhältniß der Sphäre oder des Ganzen einer Erkenntniß zu den Theilen, welche die Sphäre oder das Ganze bestimmen, ausdrückt. Z. B. Wenn man sagt: Die Welt ist entweder durch einen blinden Zufall oder durch innere Nothwendigkeit, oder durch eine äußere Ursache da: so nimmt jeder dieser Sätze einen Theil der Sphäre des möglichen Erkenntnisses über das Daseyn der Welt ein, und alle zusammen machen die ganze Sphäre aus.

haupt, was gedacht werden kann, und was mithin der Inbegriff aller Realität ist, zu suchen. Die erste Idee führt also auf die Idee vom Substanziellen, sowohl der Körper als auch vorzüglich unsrer Seele; die zweyte auf die Idee eines Wesens aller Wesen; und die dritte auf die Idee eines Weltalls. Die erste ist physiologisch und vornemlich psychologisch; die zweyte theologisch, und die dritte kosmologisch. Und so gibt denn die Vernunft die Idee zu einer rationalen Seelenlehre, Theologie und Kosmologie.

Und hiermit ist denn auch zugleich alles erschöpft, was Vernunft mit ihren Ideen und Grundsätzen des absoluten Subjekts, der absoluten Unabhängigkeit, und absoluten Gemeinschaft, die sich alle drey auf die Idee und den Grundsatz des Unbedingten stützen, und außer welchen weiter keine Vernunftideen und Grundsätze in der Vernunft vorhanden sind, zu leisten im Stande ist, und es ist mir unbegreiflich, wie Herr H. mit völliger Vergessung der Kantischen Kritik der reinen Vernunft, von Geschmacksgesetzen, die sich auf reine Vernunftgesetze gründen sollen, von Vernunftgrundsätzen, die durch Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung Geschmacksgesetze würden, von denen man nur den Erfahrungsstoff wegzunehmen brauche, um sie wieder in ihrer reinen Form, Voll- und Allgemeingültigkeit zurückzuerhalten u. s. w. hat reden können.

Und nun rückt Herr H. der Beantwortung seiner Frage näher.

„Ge-

„Geschmacksgesetze, heißt es, sollen bestimmen, was wahre, was falsche Schönheit sey; mithin dürften wir nur, um ihre mögliche Ableitung aus den Principien der Vernunft zu zeigen, den Begriff der Schönheit genauer bestimmen, oder, wenn sich dieser Begriff nicht sollte bestimmen lassen, wenigstens seinen mannichfaltigen Inhalt einer Kritik unterwerfen.“

Zuförderst muß ich bekennen, daß ich nicht begreifen kann, wie sich ein Begriff, als ein solcher, nicht sollte bestimmen lassen können, und noch weniger, wie es möglich sey, den mannichfaltigen Inhalt eines Begriffs der Kritik zu unterwerfen (welches wahrscheinlich hier so viel als analysiren bedeuten soll) wenn sich der Begriff gar nicht bestimmen läßt, d. i. wenn gar kein Begriff, d. i. kein Mannichfaltiges, das begriffen würde, vorhanden ist. Was aber die Hauptsache betrift, daß man nemlich, um die Ableitung der Geschmacksgesetze aus den Principien der Vernunft zu zeigen, den Begriff der Schönheit genau bestimmen müsse, so will der Verf. wahrscheinlich dadurch zu verstehen geben, daß die Geschmacksgesetze sich aus dem Begriffe der Schönheit ergäben. Um die Geschmacksgesetze aus den höchsten Vernunftgesetzen herleiten zu können, müsse man jene erst kennen lernen, und dieses bewürke man durch eine Zergliederung des Begriffs der Schönheit. Wenn aber nach der eigenen Behauptung des Verf. die Geschmacksgesetze allererst bestimmen sollen, was

wahre

wahre Schönheit sey, so ist es ja unmöglich, vor diesen Geschmacksgesetzen schon einen Begriff von Schönheit zu haben, und folglich auch unmöglich, aus einem Begriffe von Schönheit die Geschmacksgesetze kennen zu lernen. Und so ist es denn auch in der That. Eben so wie die Begriffe des Wahren und Guten allererst durch die Gesetze des Verstandes und der praktischen Vernunft bestimmt und möglich gemacht werden, so wird auch der Begriff von Schönheit erst durch die Natur und das Princip des Geschmacks oder der ästhetischen Urtheilskraft bestimmt und möglich. Einen Begriff vom Schönen auf Gerathewohl annehmen, hieße die Gesetzgebung des Geschmacks auf einem sehr unzuverläßigen Grunde errichten. Denn wer könnte entscheiden, welcher unter allen aufgestellten Begriffen von Schönheit der wahre sey, wenn kein Gesetz a priori vorhanden wäre, an welches man jeden Begriff zur Beurtheilung seiner Gültigkeit oder Ungültigkeit halten könnte? und es streitet wider alle Regeln der philosophischen Behandlung, wenn man das, was erst entschieden werden soll, schon als entschieden voraussetzt. Ueberhaupt kann es keine Regel des Geschmacks geben, die objektiv, durch Begriffe, bestimmte, was schön sey. Denn alle Urtheile, die der Geschmack fällt, sind nicht bestimmend, geben kein Erkenntniß von dem Gegenstande, in ihnen legt man keinen allgemeinen Begriff des Verstandes einem Gegenstande als Prädikat bey, sondern sie sind ästhetisch, d. i. das Gefühl des Subjekts allein ist der Bestimmungs-

grund

grund seines Urtheils. Aus diesem Grunde ist es, wie Kant sagt, eine fruchtlose Bemühung, ein Princip des Geschmacks zu suchen, welches das allgemeine Criterium des Schönen durch bestimmte Begriffe angäbe, weil, was gesucht wird, unmöglich und an sich selbst widersprechend ist. —

Um nun zum Behuf der Erkenntniß der Geschmacksgesetze den Begriff der Schönheit bestimmen und alsdann jene aus den höchsten Vernunftgesetzen herleiten zu können, liefert der Vers. eine Theorie der Empfindungen. Er meynt nemlich

„Alle Schönheit bewirke angenehme Empfindungen, und eben deswegen nenne man gewisse Gegenstände schön, weil sie es auf eine bestimmte Art thäten. Wenn man nun im Allgemeinen wisse, wiefern man Empfindungen überhaupt, und insbesondere angenehme Empfindungen, auf Principien zurückführen könne, ob dieses bey allen, oder nur bey einigen Arten von Empfindungen möglich sey; so könne man auch schon im voraus die Anwendung auf die Empfindung des Schönen machen, und ahnden, ob und wiefern sie sich unter Vernunftprincipien ordnen liessen.“

Ich finde hier folgendes zu bemerken. Erstlich gibt es überhaupt keinen adäquaten Begriff von einem Gegenstande, wenn ich ihn blos nach dem, was er würkt, bestimmen will; ich erkenne dadurch nicht, was der Gegenstand an und für sich

ist, sondern nur etwas, wovon er die Ursache ist. Da aber Hr. H. die Gesetze des Geschmacks durch den Begriff der Schönheit oder (nach seiner Art zu reden) durch die Kritik seines mannichfaltigen Inhalts, falls jener sich nicht bestimmen ließe, bestimmen will, so hätte er uns nicht zu den Wirkungen dessen, was schön seyn soll, sondern unmittelbar zu den Merkmahlen des Schönen selbst führen, er hätte zeigen sollen, was denn das ist, was an dem schönen Gegenstande als schön angeschaut und durch den Verstand begriffen wird. Daß er aber dieses nicht gethan hat, liegt freylich nicht an ihm, sondern an der Sache selbst, die unmöglich ist.

Hiernächst ist aber auch die angenehme Empfindung kein bestimmtes und unterscheidendes Kriterium der Schönheit. Denn es können uns Gegenstände angenehm seyn, ob wir sie gleich nicht für schön halten; ja gerade deswegen, weil uns ein Gegenstand angenehm ist, kann er nicht schön genannt werden. Das Angenehme ist nur eine Art des Wohlgefallens, so wie das Schöne und Gute. Wir bezeichnen durch diese Ausdrücke drey Verhältnisse unserer Vorstellungen zum Gefühl der Lust und Unlust. Angenehm ist, was uns vergnügt, was den Sinnen in der Empfindung gefällt; schön, was uns blos gefällt; gut, was geschätzt, worin von uns ein objektiver Werth gesetzt wird. Das Wohlgefallen am Schönen unterscheidet sich von den beyden andern Arten desselben dadurch, daß es frey und uninteressirt ist; denn hier zwingt uns weder ein Interesse der Sinnen

nen, wie es bey dem Wohlgefallen am Angenehmen der Fall ist, noch ein Interesse der Vernunft, wovon das Wohlgefallen am Guten nothwendig begleitet ist, den Beyfall ab. Es bezieht sich lediglich auf Gunst, so wie sich hingegen das Wohlgefallen am Angenehmen auf Neigung, und das am Guten auf Achtung bezieht. Gunst aber ist unter diesen drey Arten des Wohlgefallens das einzige freye Wohlgefallen. Denn ein Gegenstand der Neigung läßt uns, so wie ein solcher, der uns durch ein Gesetz der praktischen Vernunft zum Begehren auferlegt wird, keine Freyheit, uns aus ihm einen Gegenstand der Lust zu machen. Das Interesse der Neigung, so wie der Vernunft, setzt ein Bedürfniß voraus, oder bringt eines hervor, und da es unsern Beyfall bestimmt, so läßt es das Urtheil über den Gegenstand nicht mehr frey.

Endlich ist es auch schlechterdings unmöglich, die Empfindungen überhaupt, und besonders angenehme Empfindungen, auf Vernunftprincipien zurückzuführen, oder von denselben abzuleiten. Denn da der Verf. selbst erklärt, daß Empfindung lediglich das Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen sey, wir aber in der Beurtheilung eines Gegenstandes, als angenehmen, die Vorstellung desselben nicht auf den Gegenstand selbst, sondern auf das Subjekt und das durch die Vorstellung modifizirte Gefühl der Lust beziehen, wodurch der Gegenstand nicht selbst erkannt, sondern nur als Objekt des Wohlgefallens betrachtet wird, so sind auch weder die Begriffe des Verstandes, noch die Ideen

der Vernunft, so wie die aus ihnen sich ergebenden Vernunftprincipien, da sie sämmtlich auf Erkenntniß und ihre Erweiterung gehen, gar nicht auf die Empfindungen, die nichts mit einer Erkenntniß der Objekte zu thun haben, anwendbar. Die Quelle alles Wohlgefallens, mithin auch des Angenehmen, kann nicht in jenem Erkenntnißvermögen liegen, die, um Erfahrung möglich zu machen, der Natur, als Objekt der Sinne, Gesetze vorschreibt, nicht in dem Vermögen der Begriffe und logischen Urtheile, das blos zur Verbindung des Mannichfaltigen in den Anschauungen und der Begriffe, als Prädikate mit Begriffen oder Anschauungen als Subjekte zum Erkenntniß, gegeben ist, und nicht in dem Vermögen der Ideen und Gesetze, das lediglich zur Bewirkung einer systematischen Einheit und Zusammenhanges der Erkenntnisse unter einander bestimmt ist; sondern in dem Vermögen unsers Gemüths, das sinnlicher Eindrücke empfänglich ist, und der reflektirenden Urtheilskraft, als seinem Gesetzgeber, in jenen Eindrücken, als Gefühlen der Lust und Unlust, den Stoff zu ihren Urtheilen darbietet, um nach diesen Gefühlen, die sie den Anschauungen als Prädikate beyfügt, die Gegenstände in Rücksicht auf die Art des Wohlgefallens oder Misfallens zu beurtheilen.

Uebrigens hat es dem Herrn Verf. nicht gefallen zu erklären, wie man denn schon im Allgemeinen wissen und ahnden könne, ob und wiefern sich Empfindungen überhaupt, und insbesondere angenehme Empfindungen, auf Principien der

Vernunft

Vernunft zurückführen und unter dieselben ordnen lassen. Da er dieses aber insbesondere darzuthun bemüht ist, so verlieren wir durch jene Unterlassung im Grunde gar nichts. Sein Räsonnement ist dieses:

„Es gibt eine doppelte Ursache angenehmer und unangenehmer Empfindungen: 1) Receptivität, wenn der Mensch unter gewissen Veranlassungen gezwungen ist, Schmerz und Vergnügen aufzunehmen, wegen des Eindrucks, den gewisse außer seinem Bewußtseyn liegende Gegenstände auf seine Organe machen, ohne daß er den Grund seiner Empfindung in irgend einer der Vernunft nothwendigen Ueberzeugung auffinden kann. 2) Spontaneität, oder die Fähigkeit, sich selbstthätig Schmerz und Vergnügen zu bereiten, indem er selbst sich gewisse Gesetze und Zwecke vorstellt, die er denn bald erreicht, bald verfehlt. Im ersten Falle liegt der Grund des Angenehmen und Unangenehmen außer der Vernunft, im letztern in der Vernunft. Diese Unterscheidung gebe die Antwort an die Hand, welche angenehme oder unangenehme Empfindungen man auf Vernunftprincipien zurückführen könne; nur diejenigen Thätigkeiten und Zustände unsers Wesens nemlich, welche die Natur selbst von Vernunftprincipien abhängig gemacht habe; alle andern hingegen, welche die Natur durch andere Einrichtungen und

Mittel bestimmt habe, ließen sich nicht von Vernunftprincipien ableiten."

Ich will mich nicht an die Worte halten, um alles Ansehen von Schikane zu vermeiden, sondern nur an die Bedeutung derselben; und da kann Hr. H. mit dieser Stelle weiter nichts sagen wollen, als daß die Gefühle der Lust und Unlust entweder von außen durch den Eindruck sinnlicher Objekte auf unsere Sinnenwerkzeuge, oder innerlich durch eigene innere Thätigkeit unserer Vernunft bewirkt werden. Allein, nicht zu gedenken, daß damit die Ursachen der Gefühle noch nicht erschöpft sind, indem wir auch ohne Einwürkung eines äußern Gegenstandes blos durch die Thätigkeit unserer Einbildungskraft selbst in unsern Sinnenorganen einen Reiz hervorzubringen, und auch durch Verstand und Urtheilskraft Gefühle zu erregen im Stande sind, ja sogar Gefühle in uns entstehen können, ohne daß wir uns irgend einer Ursache derselben bewußt sind; so bleibt durch die Bestimmung der Gefühle nach ihren Ursachen die Natur derselben schlechterdings unverändert, und das Objekt, das das Gefühl erregt, trägt zur Veränderung der Beschaffenheit der Gefühle nichts bey: da dasselbe Gefühl, das die unmittelbare Vorstellung eines würklichen Objekts selbst begleitet, sich oben so kräftig durch die bloße lebhafte Vorstellung eines obgleich abwesenden Objekts oder durch eine versinnlichte Idee hervorbringen läßt. Darum also, daß Gefühle der Lust und Unlust durch unmittelbare in unserm Vorstellungsvermögen ohne die geringste

ringste äußere Veranlassung entstandene Vorstellungen und Ideen hervorgebracht werden, kann man noch nicht schließen, daß diese Gefühle in der Vernunft gegründet sind, oder sich aus den Gesetzen derselben herleiten lassen; so wenig als sich behaupten läßt, daß die Gefühle, welche unmittelbar durch den Eindruck sinnlicher Objekte auf unsere Sinnenorgane entstanden sind, blos in den Objekten und ihrer Anschauung ihren Grund haben. Die Wirkung, oder das Gefühl, gibt keinen Unterschied von Ursachen zu erkennen; und damit etwas, es sey nun ein bloßer Gedanke oder ein außer meiner Vorstellung vorhandenes Objekt, die Ursache eines Gefühls der Lust oder Unlust werden könne, dazu wird der Grund der Gefühle der Lust und Unlust selbst, d. i. dasjenige, wodurch sie möglich sind, das Gefühlvermögen, vorausgesetzt; denn durch die Vernunft selbst, als Vermögen der Ideen und Gesetze, sind weder Gefühle der Lust und Unlust, noch ein Vermögen des Gefühls möglich. Dieses ist von jenem, seinem Daseyn nach, ganz unabhängig und eben so wie jenes ein Factum der menschlichen Natur, von dem sich eben so wenig, als von jenem, begreifen und bestimmen läßt, wie es da ist. Wäre es übrigens möglich, die Gefühle der Lust und Unlust aus den Gesetzen der Vernunft abzuleiten, so würden die Gefühle selbst nothwendig Vorstellungen seyn, sie würden den Charakter dessen, was durch Vernunft möglich ist, an sich haben müssen. Gefühle sind aber an und für sich keine Vorstellungen, ob sie gleich Gegen-

stände von Vorstellungen seyn können. Denn wären sie wirklich Vorstellungen, so müßte ich sie, wie solches die Natur der Vorstellungen erfodert, auf das vorstellende Subjekt und ein vorgestelltes Objekt beziehen können. Beydes ist aber nicht möglich. Man kann sie nicht auf das Subjekt beziehen; denn die Gefühle der Lust und Unlust sind bereits Resultate der Beziehung einer Vorstellung irgend eines Gegenstandes auf das Subjekt, und sind blos einfach, sie enthalten kein Mannichfaltiges, das, in eine Einheit des Bewußtseyns zusammengefaßt, auf das Subjekt bezogen werden könnte. Auch nicht auf ein Objekt; denn sie enthalten keine Merkmahle, die man auf einen Gegenstand, er mag Produkt der Natur oder des Verstandes und der Vernunft seyn, beziehen könnte. Und von dieser Beschaffenheit sind alle Gefühle, sie mögen nun entweder durch unmittelbare Wirkung des Verstandes und der Vernunft, oder durch unmittelbare Berührung der Organe, oder auf irgend eine mögliche Art und Weise entstanden seyn. Da ihnen also, vermöge der Natur des Vermögens des Gefühls der Lust und Unlust, gerade dasjenige fehlt, wodurch sich Hervorbringungen der Vernunft zu solchen qualificiren, nemlich ein begriffenes Mannichfaltige, so können sie auch keine Produkte der Vernunft seyn, oder, welches einerley ist, aus derselben hergeleitet werden. Folglich läßt sich aus dem von dem Verfasser gemachten Unterschied in Ansehung des Ursprungs der Gefühle der Lust und Unlust auch nicht erkennen und beurtheilen,

welche

welche angenehme Empfindungen, oder Gefühle, sich auf Principien der Vernunft zurück führen lassen; da beyde, Vernunft und Gefühlvermögen, gänzlich von einander getrennt sind, und ihre eigene Gesetzgebungen haben, die sich gegenseitig nicht beeinträchtigen können, und die Erzeugungen in dem Gebiete der einen mit denen auf dem Gebiete des andern gänzlich ungleich, und eben so wie ihre Quellen, verschieden sind. Wenn es also überhaupt möglich wäre, Gefühle der Lust und Unlust aus den Vernunftgesetzen herzuleiten, so dürfte die Verschiedenheit der Ursachen der angenehmen und unangenehmen Empfindungen nicht hindern, auch diejenigen, die wir blos ohne eigene Thätigkeit aufnehmen, auf jene Gesetze zurückzuführen, da die Wirkung dieselbe ist, sie mag nun durch eigene Selbstthätigkeit hervorgebracht oder blos empfangen seyn.

Zu den angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche sich nicht auf Vernunftprincipien zurück führen lassen, rechnet der Hr. Verf. folgende vier:

1) „Die ganz unmittelbaren, bey denen wir uns gar keiner bestimmten Ursache bewußt wären.“

Solchen Gefühlen entsprechen keine Schönheiten, weil nach dem Verf. dasjenige schön genannt wird, was angenehme Empfindungen erregt, man hier aber nicht weiß, was das ist, das die angenehme Empfindung erregt hat. Schon aus jener Bemerkung aber, daß es auch angenehme Empfindun-

gen gebe, wovon uns die bestimmte Ursach unbewußt ist, hätte der Verf. abnehmen können, daß das Angenehme, oder dasjenige, was den Sinnen in der Empfindung gefällt, weder der einzige, noch überhaupt der Charakter des Schönen seyn könne; weil man sich dessen, was schön seyn soll, jederzeit bewußt seyn muß, und man im Fall des Mangels dieses Bewußtseyns die angenehme Empfindung selbst müßte schön nennen können, welches aber nicht allein gegen allen Sprachgebrauch seyn, sondern auch die Begriffe von angenehm und schön, die doch so verschieden sind, selbst verwirren würde. Sobald der Fall eintritt, daß ich einen Gegenstand als schön beurtheile, muß ich die Vorstellung eines Gegenstandes schlechterdings auf mich selbst beziehen, ich muß mir eines ganz uninteressirten Wohlgefallens an dieser Vorstellung bewußt seyn, und dieses Wohlgefallen ist schlechterdings ohne jene Vorstellung des Objekts, die allererst im Bewußtseyn vorhanden seyn muß, gar nicht möglich; da hingegen ein angenehmes Gefühl vorhanden seyn kann, ohne daß man sich eben einer Vorstellung von einem dieses Gefühl erregenden Gegenstande bewußt ist.

2) „Solche Empfindungen, welche durch unmittelbaren Eindruck gewisser vorzustellender Gegenstände auf unsere Organe, ohne Vermittelung irgend eines Urtheils, entstehen. Und die Gegenstände sind schön, die durch ihren unmittelbaren Eindruck auf unsere Sinne ein Wohlgefallen, ohne Dazwischenkunft

eines

eines Urtheils, erregen.“ Zu diesen Arten der Schönheit rechnet der Verf., für den Gesichtssinn, einzelne Farben, Verbindungen und Mischungen derselben, gewisse Umrisse und Modifikationen der Oberfläche der Körper, und Bewegungen. Für den Gehörssinn: einzelne Klänge, und Verbindungen mehrerer Töne; Harmonie und Disharmonie. „Das Wohlgefallen gründe sich hier, sagt er, auf Gesetze, die aber keine Vernunftprincipien, sondern blos mechanisch würkende, leidendlich, unbewußt und unabsichtlich von uns zu befolgende Gesetze wären.“

Ich setze immer voraus, daß eine Klassifikation der Schönheiten nach der Verschiedenheit der Ursachen der angenehmen Empfindungen ganz unthunlich sey; und brauche mich nicht weiter darauf einzulassen, da ich solches so wie die Unmöglichkeit der Ableitung der Empfindungen aus der Vernunft und ihren Gesetzen bereits bewiesen habe, und das Schöne sich schlechterdings nicht in Arten abtheilen läßt. Ich nehme hier also nur auf die besondern Behauptungen des Verf. bey den von ihm aufgestellten Arten der Schönheit Rücksicht. Wenn wir nun von einem Gegenstande sagen, daß er schön sey, so legen wir ihm doch ein Prädikat bey, wir urtheilen also doch. Dieses ist so wahr und unwidersprechlich, daß wir durch die Behauptung des Gegentheils gegen unser eigenes Bewußtseyn streiten würden. Wie kann also der Verf. sagen, daß, wenn wir unmittelbar vor unsern Sinnen liegende

gende Gegenstände schön finden, alles Urtheil dabey wegfalle? Selbst wenn der Gegenstand blos angenehm wäre, muß die reflektirende Urtheilskraft thätig seyn; denn wenn ich sage, dieser Gegenstand ist angenehm, so ist dieß nicht minder ein Urtheil; ich lege das mit einem Interesse an der Existenz des Gegenstandes verknüpfte Wohlgefallen dem Gegenstande als Prädikat bey. Durch einen unmittelbaren Eindruck eines Objekts auf unsere Sinne, dem sich kein Urtheil beygesellet, kann weiter nichts als eine bloße Anschauung des Gegenstandes, als Stoff zu einer Erkenntniß von dem Gegenstande, als Erscheinung, erfolgen. Soll dieser Stoff wirklich eine Erkenntniß werden, so muß ich das angeschaute Mannichfaltige unter Begriffe subsumiren; und soll ihm etwas als Eigenschaft beygelegt werden, so läßt sich dieses nicht anders als durch die Urtheilskraft bewürken, und zwar durch das Vermögen der logischen oder bestimmenden Urtheile, wenn dem Begriff des Gegenstandes, als das Besondere, ein Begriff als Merkmal beygelegt wird; durch das Vermögen der reflektirenden Urtheile, wenn der unmittelbaren Vorstellung des Gegenstandes das in unserm Gefühl der Lust und Unlust erregte Wohlgefallen an derselben als Prädikat beygefügt wird. So wie es also einerley ist, und keinen Unterschied unter den Schönheiten selbst macht, unser Gefühl der Lust und Unlust mag nun entweder durch Wirkungen der Vernunft oder durch sinnliche Eindrücke eines Objekts zum Wohlgefallen afficirt seyn; so wird auch unumgänglich in jedem

Falle,

Falle, wo wir etwas für schön oder angenehm halten, ein Urtheil erfodert, welches nicht so etwas ist, das blos in die Receptivität aufgenommen wird, sondern ein Actus der Spontaneität unserer Urtheilskraft selbst, der durch ein wirkliches Beziehen einer Vorstellung auf einen Begriff oder einen Zustand im Gefühl der Lust und Unlust zu Stande gebracht wird. Ein Urtheil, es habe Namen wie es wolle, kann nie durch Sinnlichkeit allein gegeben werden und zur Würklichkeit kommen; und es hat sich der Hr. Verf. hier ganz verirret, wenn er glaubt, daß, weil in jenem zweyten angezeigten Falle das Wohlgefallen nach mechanischen Gesetzen und blos leidendlich erfolge, auch die diesem Wohlgefallen entsprechenden Arten von Schönheiten von dieser Beschaffenheit wären, und sich nicht auf Vernunftprincipien zurück führen ließen. Das können sie denn freylich nicht, so wenig als alle andre sogenannte Schönheitsarten, aber nur nicht aus dem von dem Verf. angeführten Grunde; denn alles was im Gefühl der Lust und Unlust vorgeht, jede Art des Wohlgefallens ist in uns auf eine leidendliche Weise vorhanden; das Gemüth nimmt sie blos auf: das geschieht aber auch in allen den Fällen, wenn wir Ideale der Vernunft auf unsere Sinnlichkeit würksam zu machen suchen. Das Wohlgefallen, das ich in mir auf diese Art hervor bringe, kann in der Sinnlichkeit auch nicht anders als blos leidendlich entstehen. Und in diesem so wie in jedem andern Falle muß, wenn dieses Wohlgefallen als Prädikat eines Urtheils gebraucht werden soll, die Spontaneität

neität der Urtheilskraft erst thätig werden, und es mit dem Subjekt in Verbindung bringen, außerdem bleibt das Wohlgefallen ein bloßes Sinnengefühl.

3. „Solche Empfindungen die sich auf zufällige Associationen gewisser Bilder und Vorstellungen mit gewissen Gegenständen gründen. Diesen entsprechen Schönheiten, deren Reiz sich blos auf zufällige Associationen gewisser Bilder und Vorstellungen mit gewissen Gegenständen gründet. Ueber diese Arten von Schönheiten könne man sich eher von Sinnen denken, als ein Vernunftprincip für sie feststellen.“

Die Gegenstände, die wir in dieser Rücksicht schön nennen, will der Verf. ohnfehlbar sagen, sind es nicht durch sich selbst, sondern nur darum, weil sie gewisse vorher schon in uns vorhanden gewesene angenehme und gefällige Vorstellungen von neuem in uns erwecken. So wäre z. B. ein Band blos deswegen schön, weil es uns an unsre Geliebte erinnert, die es am Busen trug. Allein dergleichen Gegenstände können uns blos angenehm, ergötzend, erfreulich, interessant seyn, da sie nicht unmittelbar in der Anschauung und Beurtheilung, sondern mit Hülfe der vorhergegangenen angenehmen Vorstellungen, welche sie erwecken, nur den Sinnen in der Empfindung gefallen. Schön können sie in keinem Betrachte genannt werden; denn Schönheit ist keine Eigenschaft, die sich von der Vorstellung

eines

eines wirklich schönen Gegenstandes auf einen andern, der uns nicht unmittelbar in der Beurtheilung gefällt, übertragen ließe. Das Urtheil über Schönheit ist nicht allein hierin dem logischen ähnlich, bey welchem man nicht die Prädikate von Dingen nehmen, und sie andern Dingen, an welchen sie entweder gar nicht erkennbar sind, oder denen sie sogar widersprechen, beylegen kann, sondern auch darin, daß man die Gültigkeit des ästhetischen Urtheils für jedermann eben so, wie bey dem logischen, voraussetzen kann. Die Einstimmung eines jeden in mein Urtheil über Schönheit kann ich aber nicht fodern, wenn sich dieses mein Urtheil auf persönliche Neigungen und Vorstellungen, die mir angenehm sind, gründet. Denn ich habe keinen Grund, von Andern zu fodern, daß meine Neigungen auch die ihrigen, daß die Vorstellungen, die für mich angenehm und ergötzend sind, es auch für sie seyn sollen, mithin kann ich auch keinen Anspruch auf ihre Beystimmung machen, wenn ich einen Gegenstand darum für schön halte, weil er die Erneuerung jener Neigungen und ergötzenden Vorstellungen in mir veranlaßt. Wir müssen, wenn wir ein Urtheil über einen Gegenstand als schönen fällen wollen, den Gegenstand unmittelbar selbst, an unser Gefühl der Lust und Unlust halten, und nicht an Gefühle, die andere Gegenstände zuvor in uns erregt haben. Denn wenn ästhetische Urtheile, dergleichen die über Schönheit sind, eben so, wie die logischen, allgemein gültig seyn sollen, so müssen sie auch eben so wie diese allgemein mittheilbar seyn.

Diese

Diese allgemeine Mittheilbarkeit würde aber nicht möglich seyn, wenn der Grund eines Urtheils von einem Gegenstande als schönen nicht unmittelbar in der Anschauung und Beurtheilung des Gegenstandes selbst, sondern in einem Gefühle der Lust läge, das vorher ginge, schon vorher durch einen ganz andern Gegenstand erweckt worden wäre. Denn ich habe kein Recht zu fodern, daß dieser andere von meinem gegenwärtigen als schön beurtheilten Gestande verschiedene Gegenstand, bereits auch schon ein Objekt eines ästhetischen Urtheils für jedermann gewesen seyn, und gerade dasselbe Gefühl der Lust in ihnen hervor gebracht haben müsse.

Uebrigens ist es wohl wahr, daß man sich eher von Sinnen denken, als ein Vernunftprincip für diese sogenannte Art der Schönheit festsetzen könne. Aber das ist der Fall bey allen den von dem Verf. aufgestellten Arten der Schönheit überhaupt, da er ihre Verschiedenheit auf die Verschiedenheit der Ursachen der Empfindungen gründet, und Gegenstände mit einander verwechselt, die unter zwey ganz verschiedene Gebiete, die der Vernunft und des Gefühls der Lust und Unlust, gehören, und deren Gesetzgebungen sich nicht wechselseitig beeinträchtigen können.

4) „Solche Empfindungen, welche durch Vorstellungen erregt werden, die sich auf Leben und physische Vollkommenheit beziehen.“

Herr H. hat bey der Klassifikation der Schönheiten nach den Arten der angenehmen Empfindungen

gen

gen dieſe Klaſſe der Empfindungen übergangen und ihr keine beſondere Art der Schönheit beygeſellt, wie er doch wohl hätte thun müſſen, da angenehme Empfindungen, die durch Vorſtellungen, welche ſich auf Leben und phyſiſche Vollkommenheit beziehen, erregt werden, eben ſo gut als die übrigen Arten von Empfindungen berechtigt ſind, ein Grund zu ſeyn, dasjenige, was dieſe Art von Empfindung hervor bringt, ſchön zu nennen. Da es aber dem Hrn. Verf. nicht gefallen hat, den Grund anzugeben, warum er dieſe Empfindungen hat leer ausfallen laſſen, ſo brauche auch ich mich nicht weiter dabey aufzuhalten. Nur dieſes erinnere ich noch, daß Empfindungen, welche durch Vorſtellungen erregt werden, die ſich auf ein glückliches, bequemes, ſorgenloſes, freyes und frohes Leben, und auf phyſiſche Vollkommenheit, Munterkeit, freye und ungehinderte Thätigkeit und Bewegung des Körpers und ſeiner Glieder, Geſundheit, Stärke, Behendigkeit, Gewandheit, körperliche Geſchicklichkeit und Talente u. ſ. w. beziehen, um deswillen nicht die Grundlage zu einem Geſchmacksurtheil abgeben können, weil ſie unmittelbar von einem Intereſſe begleitet ſind, und ihre Natur in einem blos ſinnlich angenehmen Wohlgefallen beſteht, nach welchem die Vorſtellungen, die dieſes Wohlgefallen hervor bringen, und die Gegenſtände, die jene Vorſtellungen veranlaſſen, oder erzeugen, zwar angenehm, aber nicht ſchön heiſſen können. Daß dieſes aber nicht der Grund ſey, der den V. bewogen hat, dieſer Art der angenehmen Empfin-

dung auch eine Schönheit an die Seite zu stellen, ergiebt sich daraus, daß er überhaupt angenehme Empfindungen bey der Beurtheilung dessen, was schön seyn soll, zur Basis setzt. —

Dieses wären denn diejenigen Empfindungen, welchs sich, nach dem Verf., nicht aus einem Vernunftprincip herleiten ließen. Dieses soll hingegen, wie er behauptet, bey folgenden zwey Arten von Empfindungen statt finden.

1) „Bey solchen, welche sich auf eingesehene Beziehung gewisser Gegenstände, auf gewisse Zustände des Menschen, als eines einer edlern vom Thierischen unabhängigen Glückseligkeit fähigen Wesens, gründen. Diesen Empfindungen entsprechen denn auch Schönheiten, deren Wirksamkeit auf einer wesentlichen Beziehung gewisser Gestalten und Töne, auf gewisse Zustände des Menschen, als eines für Wohl und Weh empfänglichen Wesens, beruht.“

Diese Erklärung von Schönheiten paßt nicht völlig zu der Erklärung der Empfindungen, denen jene entsprechen sollen. Denn es ist doch etwas anderes zu sagen, gewisse Gegenstände beziehen sich auf gewisse Zustände des Menschen als eines einer edlern vom Thierischen unabhängigen Glückseligkeit fähigen Wesens, als wenn man sagt, gewisse Gestalten und Töne beziehen sich auf gewisse Zustände des Menschen als eines für Wohl und Weh empfänglichen Wesens. Denn

der

der Begriff von gewissen Gestalten und Tönen enthält nicht alles das, was der Begriff von gewissen Gegenständen in sich faßt; es giebt Gegenstände, die keine Gestalten sind, und solche, die sich nach andern Merkmalen, als blos in Ansehung ihrer Gestalt, erkennen lassen; es giebt Gegenstände, die etwas mehr als Töne sind; und in wie fern ein lebendes Geschöpf ein für Wohl und Weh empfängliches Wesen ist, braucht es nicht nothwendig auch ein einer edlern vom Thierischen unabhängigen Glückseligkeit fähiges Wesen zu seyn. Auch unvernünftige Thiere sind für Wohl und Weh empfänglich.

Ich würde verlegen seyn, welche von beyden Erklärungsarten ich hier zum Gegenstande meiner Prüfung anzunehmen hätte, wenn nicht der Verf. durch die angeführten Beyspiele selbst zu erkennen gäbe, daß seine eigentliche Meynung in der Erklärung der Art von Schönheit, von welcher hier die Rede ist, liege. „Worauf," sagt er, „beruht großentheils unser Vergnügen an Schönheiten der landschaftlichen Natur? woher kommt es, daß wir bald eine lachende, heitre Flur, bald schaudervolle Gruppen von Felsenmassen schön nennen? Doch wohl daher, weil dergleichen Anblicke genaue Beziehung haben auf gewisse Zustände des Herzens. Warum reizen uns gewisse Mischungen von Licht und Schatten, warum die grauende Dämmerung eines Hains? Aus keiner andern Ursache, als weil diese Erscheinungen Aehnlichkeit besitzen mit gewissen Situationen unsers Herzens." Der Gedanke des Verf. scheint hiernach dieser zu seyn: Es giebt

gewisse Gestalten und Töne, die wir auf gewisse Zustände in uns, als für Wohl und Weh empfänglicher Wesen, beziehen können. Wenn wir einsehen, daß diese Beziehung, dieses Verhältniß der Gestalten und Töne mit unserm Zustande wirklich vorhanden ist, d. i. wenn wir uns der Uebereinstimmung beyder bewußt sind, so haben wir je nach der Beschaffenheit unseres Zustandes entweder eine angenehme oder unangenehme Empfindung; und die Gestalten und Töne sind schön, wenn sie mit unserm Zustande des Wohlseyns, häßlich, wenn sie mit unserm Zustande des Wehs oder Uebelseyns übereinstimmen. Anders weiß ich die von dem V. gegebenen Data nicht zu ordnen, um ihnen Zusammenhang, eine seinem Ideengange angemessene Bedeutung und Consequenz zu geben.

Ohne mich nun bey Nebendingen aufzuhalten, (z. B. daß wohl noch niemand eine schaudervolle Gruppe von Felsenmassen schön genannt habe, und was das wohl für Zustände des Herzens seyn mögen, auf welche ein solcher Anblick genaue Beziehung habe,) bemerke ich blos, daß der Verf. die Art der Gegenstände, denen das Prädikat der Schönheit in jenem bestimmten Sinne zukommen soll, deutlich genug bestimmt; es sind nicht die Gestalten und Töne oder Tonstücke, wie sie sich einem ganz unbefangenen Gemüthe, blos und allein für sich, nach den ihnen allein eigenen Merkmalen ihrer Anschauung darstellen, sondern in wie fern sie zugleich einen besondern ihnen beygemischten Charakter, der auch von ihnen, ohnbeschadet dessen,

was sie zu Gegenständen der Anschauung macht, weg seyn kann, an sich tragen. So kann z. B. eine Gruppe von Bäumen ein Gegenstand der Anschauung an und für sich seyn, ohne daß man eben nöthig hat dabey auf die Dämmerung, die sie umgiebt, auf die besondere Brechung der Lichtstrahlen in ihnen, und dergleichen, Rücksicht zu nehmen. Nur auf die letztere Bestimmung geht die Meynung des Verfassers. Nicht so bestimmt ist aber das, was er unter Zuständen des Menschen, als eines für Wohl und Weh empfänglichen Wesens versteht. Ich denke aber es sey zu folge seiner aufgestellten oben angeführten Beyspiele keinem Zweifel ausgesetzt, daß er darunter nichts anders als gewisse besondre Stimmungen des Gefühls der Lust und Unlust, z. B. der Melancholie, des Unmuths, der Traurigkeit, der Fröhlichkeit, der behäglichen Ruhe, der Zufriedenheit, u. s. w. verstanden wissen wolle. Nun ist aber dieser doppelte Fall denkbar. Entweder erregen solche besonders modificirte charakteristische Anschauungen allererst eine ihrem Charakter entsprechende Empfindung, (Modifikation der Lust und Unlust) und ich nenne die Objekte, die eine solche bestimmte Wirkung haben, schön oder häßlich; oder ich bringe allererst eine besondere in irgend einer andern mir bewußten oder unbewußten Ursache gegründete Stimmung meines Gefühls der Lust und Unlust zur Anschauung irgend eines einzelnen Gegenstandes oder einer Naturscene, oder eines Tonstücks ꝛc. hinzu: sie ist schon vor der Anschauung vorhanden, und ich beurtheile dann den

Gegenstand und seinen besondern Charakter nach der Uebereinstimmung oder Verschiedenheit desselben mit meiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung; da ich den Gegenstand alsdann in jenem Falle schön, in diesem hingegen häßlich nennen müßte. Es bleibt zweifelhaft, welchen von diesen beyden Fällen der V. im Sinne gehabt haben mag. Ich vermuthe von einem so verdienstvollen Gelehrten immer das bessere, also den ersten Fall; dieser kann aber dennoch so wenig als der letztere Statt finden. In keinem von beyden sind das, was der Verf. Schönheiten nennt, Schönheiten oder schöne Gegenstände, und lassen sich auch so wenig als die Empfindungen aus einem Vernunftprincip herleiten. Denn im ersten Fall beurtheile ich den Gegenstand, die Naturscene, das Tonstück, in wie fern der Charakter desselben einen Zustand des Wohl- oder Uebelseyns in mir zum Bewußtseyn bringt, nicht nach einem uninteressirten Wohlgefallen, wie dieses bey jedem reinen Geschmacksurtheil geschehen muß, sondern nach dem blos sinnlich angenehmen oder unangenehmen Eindruck, den der Gegenstand auf mein Gefühl der Lust und Unlust macht: der Bestimmungsgrund meines Urtheils ist ein Privatgefühl, das keinen Anspruch auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit machen kann; indem der Eindruck, den der Gegenstand auf ein anderes Subjekt macht, gerade der entgegengesetzte von dem, wie er in mir ist, seyn kann. Jene Gegenstände kann ich also nicht darum, weil ihre Vorstellung von einem Gefühl des Wohl- oder Uebelseyns in mir begleitet sind, schön, sondern ich muß sie

ange-

angenehm, erfreulich, beluſtigend, erheiternd, oder unangenehm, Verdruß erregend, niederſchlagend, u. ſ. w. nennen. Was aber den zweyten Fall betrifft, ſo iſt die Empfindung, deren wir uns eben bewußt ſind, keine Folge der Vorſtellung der Objekte ſelbſt; wir nennen ſie nicht deswegen ſchön oder häßlich, weil ſie allererſt dieſe Empfindungen in uns erregen; ſondern wir deuten nur die Gegenſtände nach der eben in unſerm Gefühl der Luſt und Unluſt befindlichen beſondern Stimmung. Dieſe Stimmung iſt nicht das Reſultat des Eindrucks, den die Naturſcene ſelbſt auf uns macht; ſondern wir bringen ſie vielmehr ſchon mit, und beurtheilen die Naturſcene nur nach der Uebereinſtimmung oder Mishelligkeit derſelben mit unſerer aus einer andern uns bewußten oder unbewußten Urſache in uns entſtandenen Gemüthsſtimmung; oder, wie ſolches vielmehr durchaus der Fall ſeyn möchte, wir leihen den Gegenſtänden, den Scenen der Natur ꝛc. den Ton und die Farbe unſerer ſchon in uns vorhandenen Gemüthsſtimmung. Es fällt wohl ſogleich in die Augen, daß ſolche Beſtimmungsgründe kein reines Geſchmacksurtheil liefern, und die Gegenſtände aus dieſem Grunde nicht ſchön oder häßlich genannt werden können; da das Prädikat ſchön oder häßlich, das wir ihnen beylegen, nicht aus der Reflexion über das Verhältniß der Vorſtellung des Gegenſtandes zu unſerm Gefühl, der Luſt und Unluſt, hergenommen iſt, wir alſo dem Objekte das, was er uns nicht gegeben hat, auch nicht als eine ihm ſelbſt zukommende Beſchaffenheit beylegen können.

Da auch zu einem Geschmacksurtheil nothwendig erfodert wird, daß es Anspruch auf allgemeine Beystimmung muß machen können, so kann auch ein Urtheil, in welchem ich die Gegenstände blos darum für schön erkläre, weil sie zur Stimmung meines Gemüths paßen, oder weil sie mir in der Farbe und dem Tone meiner gegenwärtigen Stimmung erscheinen, kein Geschmacksurtheil seyn; weil ich nicht jedermann ansinnen kann, daß er, wenn er in den Fall der Anschauung desselben Gegenstands käme, auch nothwendig diese meine jetzige individuelle Gemüthsstimmung mit sich bringe. Sogar in Ansehung meiner selbst wäre ein solches Geschmacksurtheil gar sehr veränderlich, und es wäre nicht einmal für mich subjektiv möglich demselben meine Beystimmung jederzeit zu geben; da an die Stelle dieser meiner gegenwärtigen Stimmung, die ich jetzt zum Bestimmungsgrunde meines Urtheils über den Gegenstand nehme, gar leicht und plötzlich eine andere, und wohl gar die entgegengesetzte, treten kann. Mein Urtheil über denselben Gegenstand würde alsdann ganz anders und so gar entgegen gesetzt ausfallen. Es würde nun der Gegenstand das nicht mehr seyn, was er zuvor war; statt eines zuvor schönen Gegenstandes erblickte ich nun einen häßlichen, und statt des häßlichen einen schönen.

Es ist nach allen diesem kaum noch zu bemerken nöthig, daß die Art der Empfindung, die der Grund der hier von dem Verf. aufgestellten Art von Schönheit seyn soll, sich nicht aus der Vernunft herleiten, und diese Art von Schönheit selbst auf

Prin-

Principien der Vernunft zurück führen lasse. Denn jene Empfindung ist eine bloße Sinnenempfindung, eine bloße Stimmung, besondere Modifikation unsers Gefühls der Lust oder Unlust, in welcher wir uns eines Wohl- oder Uebelseyns bewußt sind. Diese Stimmung ist nicht in der Vernunft, sondern in dem Gefühl der Lust und Unlust selbst, und wenn auch gleich die Vernunft ihren Ideen und Gesetzen, mit Hülfe der Einbildungskraft, einen solchen Einfluß auf unser Gefühl der Lust und Unlust zu verschaffen im Stande ist, so kann doch der Bestimmungsgrund zur Beurtheilung der Ideale der Vernunft als schöner nicht aus der Vernunft selbst hergenommen werden, sondern der reflektirenden Urtheilskraft kömmt es allein zu denselben das Prädikat, so wie es ihm das durch das Ideal modificirte Gefühl der Lust und Unlust an die Hand giebt, beyzulegen. Die Wesen der Vernunft stehen also so gut, als die Dinge der sinnlichen Natur, in Rücksicht ihres möglichen Verhältnisses zum Gefühl der Lust und Unlust, unter der Gesetzgebung der reflektirenden Urtheilskraft.

2) Lassen sich nach dem Verf. „solche Empfindungen unter Vernunftprincipien bringen, welche durch Beziehung gewisser Gegenstände, Bilder, Vorstellungen und Gedanken auf die Gesetze des Verstandes, der spekulativen, (der theoretischen soll es heißen) und praktischen Vernunft entstehen; und ihnen entsprechen Schönheiten, welche durch Bezie-

hung gewisser Gegenstände, Bilder, Vorstellungen, Gedanken und Handlungen auf die Gesetze des Verstandes, der spekulativen, (theoretischen) oder praktischen Vernunft Vergnügen erregen."

Es hätte doch wohl vor allen Dingen in Erwägung gezogen werden sollen: ob denn auch blos durch Beziehung der Gegenstände, Bilder, Vorstellungen ꝛc. auf die Gesetze des Verstandes ꝛc. Empfindungen, d. i. Modifikationen des Gefühls der Lust und Unlust, möglich sind? Gegenstände, Dinge der Natur, Erscheinungen können sich nur mittelst der Anschauungen auf den Verstand beziehen, so auch die Bilder, die wir uns von Dingen blos in der Einbildungskraft zusammensetzen, und Objekte der innern Anschauung sind. Vorstellungen lassen sich nur in sofern auf den Verstand beziehen, als sie Anschauungen sind; Gedanken sind schon ein auf Verstand bezogenes, durch den Verstand begriffenes angeschautes Mannichfaltiges. In Ansehung ihrer, als solcher, hat der Verstand, als solcher, seine Operation schon an ihnen vollendet; sie sind Gegenstände der theoretischen (natürlichen oder spekulativen) Vernunft. Auf diese sind Gegenstände außer unserer Vorstellung nur mittelst der Begriffe, die sich der Verstand aus dem Mannichfaltigen ihrer Anschauungen formiret hat, beziehbar, so auch die Bilder und Vorstellungen, welche Anschauungen sind. Auf die praktische Vernunft beziehen wir außer unserm Bewußtseyn existirende

Ob-

Objekte, in wie fern wir sie zu Gegenständen unsers Begehrungsvermögens machen; so auch Bilder, Vorstellungen, Gedanken und Handlungen, in wie fern sie Objekte unserer Vorstellungen sind, die von uns wirklich gemacht werden sollen. In keinem von allen diesen Fällen kann durch die Beziehung auf den Verstand und die theoretische und praktische Vernunft ein Gefühl zu Stande kommen. Wenn gesagt wird, Gegenstände beziehen sich auf den Verstand oder theoretische Vernunft, so heißt das weiter nichts, als es ist ein Verhältniß zwischen den Objekten und dem Verstande und der Vernunft mittelst der Anschauungen und Begriffe vorhanden, und dieß Verhältniß kann kein anderes als das eines Begriffes von dem Objekt, eines Urtheils über dasselbe, und eines Vernunftschlusses in Ansehung desselben als Subjekts seyn; und eine gleiche Bewandniß hat es auch, wenn die Objekte bloße Bilder und Anschauungen sind. Begriffe sind selbst etwas von dem Verstande Hervorgebrachtes, und das Verhältniß derselben zu dem Verstande kann kein andres, als das der Würkung zur Ursache, des Wirklichseyns zur Caussalität seyn. Wenn Handlungen Objekte des Verstandes und der theoretischen Vernunft sind, so ist das Verhältniß, das zwischen ihnen obwaltet, das der Erkenntniß ihrer als etwas Geschehenen, würklich oder wahrscheinlich Erfolgten, ihrer Möglichkeit u. s. w. Wenn endlich Objekte der Vorstellungen, Handlungen ꝛc. auf die praktische Vernunft bezogen werden, so heißt das weiter nichts, als wir halten das Objekt, die Handlung

an das Gesetz der praktischen Vernunft, um durch dasselbe entscheiden zu lassen, ob wir sie würklich machen sollen, oder um die Moralität derselben, im Fall sie bereits wirklich wären, nach jenem Gesetze zu beurtheilen. Also ist in allen diesen Fällen durch eine Beziehung der Gegenstände ꝛc. auf Verstand und theoretische und praktische Vernunft das gar nicht möglich, was Empfindung oder Modifikation des Gefühls der Lust und Unlust genannt wird. Dieses kömmt, wie ich bereits oben gezeigt habe, vielmehr nur dadurch zu Stande, wenn Vorstellungen auf das Subjekt selbst, d. i. auf das Gefühl der Lust und Unlust, bezogen werden. Da also das, was jene von dem Verf. angeführten Beziehungen bewürken, nicht Empfindungen, sondern entweder Erkenntnisse oder Begehrungen sind, so kann denselben auch nichts entsprechen, was schön zu nennen wäre. Denn ein Gegenstand, in wie fern er schön seyn soll, darf sich nicht auf den Verstand und die theoretische Vernunft, oder welches einerley aber präciser ist, die Vorstellung des Gegenstandes darf sich nicht durch den Verstand auf das gegebene Objekt selbst beziehen, und eben so wenig auf Würklichmachung des blos vorgestellten Gegenstandes oder der Handlung, die das Materiale der Vorstellung sind. Im erstern Fall wird blos Erkenntniß des Objekts, ein Erkenntnißurtheil, das nicht ästhetisch, sondern logisch ist, bewürkt; im zweyten wird es begehrt, es entsteht ein Interesse, d. i. ein Wohlgefallen, das mit der Vorstellung der Existenz des Gegen-

ſtandes verbunden iſt. Man verlangt aber, wenn gefragt wird, ob ein Gegenſtand ſchön ſey, weder zu wiſſen, was man ſich von demſelben als Erſcheinung für einen Begriff macht, (und alle Vorſtellung der Schönheit geht verloren, wenn man Gegenſtände blos logiſch, nach Begriffen, beurtheilt,) noch zu wiſſen, ob uns an der Exiſtenz des Objekts etwas gelegen ſey, oder auch nur gelegen ſeyn könne; ſondern nur, wie wir das Objekt in der bloßen Betrachtung beurtheilen, und ob die bloße Vorſtellung des Objekts mit Wohlgefallen begleitet ſey, ſo gleichgültig man auch immer in Anſehung der Exiſtenz des Objekts der Vorſtellung ſeyn mag. Da nun weder Begriffe noch ein intereſſirtes Wohlgefallen Gründe zu unſern Urtheilen über Gegenſtände als ſchöne abgeben, und nach dieſen Beſtimmungen gar keine Schönheiten ſtatt finden können, ſo iſt auch die Frage, ob ſich dieſe (angeblichen) Schönheiten auf Vernunftprincipien zurück führen laſſen, völlig grundlos und unmöglich.

Zum Beſchluß laſſen Sie uns den Hauptinhalt dieſer Betrachtung recapituliren, um ihn mit einem Blicke zu überſehen:

Es giebt Geſetze des Geſchmacks.

Dieſe ſind in den Geſetzen der Vernunft gegründet.

Um jene Geſchmacksgeſetze kennen zu lernen, muß der Begriff der Schönheit beſtimmt, oder wenn das nicht geſchehen kann, wenigſtens

stens sein mannichfaltiger Inhalt kritisirt (entwickelt) werden.

Dieser Begrif oder dieser sein mannichfaltiger Inhalt besteht darin, daß Schönheit angenehme Empfindungen bewürke.

Nun giebt es aber angenehme Empfindungen, die blos durch die Vernunft selbstthätig hervorgebracht werden.

Folglich giebt es auch angenehme Empfindungen, und mithin auch Gesetze des Geschmacks, die in den höchsten Vernunftgesetzen gegründet sind.

Die Antwörten auf alle diese Sätze können Sie sich, mein Freund, nach dem Inhalte der darüber angestellten Prüfungen, durch ein bestimmtes Ja und Nein, selbst hinzusetzen, und sodann auch das Resultat meiner Kritik gar leicht selbst ziehen. Leben Sie wohl.

II.

Bliomberis. Ein Rittergedicht in zwölf Gesängen; von Alxinger. Leipzig, 1791. bey Göschen. 482 Seiten, gr. 8. (Mit lateinischen Lettern.)

Die romantische Poesie scheint beym ersten Anblick unter den schwerern Dichtungsarten die leichteste zu seyn. Die Fesseln, welche den Flug des epischen und dramatischen Dichters hemmen, sind in dem wundervollen Lande der Feen, Zaubrer und Riesen größtentheils unbekannt, und die Einbildungskraft schaft sich hier Gestalten und Scenen mit nicht viel weniger Freyheit als im Traum. Es soll ja nur die Neugierde des Lesers gereizt, es sollen ihm Bilder von aller Art und allen Farben vorgeschoben werden. Was liegt daran, wenn der Zusammenhang bisweilen verletzt, wenn der Knoten nicht aufgelöst, sondern zerhauen, wenn die Einheit der Charaktere nicht immer auf das strengste beobachtet wird? Was ist leichter zu machen, als ein Mährchen, und was anders als ein versifizirtes Mährchen ist das romantische Gedicht?

Ja wohl, was ist leichter als ein Mährchen, oder eine Rittergeschichte vom gewöhnlichen Schlag? Man wählt einen Helden, giebt ihm einen bedeutenden Namen, und rüstet ihn mit allen Gaben der Natur

tur auf das freygebigste aus. Er bezaubert die Schönen durch seine Gestalt, und die Männer durch seinen Verstand; im Rath ist er weiser als Nestor; in der Schlacht verderblicher als Achill. So ist die Hälfte der Arbeit gethan. Der junge Held findet eine Schöne, die in ihrer Art ein eben so großes Wunder ist, als er, und verliebt sich in sie. Mit diesem Augenblick fangen die Schwierigkeiten an. Ein Heer von Zauberern und Riesen widersetzen sich ihm. Er thut Wunder über Wunder; denn bey jedem Schritt, den er thut, bietet sich ihm ein Abentheuer an. Mit jedem Schwertstreich schlägt er eine hundertköpfige Hyder zu Boden, bis er sich endlich durch tausend Kämpfe, die ihm nichts mehr als einige Lücken in seinem Schwerte kosten, den Weg zu dem Bette seiner Geliebten bahnt.

Dieß ist der Inhalt der meisten Gedichte dieser Art, welche ihrem Verfasser gemeiniglich eben so wenig Mühe gekostet haben, als sie dem Leser Vergnügen machen. Ein solches Wunderwerk ist fürwahr nur für Kinder, und auch diese schlafen nicht selten dabey ein. Ein Gedicht, das nur der Einbildungskraft allein Beschäftigung giebt, und statt den Verstand in das Interesse zu ziehn, die Gesetze desselben jeden Augenblick übertritt, wird uns über lang oder kurz unschmackhaft scheinen. Wären die Bilder, welche der Phantasie vorgeschoben werden, auch noch so glänzend und mannichfaltig, so werden sie uns doch zuverläßig ermüden, wenn der Dichter nicht einen Sinn in sie zu legen gewußt

hat,

hat, der gleichsam die Seele ist, welche die Spiele der gaukelnden Einbildungskraft belebt. Was ist es sonst, als dieser beseelende Sinn, was uns in den Mährchen der Hamilton und Wieland bezaubert und festhält; was uns auch nach einer oft wiederholten Lektüre noch immer reizt und von neuem zur Wiederkehr einladet?

Folgende Verse des unerreichbaren Wieland verrathen die ganze Theorie des romantischen Gedichts:

Durch ein mäandrisches Gewinde
von Feerey und Wundern fortgeführt,
sey, wer dich liest, besorgt, wie er heraus sich finde,
und nahe stets dem Ziel, indem er's stets verliert.
Er fühle, daß Natur sogar in Mährchen rührt,
und daß Geschmack und Witz mit allem sich verbinde;
Er folge sonder Zwang, wohin die Phantasie
ihn führet, lächle oft und gähn', ist's möglich, nie.

Verbirg ihm stets die unwillkommnen Züge
Der strafenden Satyr' in schlaue Tändeley.
Man lese dich und suche nichts dabey,
als wie man angenehm sich um die Zeit betrüge;
und finde, stillbeschämt, daß deine Schilderey
nicht halb so sehr als die Erfindung lüge.
Ergötzen ist der Musen erste Pflicht,
Doch spielend geben sie den besten Unterricht.

So wird also eine glückliche Behandlung des romantischen Stoffs die höchste Blüthe zweyer Kräfte der Seele voraussetzen. Eine starke, im-

mer blühende Einbildungskraft, welche nicht nur neue Bilder zu schaffen weiß, sondern sie auch mit den hellsten und schönsten Farben beleuchtet; und einen höchst gebildeten Verstand, der seine Keime auch selbst da hervortreibt, wo die üppigen Ranken der Phantasie sie zu ersticken drohn. Schön, anmuthig und mannichfaltig müssen die Geschöpfe der romantischen Welt seyn, damit sie jedermann anziehn; aber auch geistvoll und sittlich, damit der Mann von Verstande gern unter ihnen weile.

Wir müßten uns sehr irren, oder dem Verf. des Bliomberis fehlt es gerade an der ersten dieser unerläßlichen Erfordernisse. Schon in seinen frühern Gedichten war ein Mangel an Einbildungskraft, an tiefem und innigem Gefühle nur allzu sichtbar; man bemerkte nur allzu leicht, daß Belesenheit und Fleiß den wahren poetischen Geist ersetzen sollten; und daß Herr von A. mehr aus Vorsatz, als aus wahrer innern Kraft, als aus Drang und Begeisterung dichtete. Der billige Kunstrichter entdeckte in ihnen manche einzelne Schönheiten, glänzende Verse, glückliche Beschreibungen, gründliche Reflexionen; aber nichts von jenem Feuer des Genies, welches die einzelnen schönen Theile zu einem Ganzen zusammenschmilzt, in welchem man keine Fuge mehr zu entdecken im Stande ist; nichts von der glücklichen Leichtigkeit, die jede Art der Empfindung, jede Bewegung des Herzens auszusprechen und in die Seele des Lesers überzutragen vermag; selbst nicht die Gewalt über das Mechanische der Poesie, die angewandte Mühe zu verbergen,

bergen, dem Vers und dem Ausdruck das Ansehn einer augenblicklichen, müheloſen Geburt zu geben. Die Poeſien des Hrn. von A. gewähren daher ſelten einen reinen Genuß. Man fühlt es gar zu ſehr, daß ſich ihm das Schöne und Wohlgefällige nicht darbiethet, ſondern daß er es aufſucht. Faſt immer hört man mehr den Gelehrten von glücklichem Gedächtniß, der aus dem Vorrath ſeiner Lektüre das Schönſte auswählt und ſeinem Werke einpaßt; als den Mann von Genie, der die Ideen Andrer ſo mit den ſeinigen verwebt hat, daß ihr erſter Urheber ſie nicht mehr als ſein Eigenthum zurückfodern, ja ſie vielleicht nicht einmal mehr für die ſeinigen anerkennen kann. Der letztere wird in den meiſten Fälien ſelbſt nicht wiſſen, wem er den Flocken verdankte, aus dem er ſein Werk ausgeſponnen; der erſtere wird ziemlich genau Rechenſchaft geben können, von wem er dieſes oder jenes Bild, dieſen oder jenen Gedanken geliehen hat. Er iſt Nachahmer, wenn jener Original iſt; und wenn ihn nicht ein äußerſt feiner und zärtlicher Geſchmack vor Verirrungen ſchützt, ſo wird er in alle die Fehler verfallen, welche eine bewußte Nachahmung mit ſich führt.

Ein Dichter, deſſen Einbildungskraft nicht durch innere Triebfedern bewegt wird, aus dem geſammelten Stoff eine eigne Schöpfung hervorzubringen, ſondern, von dem Gedächtniß wenig verſchieden, ſich nur mit fremden Bildern begnügt, wird zwar überall Fehltritten und Sünden gegen die Vorſchriften des Geſchmacks ausgeſetzt ſeyn, aber gewiß in keiner

Gattung mehr, als in der romantischen. In dieser Dichtungsart läuft eine kalte Phantasie jeden Augenblick Gefahr, an die Stelle des Großen und Kühnen, das Abentheuerliche und Groteske zu setzen, die erborgten Bilder zu übertreiben, und das in ihnen herrschende Schöne durch fremdartige Zusätze zu verunstalten. Dem Verf. des Bliomberis ist dieses unzählige mal begegnet; und außerdem, daß er selbst aus seinem eignen Fond wenig Neues, Auffallendes und Interessantes gegeben hat, hat er auch die erborgten Güter selten zum Vortheil seines Werks benutzt. Doch ehe wir uns auf die Beurtheilung der einzelnen Theile dieses Werkes einlassen, wollen wir unsern Lesern den Inhalt desselben kürzlich vor Augen legen.

Erster Gesang. Die Scene eröffnet sich in der Nähe von Tournay, der Residenz des Königes Pharamund, zu welchem Lyonel von seinem Vater Bort, Könige von Bretagne, als Gesandter geschickt ist. Hier entdeckt Lyonel seinem Neffen Bliomberis die Geschichte seiner Geburt und die Schicksale seiner Aeltern, welche er ihm bishero verborgen hatte. Nach dem Tode des Königes Ormund, eines Bruders von Bort, war die einzige Tochter desselben, Arlinde, unter die Vormundschaft ihres Onkels gekommen, der sie, als eine reiche Erbinn, seinem Sohn Lyonel bestimmt. Dieser fühlte sich nur allzugeneigt, die Absichten seines Vaters zu erfüllen; als aber Arlinde die Liebe in seinem Herzen Wurzel schlagen sieht, entdeckt sie ihm, daß sie ihr Herz schon einem andern Manne, dem

tapfern

tapfern Palamed, bestimmt habe. Dieser kömmt bald darauf von einer Ritterfahrt zurück an Borts Hof, und gewinnt Lyonels Freundschaft, der seiner Liebe entsagt, und Arlinden häufig Gelegenheit verschafft, ihren Geliebten zu sehn und zu sprechen. Er macht sogar einige Versuche, Borts Einwilligung in seines Freundes Liebe zu gewinnen; aber umsonst. Bort findet Mittel, die beyden Freunde zu trennen, und Palamedes wird hinterlistiger Weise von dem Könige der Aquitaner gefangen genommen, und erst nach dem Tode desselben unter der Bedingung befreyt, den Ungläubigen das heilige Gefäß, in welches das Blut des Heilandes quoll, abzunehmen. Während Palamets Gefangenschaft bekömmt Arlinde einen Sohn, (die Frucht ihrer letzten Umarmung,) welchen Lyonel dem Zorn seines Vaters entreißt. Dieser ist der Held der Geschichte. Unterdessen er in Sicherheit gebracht wird, läßt Bort Arlinden durch seinen Marschall in einen Brunnen stürzen. Lyonel ermordet den Marschall und begräbt die Reste Arlindens. Bliomberis wächst unter Lyonels Aufsicht groß, und nun er mündig ist, nimmt Lyonel Ormunds Reich für ihn in Anspruch. Bort sagt es ihm unter der Bedingung zu, daß er vorher eine Schmach räche, die ihm und dem Könige Mart von Sarinen von Pharamund angethan worden. Durch seinen Eid verpflichtet, geht jetzt Lyonel nach Tournay, um von dem Könige der Franken Genugthuung zu fodern. Bliomberis faßt nach Anhörung dieser Erzählung den Entschluß, sich seines tapfern Vaters durch Thaten würdig zu machen.

Zweyter Gesang. Lyonel und Bliomberis kommen nach Tournay, und kehren bey Arbogast ein. Auf Pharamunds Verlangen wird die Kriegserklärung noch einige Tage, bis nach der Geburtsfeyer seiner Tochter Celine, aufgeschoben. Die beyden Fremdlinge nehmen an dem Hoffeste Theil. Bey einem angestellten Wettstreit siegt Bliomberis im Lanzenschießen, und bekömmt einen Dank aus Celinens Händen. Dieser Umstand und noch einige andre Gunstbezeigungen, die er von der Königstochter erhält, bringen die Leidenschaft, welche Bliomberis von dem ersten Augenblicke an für sie empfunden hat, zur hellsten Flamme.

Dritter Gesang. Die beyden Fremdlinge fodern, nach Endigung der Feyerlichkeiten, öffentliches Gehör vom König. Lyonel verlangt im Namen des Königs Mart und seines Vaters Erlaß des ihnen auferlegten Tributs, und droht, im Weigerungsfall, mit Krieg. Pharamund wählt den letztern, und sein Sohn Clodion, eifersüchtig auf Bliomberis Ruhm, bittet um das Commando. Die feindlichen Truppen haben sich schon an der Gränze zusammen gezogen, und es kömmt bald zu einer Schlacht. Bliomberis siegt, und wird am nächsten Morgen von seinem Oheim zum Ritter geschlagen. Die Nachricht von dem verlornen Treffen kömmt nach Tournay, und Pharamund macht sich selbst auf. Neue Schlacht. Die Gegenwart des Königs macht den Franken Muth; sie schlagen einen Theil der Feinde in die Flucht, und Lyonel giebt sich gefangen. Bliomberis bekömmt Gele-

gen-

genheit den Clodion zu retten, und kehrt als Geisel mit Pharamund nach Tournay zurück. Der Besitz der Länder seines Großvaters wird ihm von dem Könige zugesichert. Clodion zieht auf Abentheuer, um den Schimpf seiner Niederlage auszulöschen. Bliomberis aber gewinnt immer mehr und mehr die Liebe Celinens, die in ihm nun nicht blos den schönen und tapfern Mann, sondern auch den Retter ihres Bruders sieht. Arbogast bemerkt ihre wechselseitige Neigung; aber seine Warnungen machen keinen Eindruck auf den König, der zuviel auf die Bescheidenheit des jungen Ritters und den Stolz seiner Tochter rechnet.

Vierter Gesang. Lyonel ist gezwungen seinen Neffen, in der wachsenden Gefahr, sich selbst zu überlassen, indem Bothen aus Bretagne ihm melden, daß das Andenken seiner Missethaten den König Bort in einen schrecklichen Wahnsinn gestürzt habe. Kurz nach seiner Abreise kömmt es zwischen den beyden Verliebten zu einer Erklärung, als Celine, in einer Ballnacht, im Garten spatzieren geht, von einem Eber angefallen und von ihrem geliebten Ritter unvermuthet gerettet wird. Dieses Abentheuer öffnet ihnen den Mund. Sie kehren zur Gesellschaft zurück, finden sich aber bald wieder in einem entlegnen Zimmer zusammen. Bliomberis

— sieht ihre Hand, die milchweiß von der Krümmung
des Ruhebettes blos für ihn,
den Glücklichen, herabzuhängen schien;

sogleich bemächtigt er sich deren,
küßt, drückt und drückt, und weiß nicht aufzuhören.

Dieses zärtliche tête-à-tête wird durch die Ankunft des Königes unterbrochen, der nicht wenig erstaunt, einen Bastarden in den Armen seiner Tochter zu finden, und — doch das läßt sich nur in Versen sagen:

— — »Du Bastard, du, nimm dieß!
Die Mitgift ist für solche Freyer.
Er donnert's und — durchbohrt den Jüngling! —
Nein, das wär'
Noch Wohlthat; ach der Grimmige thut mehr!
Kaum darf mein Ritterlied es sagen,
Er unterstehet sich, in's Antliz ihn zu schlagen.

Man kann sich leicht denken, wie unserm Ritter nach dieser Scene zu Muthe war. Er hatte dem Könige zwar seinen Handschuh hingeworfen; dieser aber hatte sich für zu gut geachtet ihn aufzuheben, und unserm Bliomberis bleibt nichts übrig als nach Hause zu gehn. Hier erhält er zum Trost eine Einladung von Celinen, die ihn in ihre Kammer bestellt. Bliomberis steigt an einer Strickleiter in die Höhe, und — wird vom Könige gesehn, dessen Wuth nur durch die Klugheit des weisen Arbogast gemäßigt wird. Zum zweytenmal in dieser Nacht stört er die Umarmungen der Verliebten. Celine tritt ihm mit Muth entgegen, und erinnert ihn, daß die Leiter, worauf Bliomberis zu ihr hinauf gestiegen, dieselbe sey, deren sich Pharamund

mund einst bedient habe, um das Fenster ihrer Mutter zu ersteigen.

Dem Vater rollt der Degen aus der Hand.
Er deckt sich das Gesicht, unschlüßig, weggewandt;
Die Leiter schon weckt ihm Erinnerungen,
Die jeden Rest von Zorn aus seiner Brust verdrungen.

Er vergiebt seiner Tochter und bestimmt Johannistag über zwey Jahre zu einem Turnier, wo sich Celinens Freyer einfinden sollen, um ihren Besitz zu kämpfen. Bis dahin muß Bliomberis versprechen, sich nicht an seinem Hofe sehn zu lassen. Er versprichts und rüstet sich mit frühem Morgen zu einer Ritterfahrt. Arbogast räth ihm, dem Palamed entgegen zu ziehen, der jetzt durch Afrika zurück komme. Zu gleicher Zeit giebt er ihm ein Schreiben nach dem Gau der Eingeweihten mit, und räth ihm, seinen Namen zu verändern. Mit Tages Anbruch reitet Bliomberis auf einem Rappen, den er von Celinen zum Geschenk bekam, davon.

Fünfter Gesang. Unser Ritter ist schon mehrere Tagereisen von Tournay entfernet, als er Gelegenheit bekömmt, eine Dame aus der Gewalt von zwölf Räubern oder Riesen (denn ihr Anführer ist

—— ein ungeheurer Recke,
Dem selbst die größesten der jetz'gen Männer kaum
Zum Gürtel reicheten.)

zu befreyen. Es entsteht ein verzweifelter Kampf, dessen Härte folgende Verse sehr lebhaft schildern:

Hier fliegt ein breiter Kopf, und dort ein rauher Arm,
Deß Finger noch die Keul umklammern.
Schon schmolz der räuberische Schwarm
auf sieben, drey sind todt, zwey schwer Verwund'te jammern.
Ihr Hauptmann tritt dem Einen auf die Stirn,
Worein das Schwerd des Ritters eine Wunde
gefurchet, tritt, daß blutiges Gehirn
Ihm an der Ferse hängt, und ruft: Still da, ihr Hunde!
Du aber, Teufelskerl, nimm dieß u. s. w.

Nachdem dieser Kampf glorreich geendigt worden, ruft Bliomberis auch den Bruder der Dame, welcher ohnmächtig im Gebüsch liegt, zum Leben zurück. Blanka, dieß ist der Name der geretteten Dame, erzählt ihre und ihres Bruders Perceval Geschichte. Sie reisen nach Tournay hin. Bliomberis, jetzt Celian genannt, begleitet sie ein Stück Wegs, und kömmt mit ihnen an ein Schloß, in welchem der Ritter ein neues Abentheuer zu bestehen findet. Er befreyt den Ritter Palißant vom Scheiterhaufen, und erlegt den Herrn des Schlosses, den Heyden Mandragor, der sich vergebens in einen festen Thurm verkriecht. Denn (50)

Ein Schlag noch mit dem Degenknopf
und krak, ab sind die Angeln; leichter springen
die Henkel nicht an einem irdnen Topf.

Nach

Nach Endigung der Arbeiten, macht Palißant zum Abendeſſen Anſtalt. (60)

Der ganze Schwarm der Knecht' und Mägde quer-
let
rum in dem Schloß herum —

— unſre Sieger greifen zu,
ſie leeren Flaſchen aus, ſie häufen Thierſke-
lette.

Sechſter Geſang. Palißant erzählt ſeine und Mathildens (einer in Mandragorens Burg eingeſchloßnen Dame) ärgerliche Geſchichte, und kramt antiplatoniſche Grundſätze zum großen Scandal ſeines Zuhörers Bliomberis aus. Den folgenden Tag bringt Bliomberis noch in dieſer Geſellſchaft zu und nimmt dann ſeinen Weg nach Liguriien hin. Unter den Hirten an dem Ufer der Loiré wüthet ein Rieſe, der ſich mit dem Fleiſche von Lämmern und mannbaren Mädchen nährt; ein wahres Ungeheuer.

Der armen Hirten größter reicht
kaum bis an ſeine langen Schenkel.

(vergl. V. Geſ. 12.) Man iſt im Dorfe eben im Begriff, das Loos über ein Mädchen zu ziehn, das ihm als Opfer dargebracht werden ſoll. Bliomberis ſchlägt den Rieſen todt, und giebt das Mädchen ihrem Bräutigam zurück.

Siebenter Geſang. In dieſem Geſang kömmt unſer Ritter nach Maßilia. Schon in der

Ferne

Ferne hört er ein kriegerisches Getön und freut sich darob

Gut, denkt der Held entzückt, hier ärnd' ich wieder Ehre.

Er überreicht der Königinn Palmyre ein Empfehlungsschreiben der Dame Blanka und wird mit Freuden aufgenommen. Der Staat wird von dem Könige Garamant bedroht, und unglücklicherweise ist Leodat, der Schutzgott des Landes und der Verlobte der Königinn, abwesend. Da diese nichts bessers zu thun weiß, erzählt sie dem jungen Helden ihre Geschichte: (10)

Doch höret nun auch mein und Leodats Geschichte.
Mir leistet Blankens Brief, noch mehr
als dieser, jeder Zug in euerm Angesichte
Für eure Treu' inlängliche Gewähr.
Man muß ein Engel seyn mit diesen Engelszügen;
Die Tochter Gottes, die Natur,
Webt solch' ein Feyerkleid für wenig Seelen nur,
und webt es sicher nicht, uns andre zu betrügen.

Bliomberis übernimmt das Commando; der Feind nähert sich, und lagert sich vor die Stadt. Bey einem Ausfall bringt Lysidor, ein Mauritanier und Liebhaber der Tochter des Königes Garamant, in die Mauern und zündet ein Vorrathshaus an. Dieser Unfall macht den Entsatz der Stadt nothwendiger, und ein Greis, Galamen, entschließt sich mit seinem Sohne Timander sich durch das feindliche Heer zu schleichen und dem Leodat Nachricht von

der

der Lage der Sache zu bringen. Sie fallen einem Trupp von Feinden in die Hände und kommen streitend um.

Achter Gesang. Die Häupter der Erschlagnen werden vor dem Lager aufgepflanzt, und von den Einwohnern Massiliens erkannt. Die Verzweiflung der Mutter Timanders erregt einen Aufruhr gegen Bliomberis. Sie ruft dem Volke zu:

O! niederträchtig Volk, das Landdurchstreichern fröhnt;
Ligurer, nein, Ligurerinnen!
Sonst würde jetzt schon Blut von euern Dolchen rinnen,
Das Blut des Knaben, der euch höhnt.
Der tapfre Leodat, der zog vor euern Schaaren
Der erste her, und theilte die Gefahren.
Ach! wenn der Held in diesen Mauern wär',
so steckte nicht ihr Haupt auf unsrer Feinde Speer.

Bliomberis stellt sich dem wüthenden Volke entgegen, und reißt es den Mauritaniern entgegen. Er dringt in das Lager ein, nimmt den König gefangen und schleppt ihn mit sich in die Stadt; Lysidor dringt ihm nach und bietet dem Ritter einen Zweykampf an. Garamant verhindert es. Der Friede wird hergestellt, und die Mauren ziehen ab. Kurz darauf kömmt Leodat an, und lernt den Sohn Palamedens kennen.

So reichen auf dem Libanon
zwey Cedern sich die brüderlichen Aeste

und

und beym Haupt ersteigt die Wolken; so umfahn
Die Helden sich, ihr Ruhm steigt Himmel an.

Bliomberis setzt seine Reise nach Afrika fort. Ein Seesturm treibt sie nach Corsika, wo Lykanus herrscht, der keinen Fremden von hinnen ziehn läßt, ohne sich auf den Cästus mit ihm herumgeschlagen zu haben. Bliomberis nimmt die Ausfoderung an, und schlägt ihn zu Boden. Von hier aus seegelt er weiter nach Sardinien. Der Adel hat sich hier gegen seinen Tyrannen empört, und auch Bliomberis ergreift die Sache der Freyheit und des Rechts.

Neunter Gesang. Der edle Monzibal, der Schwiegervater des Königs, steht ihm bey, und sein Beyspiel hat mehrere auf die Seite des Tyrannen gezogen. Die beyden Heere begegnen sich. Bliomberis fodert, vor Anfang der Schlacht, Monzibal zum Zweykampf heraus, und beweist ihm, daß das Recht der Könige kein göttliches Recht sey. Monzibal wird zur Erde geworfen, und jetzt entdeckt ihm sein Arzt, daß Leonore, seine Tochter, durch Gift von ihrem Gemahl getödtet worden. Der Arzt und der Mundschenk des Königes bestätigen diese Anklage. Bliomberis wird zum Richter des Tyrannen niedergesetzt. Ein Menge Ankläger treten auf. Ossakar wird seiner Würde entsetzt und enthauptet. Monzibal wird an seine Stelle zum König ernannt. Den andern Morgen setzt Bliomberis seine Reise fort, und kömmt nach Mauritanien, wo man gerade Gefangenen, die Tochter Garamants,

mants, und Lysidors Verlobte, den Löwen vorwerfen will, einem alten Gesetze zufolge, welches jedes Mädchen zu dieser Todesstrafe verdammt

die die Frucht
der Wollust außerm Bett geweihter Eh' versucht.

Nun war aber Vasaon, Lysidors Bruder, darauf gestorben,

Daß er in frecher Nacht den Kelch verliebter Lust
mit der Prinzessinn ganz geleeret.

Nur unter der Bedingung, daß sich ein Kämpfer findet, der den Löwen besiegt, wird sie frey. Bliomberis eilt ihr zu Hülfe, und kömmt gerade an, da der Löwe einen unbekannten Mann, der sich ihm mit geschlossenem Helm entgegengestellt hat, niederwirft.

Die Borsten seines Bartes stehn
wie Eisendraht vom Rachen weg, er lecket
mit scharfer Zunge dran, die weit hinaus sich
strecket.
Die flammenvollen Augen drehn
sich hin und her, der Schweif schlägt an die Weichen.

Bliomberis erwürgt den Löwen, und befreyt den unbekannten Ritter, der niemand anders ist als Lysidor. Bliomberis dringt darauf, das Gesetz aufzuheben, und nun wird allen Schwachheitssünden für die Folge Verzeihung zugesagt. Das Volk weiß nicht, wie es dem edeln Ritter für dieses neue Verdienst genug danken soll:

Ihn preißt der Aeltern Schaar, ihm jauchzt der Jüngling zu,
ihm weinen Dank sogar die keuschen Schönen, —
Doch mädchenhaft verbergen sie die Thränen.

Es entdeckt sich nunmehr, daß Gesenens Kammerjungfer an dem ganzen Irrthum schuld war, die Vasaon anstatt der Prinzessinn umarmt hatte. Lysidor und Gesene heirathen sich.

Zehnter Gesang. Bliomberis kömmt in den Gau der Eingeweihten, und wird unter vielen Ceremonien in den Orden der Rosenkreuzer aufgenommen. Hier findet er seinen Freund Arbogast und erhält Nachricht von Celinen. Den Vortheil der Einweihung erfährt Bliomberis sogleich auf seiner Rückreise. Er besteigt mit Arbogast einen Kahn, der weder Steuermann noch Ruder hat.

Doch tanzt er leicht, wie bey dem Hochzeitreigen
ein Bräutigam, dahin auf spiegelgleicher Bahn
und langt in Gallien nach sieben Stunden an.

Arbogast räth nun seinem jungen Freund nach England zum König Artur zu ziehn, welcher ein Turnier ausgeschrieben hat, um, wo möglich, einen Platz an der Tafelrunde zu verdienen. Unterwegs kehrt er bey dem König von Aquitanien, Radagond, ein, und erfährt hier, daß Palamed vor nicht langer Zeit da gewesen, und den heiligen Napf gebracht, aber zugleich verlangt habe, ihn zum König Artur zu schicken. Radagond vertraut ihn dem jungen Ritter an. Unterwegs findet er Clodion, von einem schwarzen Ritter aus dem Sattel geworfen.

sen. Bliomberis fodert den Sieger zu einem neuen Kampf auf, und hat mit Clodion einerley Schicksal. Der schwarze Ritter reitet davon, und Bliomberis, durch diese Schmach ganz außer sich, ruft in einer Art von poetischem Wahnsinn aus:

— sagt nur, wo ist er hin?
Doch will ich ihn gewiß auch aus dem Sattel heben!
Und wenn er einen bessern Schluß
als Castor hätt', auf's Roß mit einem Zauberringe geschmiedet wär', die Erd' an seinem rechten Fuß, der Mond an seinem linken hinge.

Doch spricht er dieser Tirade selbst sogleich in einem wohlklingenden Verse das Urtheil:

Weh' mir, was fasl' ich da, ich Thor!

Die beyden Ritter trösten sich nun, so gut sie können, und Clodion entdeckt jenem, daß er in die Tochter eines milzsüchtigen Alten verliebt sey, der sie aber lieber einem Neger als einen Kronenträger geben wolle. Er sey jetzt zu Arabellen bestellt — dieß ist der Name seiner Schöne — aber sein Pferd habe sich einen Dorn in den Fuß getreten. Bliomberis bietet ihm das seinige an

nehmt, sagt er ihm, daß ihr nicht ungeschlürfet den Kelch der Liebe lassen dürfet.

Clodion eilt dem Rendez-vous zu und Bliomberis kömmt sachte nach. Auf einmal stürzt ein ungeheurer Riese aus dem Park, mit Arabellen auf

dem Pferde, hinter ihm jagt Clodion her, und hinter Clodion ein Alter, den sein Pferd schleift. Bliomberis macht den Alten los, der zum Dank einen Strom von Lästerungen gegen den Himmel von frechen Lippen gießt, und eilt seinem Freunde Clodion zu Hülfe, der mit dem Riesen am Eingange seiner Höle im Kampfe begriffen ist. Als der Riese sich nicht länger wehren konn, läßt er einen fürchterlichen Greifen, mit Federn starr, wie Eisendrath und Faust dicken Krallen auf die beyden Ritter los. Der Kampf wird dadurch nur etwas verlängert, aber der Sieg fällt doch, wie natürlich, den Rittern zu. Arabelle wird nun aus der Höle befreyt und Clodion erlaubt sich eine Umarmung, in welcher

— seine männliche mit ihrer sanften Seele
durch einen langen Kuß in Eins zusammen floß.

Die ganze Gesellschaft begiebt sich nach Maragossens — so heißt Arabellens Vater — Palast, und bey einem Glas Wein giebt der Alte unserm Ritter von seinen ausgestoßnen Lästerungen Rechenschaft.

Eilfter Gesang. Maragossens System wird von Bliomberis widerlegt. Der Alte wird von der Beredsamkeit und den Gründen des jungen Ritters hingerissen:

O wunderbarer junger Mann
Nehmt mich von heut zu euerm Schüler an.
Versprecht mir lange noch auf meinem Schloß zu weilen,

ich will dafür mit euch, was ich beſitze, theilen.
Mein Kind, dafern es euch gefällt,
Dafern euch Liebe nicht in andern Banden hält ...
Doch ich vergeße! ... ſagt, wie kann ich oft euch
ſehen?
O! gerne ließ ich mich an euern Mantel nähen.

Bliomberis benutzt dieſen Augenblick, um die Einwilligung des Alten zu Arabellens und Clodions Liebe zu erhalten; und reiſt hierauf weiter nach Cramalot, Arturs Reſidenz. Unterwegs findet er Perceval, mit ſeinem Schwager Gilricke, und zieht Nachricht von Celinen ein. Beym Turnier tritt ein unbekannter Ritter auf, und wirft die beſten Kämpfer in den Sand. Nur Bliomberis hält ſich gegen ihn. Sie bleiben ſich gleich und tauſchen die Schwerter. Bliomberis erkennt, daß er mit Pharamund gefochten habe. Sitzung der Tafelrunde. Zwey Ritter machen auf den leeren Platz Anſpruch, den kein Unwürdiger füllen darf. Lynnegard, ein Sklave der Sinnlichkeit, der, wenn die Unſchuld ſchreyt, lacht, und zehn Damen

mit viehiſcher Gewalt die ſchöne Blum' entrißen,
die Hymen ſelbſt oft unbefuget bricht.

ſetzt ſich frech auf den Stuhl, und wird von magiſchen Flammen verzehrt. Hierauf nimmt Bliomberis den Sitz ein, und wird deſſelben würdig geachtet. Lyonel iſt Zeuge der Ehre, die ſeinem Neffen wiederfährt, meldet ihm Borts ſchreckenvollen Tod, und ſeegelt mit ihm nach Gallien.

Zwölfter Gesang. Dieser Gesang fängt mit einer Apostrophe an die Liebe an:

— weyhe du mit sanfter Hand
die Leyer deines Freunds zum letzten der Gesänge
besonders ein, daß die erstaunte Menge,
die nichts begehrt und schätzt, als Gold und Ehrentand,
es sehe, wie du selbst den Todeskelch versüßest,
und Seelen, die du deine Last
Zu tragen allbereit und treu gefunden hast
Unmerklich weg von blassen Lippen küßest.

Die Freyer versammeln sich in Pharamunds Pallast, und Arbogast stellt eine Prüfung der würdigsten an. Es werden ihrer achte ausgelesen. Zuerst turnirt Palissant, der Antiplatoniker, und wirft sechs Ritter in den Sand. Das letzte loos ist Celians, und als Celinens Herz für das Schicksal ihres Geliebten und ihr eignes zittert, hält Palissant seinen Zelter an, lenkt seitwärts, und bricht den Sp er ab. Mit seinem Retter verlangt er nicht zu kämpfen. Als Bliomberis schon nach dem Throne geführt wird, um den Dank zu empfangen, erscheint der schwarze Ritter auf der Rennbahn und wirft dem Bliomberis den Handschuh hin. Eine Menge Ritter sind bereit zu fechten; Bliomberis läßt es nicht zu. Zwey Stunden kämpfen sie, als der schwarze Ritter seinem Gegner das halbe Bruststück weghaut und Bliomberis ihm den Helm spaltet und seine Stirne verwundet. Indem jener nach der entblößten Brust des andern zielt, erblickt

er

er das Ordenskreuz und wirft in diesem Augenblick den Degen von sich. Er gesteht seinem Gegner den Vorrang zu und giebt sich zu erkennen. Es ist Palamed, welcher gehört hatte, sein Sohn Bliomberis sey von Pharamunds Hofe verstoßen worden und auf seiner Fahrt umgekommen. Er war gekommen, ihn zu rächen. Allgemeine Freude über die glückliche Erkennung. Doppelte Hochzeit zwischen Clodion und Arabellen, Bliomberis und Celinen. Der Dichter führt uns — damit niemanden ein Zweifel übrig bleibe — endlich ans Brautbette. Die Zofen ziehen sich zurück —

— — — o! wehe nun Celinen!
sie liegt und zittert; nah' und immer näher droht
der Zagenden der Liebe süßer Tod.
Ihr Held besteigt das Bett — zu rauschen die Gardinen.

Den andern Morgen findet man Lyonel in den letzten Zügen. Er hatte in der Nacht Gift genommen. Nur so lange hatte er leben wollen, bis er das Glück seines Zöglings gegründet sähe. Er glaubt nun alle seine Pflichten erfüllt zu haben, und eilt seiner Arlinde zu.

— — — Ihr Theuern lebet wohl!
Gott und Arlinde winkt, ich scheide gern; wir finden
Uns wieder .... denkt .. er schwieg und ist schon bey Arlinden.

* * *

Einen Theil der Erfindung dieses Gedichts, obgleich nicht vielmehr als die erste Anlage, dankt der Verf. einer Novelle des Ritter Florian. Er hat das Verdienst, mehr Zusammenhang in die Begebenheiten gebracht, und sie folglich interessanter gemacht zu haben, als sie bey dem Franzosen sind. Aber viele Mühe kann ihm die Erfindung der Begebenheiten dennoch nicht gemacht haben. Es sind so ziemlich die gewöhnlichen Ereignisse einer jeden Rittergeschichte, ohne große Mannichfaltigkeit, und, was noch schlimmer ist, ohne sonderliche Verbindung. Die Verwicklung der Geschichte fängt da an, wo sich Pharamund der Liebe des Jünglings zu seiner Tochter widersetzt, und sie ihm nur unter der Bedingung zusagt, daß er sich ihrer Hand durch ausgezeichnete Thaten würdig macht. Man kann unserm Dichter nicht Schuld geben, daß er es seinem Helden an Gelegenheit habe fehlen lassen diese Bedingung zu erfüllen; denn beinahe von dem ersten Augenblicke an, wo er sich auf seine Fahrt begiebt, bis auf den letzten Tag, fallen ihm die Abentheuer so zu sagen entgegen. Recht zweckmäßig scheinen sie gerade auf der Straße, die er wählt, und recht eigentlich um seinetwillen entstanden, und jedesmal so weit gediehen zu seyn, daß es nur noch eines entscheidenden Streiches bedurfte, um den Knoten zu lösen. Was ist armseliger, als die Erfindung vom fünften bis zum eilften Gesang? und wie gleichgültig läßt uns der Dichter bey allen Gefahren, in die er seinen Helden stürzt, weil wir doch gleich sehn, daß Er,

nicht

nicht das Schickſal, es darauf angelegt hat, ihn eine beſtimmte Anzahl von Abentheuern beſtehen und glorreich in die Arme ſeiner Geliebten zurückkehren zu laſſen. Welche Begebenheiten aber intereſſiren uns am meiſten in der wirklichen und in der Fabelwelt? Gewiß nicht diejenigen, deren letztes Ziel wir gleich beym Anfang der Reihe ſo klar vor uns liegen ſehen, daß uns kein Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung übrig bleibt; aber wohl die, welche ſich aus einer anſcheinenden Verwirrung, in welcher nichts deutlich zu erkennen war, nach und nach ablöſen, und die Vernunft auf einen, anfangs nur geahndeten Zweck hinführen. Eine ſcheinbare Unordnung aufzulöſen und Ordnung in ihr zu entdecken, das iſt es, was den Geiſt thätig erhält; das iſt das Vergnügen, welches wir in dem pragmatiſchen Gedichte ſuchen. Eine ſo ſichtbare und planmäßige Ordnung aber, als wir in den Begebenheiten des Bliomberis finden, verräth ſogleich den Dichter, welcher abſichtlich erfindet, und führt uns von der Idee der Natur weit ab, in welche unſer Verſtand Abſichten legt. Wir werden ſogleich gewahr, daß das, was wir leſen, ein Gedicht iſt; wir werden gewahr, daß man uns täuſchen will, und in dieſem Augenblicke iſt alle Täuſchung dahin.

Und wie unerträglich iſt nicht die Einförmigkeit, die in dieſem Theile des vor uns liegenden Gedichtes herrſcht! Eine Gefahr folgt auf die andere und wird durch den Muth und die Klugheit des jungen Helden beſiegt; ohne daß zwiſchen die-

sen einzelnen Vorfällen ein anderer Zusammenhang statt fände, als den die Person des Helden hineinbringt. Sie sind zusammengereiht wie die Perlen eines Rosenkranzes, und werden eben so der Reihe nach abgezählt, ohne einen Eindruck in der Seele des Lesers zurückzulassen. Die dem romantischen Gedicht so nothwendige Verflechtung der Begebenheiten scheint unserm Dichter ganz unbekannt. Würde uns der wüthende Roland so fesseln, ohne diese künstliche Verschlingung so vieler Fäden, die sich am Ende doch auflöst, weil die Schicksale der meisten Personen so unter einander verbunden sind, daß die Begebenheiten der einen gewöhnlich einen Punkt in dem Leben der andern aufklären? Was scheint beym ersten Anblick verworrener, als die Geschichte der vier Facardin? Gleichwohl hängen die Schicksale aller dieser zerstreuten Personen genau zusammen, und die Bemerkung dieses Zusammenhangs ist es, welche den Leser bey jedem Schritt angenehm überrascht, seine Neugierde immer gespannt, und das Interesse immer gleich lebhaft erhält. Wie viel dürfte es wohl Leser geben, die den Bliomberis nicht bey jedem Gesang, ohne sich die mindeste Gewalt anzuthun, weglegen könnten?

In einigen episodischen Erzählungen ist Hr. von A. der Spur älterer Dichter gefolgt, die er in der Nachrede zum Theil selbst angezeigt hat. Die Beschreibung der Kämpfe im zweyten Buch sind dem Homer und Virgil nicht unglücklich nachgebildet. Aber weit weniger ist dem Verf. die

Nach-

Nachahmung des Wielandischen Itisall gelungen. Palissant; welcher seine Geschichte im Anfange des siebenten Gesanges erzählt, ist jenem Helden allzuähnlich, als daß man nicht eine Vergleichung anzustellen gezwungen wäre, welche gar sehr zum Nachtheil der Copie ausfällt. Ein großer Unterschied, welcher bey einer solchen Vergleichung zuerst in die Augen fällt, liegt in der Veranlassung, auf welche diese beyden Helden ihre antiplatonischen Grundsätze an den Tag legen. Itisall findet einen Ritter im Kampf gegen eine reizende Nymphe, die ihn umsonst zum Genuß einladet, und, erstaunt über ein so seltnes Schauspiel, spottet er des Mannes, der eine so strenge, aber vielleicht unwillkührliche Tugend übt. Es kömmt zwischen beyden zu einem sehr ernsthaften Gefecht, in welchem sie sich wechselseitige Achtung einflößen; und als hierauf Idris, den Vorwurf der Unempfindlichkeit von sich abzulehnen, einen Theil seiner Geschichte erzählt, giebt er darinne so reichen Anlaß, seine überspannten Ideen von weiblicher Vollkommenheit zu bestreiten, daß auch vielleicht ein andrer als Itisall Lust bekommen hätte, Parthey gegen den verliebten Schwärmer zu nehmen. Beym Palissant suchen wir vergeblich nach einer ähnlichen Veranlassung. Bliomberis verlangt von ihm zu hören, wie er in die Lage gekommen sey, aus welcher er ihn so eben gerettet hatte; er erfüllt dieses Verlangen und stellt bey der Gelegenheit sein ärgerliches System, und das Bild einer diesen Grundsätzen entsprechenden Lebensart auf. Er rechnet es sich

zur Ehre, ein unbeständiger Wüstling zu seyn. Er ist von seinen Grundsätzen überzeugt, weil sie ihm bequem sind; Itifall ist es von den seinigen, weil er sie durch eine vielfältige Erfahrung bestätigt fand. Jener äußert sie mit einem selbstgefälligen Wohlbehagen, das uns sehr widerlich scheint, aus eignem Willen, unaufgefordert; dieser, weil ihn die überspannten Ideen und der Widerspruch seines Gegners reizte. — Wie wichtig dieser Unterschied in Rücksicht auf den Eindruck sey, welchen die Charaktere beyder Helden machen, fällt ohne weitere Erinnerung von selbst in die Augen.

Eben so verschieden wie die Veranlassung ist auch die Art, wie sie ihre Gesinnungen äußern, und das Licht, in welches sie ihre Grundsätze stellen. Palissant spricht als ein Wollüstling, der nur die sinnliche Liebe kennt, weil er für feinern Genuß keine Empfänglichkeit hat.

— — Wenn ein Liebchen mich verschmähte, wenn es brach,
wenn, was das Aergste war, wenn es von Heirath sprach;
so tröstet' ich mich leicht mit einem vollen Becher
und — einer Andern, denn ihr wißt,
daß hier zu Lande noch kein Mädchenmangel ist.
So trieb ich ungestört mein fröhliches Gewerbe.
Untreue, Grausamkeiten, Körbe,
die manchen in das Grab befördern — achtet' ich
viel höher nicht als einen Mückenstich u. s. w.

Itifall dagegen spricht durchgängig als ein Mann, welcher überzeugt ist, daß alle Art der Liebe,

Liebe, auch der erhabenſte Platoniſmus, endlich auf den ſinnlichen Genuß hinauslauft, ohne doch dieſen für das Einzige zu halten, was der Liebe ihren Reiz verleiht. Jener ätheriſchen Leidenſchaft, welche ſich blos mit Ideen nährt, verſagt er ſeinen Glauben, weil Er noch niemals eine Nymphe unüberwindlich gefunden hat, und weil er ſchließt, daß ohngefähr jeder andre ſo gut, als er, dieſe Erfahrung habe machen können. Der Wunſch, noch mehrere und untrüglichere Belege zu dieſer Erfahrung zu ſammeln, treibt ſeinen Muth immer höher, und ſeine fehlerhaften Grundſätze ſpornen ihn zu kühnen Unternehmungen an; während Paliſſant nichts als wiederholten Genuß in ganz gemeinen Intriguen ſucht. Daher werden die Grundſätze des einen durch die Wirkung, welche ſie zufälliger Weiſe hervorbringen, einigermaßen gut gemacht; während uns der andere, als ein äußerſt gemeiner Menſch, mit einem Widerwillen und einer Verachtung erfüllt, deren Hervorbringung gewiß nicht die Abſicht des Dichters war. Der muß ein niedriger Wüſtling ſeyn, der ſich wie Paliſſant ausdrücken kann:

Oft theurer Freund gelang es mir,
den Bräutigamen vorzunaſchen,
oft leckre Braten im Revier
der heil'gen Eh als Wilddieb zu erhaſchen.

In einem ſo feinen, ſcherzenden Ton iſt der größte Theil dieſer Erzählung abgefaßt:

Hat der Esel Palissant sich endlich fortgetrollt? — —
O! Freund, ihr hättet sie vom Ruh —
Vom Unruh-Bett aufspringen, ihn sich trollen
und mich im Zimmer sehen sollen. — —

Ein dritter wichtiger Unterschied liegt endlich in dem Gebrauche, welchen die beyden Dichter von diesen episodischen Personen machen. Beym Wieland ist Itifall zur Exposition nothwendig, und in seinem Gespräche mit Idris entwickeln sich nicht nur die Gesinnungen des letztern, sondern wir erfahren auch einen großen Theil seiner vorigen Geschichte auf eine äußerst natürliche und ungezwungene Art. Wir lernen den Gegenstand seiner Wünsche, die Gefahren und Vortheile kennen, die mit ihrem Besitze verbunden sind, und Itifall wird uns eine sehr wichtige Person, da wir sehen, daß er mit dem Helden des Gedichts nach Einem Ziele eilt. Palißants Geschichte wird erzählt, um einen Theil des sechsten Gesangs auszufüllen. Man hebe sie heraus und es wird kaum eine Spur von Verletzung übrig bleiben. Eine Wirkung bringt sie gar nicht hervor. Denn die Apostrophe des Bliomberis an seine Geliebte ist von gar keiner Bedeutung, da sie uns weder in der Geschichte noch in dem innern Zustande unsers Helden etwas Neues entdeckt.

Doch vielleicht misglückt unserm Dichter nur die Nachahmung jenes freyen und leichten Tons, welchen die Musen den Arioſten, Wielanden und Nikolais gleichsam zum Eigenthum gegeben haben. Vielleicht sind es die Schilderungen des Großen

und

und Kühnen, in denen sich sein ernsterer Geist gefällt und mit Glück versucht. Das Talent, fein und gefällig zu scherzen, ist nur selten mit dem Genie gepaart, welches in das Innere dringt, und die oberflächlichen Verhältnisse oft aus der Acht läßt. Bisweilen ist sogar der Mangel des einen ein desto sichrer Beweis von dem Besitz des andern. Bisweilen — aber nicht immer, am wenigsten in dem gegenwärtigen Falle.

Da wir einmal bey den Nachahmungen stehen, so wollen wir uns einen Augenblick bey einer Stelle des Bliomberis verweilen, in welcher der Dichter Erstaunen und Bewunderung zu erregen gesucht hat. Es ist die Beschreibung des Riesen im sechsten Gesang, welchem der Cacus zum Vorbilde gedient zu haben scheint. Auch beym Virgil ist Cacus ein fürchterlicher Riese, das Schrecken des umliegenden Landes, ein Räuber und Mörder. In der Beschreibung seiner Höle benutzt der lateinische Dichter das Gräsliche mit einer weisen Nüchternheit:

—— semperque recenti
Caede tepebat humus; foribusque adfixa superbis
Ora virum tristi pendebant pallida tabo.

Auch Ovid, welchem diese Stelle vor Augen schwebte, so ein großer Freund von Erweiterungen und Uebertreibungen er sonst ist, hat sich doch diesesmal begnügt, nur einen einzigen Pinselstrich hinzuzuthun. Ora super postes *affixaque brachia* pendent. Das Beyspiel dieser Dichter hätte

den

den Hrn. von A. lehren müssen, daß man in der Darstellung des Gräslichen nicht zu weit gehn müsse, wenn die Schilderung nicht empörend und ekelhaft werden soll. Aber weit entfernt, diesen Unterricht zu benutzen, verfährt er als ein ächter Nachahmer, und häuft Gräuel auf Gräuel, um es seinem Original zuvorzuthun. Er macht seinen Riesen zum Menschenfresser, und schildert uns eine seiner Mahlzeiten mit einer Wahrheit, welche jeden Menschen von Gefühl empören muß:

— man führte sie gebunden
der Höhle zu; er stand, gleich Hunden,
die Zunge weit heraus, schon auf der Lauer da.
Er greift sogleich das Mädchen um die Mitte
und stößet, taub bey ihrer Klag' und Bitte,
an einen Fels der Unglückselgen Stirn.
Weit spritzt umher das rauchende Gehirn.
Dann packet er die Leiche; knirschend tönen
ihm unter Klippengleichen Zähnen
die Knochen, die er rasch zermalmt;
Der Rachen dampft, so wie ein Schornstein qualmt.
Er ließ das Blut am Kinn und Barte stocken;
und fraß heißhungerig sein Opfer ganz und gar
denselben Abend noch; am andern Morgen war
nichts übrig als die blonden Locken.

Es ist fürwahr eine gefährliche Sache mit der Nachahmung vortreflicher Dichter, im Ganzen und in einzelnen Stellen. Da wo jeder Zug mit der größten Zweckmäßigkeit gewählt und angeordnet ist, da bleibt dem Nachahmer schwerlich etwas anders zu thun übrig, als das ganze Gemälde, so wie es

ist,

iſt, auf ſeinen Grund überzutragen. Bey jeder Veränderung, die er mit demſelben vornimmt, läuft er Gefahr, das Ganze zu verderben, und jeder Zuſatz, den er macht, wird entweder etwas Ueberflüßiges, oder etwas Falſches und Uebertriebenes enthalten. Dem Hrn. von A. iſt dieſes mehr als einmal begegnet. Theokrit beſchreibt in ſeiner Hymne auf die Dioſcuren den Amykus, welcher den Pollux zum Fauſtkampf auffodert. Wir ſetzen die Stelle des Griechen hieher:

Δεινὸς ἰδεῖν, σκληραῖσι τεθλαγμένος ὄυατα πυγμαῖς,
στήθεα δ' ἐσφαίρωτο πελώρια, καὶ πλατὺ νῶτον
σαρκὶ σιδαρείῃ, σφυρήλατος ὅια Κόλοσσος.
Ἐν δὲ μυες στερεοῖσι βραχίοσιν ἄκρον ὑπ' ὤμων
ἕστασαν ἢυτε πέτροι ἁλοσίτροχοι, ὅυστε κυλίνδων
χεὶ μάῤῥους ποταμὸς μεγάλαις περιέξεσε δίναις.

„Schrecklich war er anzuſehn; ſeine Ohren waren geſchwollen von Schlägen des Cäſtus; ſeine ſtarke Bruſt und ſein breiter Rücken wölbte ſich von eiſenfeſtem Fleiſche, einem getriebnen Coloße gleich. Hoch erhoben ſich die Muskeln an ſeinen kraftvollen Armen nach den Schultern zu, wie Steine, die der wälzende Giesbach in ſeinen Strudeln rundete.“ Man halte nun die Beſchreibung dagegen, welche unſer Dichter von dem König der Corſen macht. VIII. 61. 62.

Lykanus blößt indeß die ungeheuern Glieder,
er läßt den langen Rücken ſehn,
um den der Adern Reih ſich dick und äſtig windet;

Gehämmert Eisen scheint das Fleisch, die Muskeln stehn
Empor, gleich einem Fels, den Fluthen abgerundet.

Die Brust ist ein Gewölb' und überall besät
mit schwarzem Haare, Fett umschließet jede Rippe,
Das Hüftbein gleichet einer Klippe,
Die Schenkel Säulen; wenn er geht,
Erbebt der Grund. — — —

Diese beyden Beschreibungen unterscheiden sich in einem wesentlichen Punkt. Der Grieche begnügt sich, in der seinigen, nur auf diejenigen Theile seines Klopffechters aufmerksam zu machen, auf die wir, bey dem Gefecht, unsre Augen vornämlich zu richten haben; auf seine Brust, seinen Rücken und seine Arme. Auf seine übrige Gestalt und Größe läßt er uns blos durch einen allgemeinen Ausdruck der Empfindung schließen: Er war schrecklich anzusehn. Ganz anders der Deutsche. Anfänglich folgt er seinem Original; aber nun ist er einmal im Beschreiben, und so beschreibt er uns den ganzen Kerl vom Scheitel bis auf die Sohlen. Eben so merklich wie im Ganzen ist auch die Verschiedenheit beyder Beschreibungen im Einzelnen. Der Ausdruck des Griechen ist stark und kräftig; der seines Nachahmers übertrieben und abentheuerlich. Bey ihm ist das Fleisch des Fechters gehämmertes Eisen, wo das Original nur von eisenfesten Fleische weiß, einem gehämmerten Kolosse gleich. Welch ein verworrenes Bild geben die Worte: Die Muskeln stehn gleich einem Fels empor! Und wie übertrieben und

frostig

frostig sind die Beschreibungen in den letzten Zeilen!

Das Hüftbein gleichet einer Klippe,
Die Schenkel Säulen — —

In keinen Fehler ist Herr von A. häufiger gefallen, als in den der Uebertreibung und des Frostes. Ein äußerst nüchterner Ausdruck, der oft bis zur Prose herabsinkt, wechselt mit einer aufgeschwellten Sprache und mit falschen Metaphern ab. Es fällt dem Dichter bisweilen ein, daß er sich empor reissen, daß er Gefühl und Wärme zeigen müsse; aber dann verräth seine Sprache nur allzuoft den Frost, der in seinem Busen herrscht, und welchen der bloße Vorsatz, begeistert zu scheinen, nicht vertreibt.

Wie viel Stanzen haben wir in diesem Bliomberis angestrichen, in denen, nach einer kleinen Versetzung der Worte, niemand die disjecti membra poëtae ahnden wird. Wer wird in folgenden Versen einen Dichter zu hören glauben: (XI. 9.)

Ein schön' System! nur Schad' Erfahrung widerstrebet,
der Eine Stern für den, der redlich Wahrheit sucht!
Muß in der Mutterleib die Frucht
nicht wohl geformet seyn, eh sie der Geist belebet?
Der Körper also ist's, woraus sich allgemach
der Geist entwickelt; Körper waren
die ersten Wirkungen der langen, undenkbaren,
Ernsthaften Ewigkeit, und Geister kamen nach.

oder in diesen: VI. 37.

Doch was bedaur' ich ihn? Der gute König könnte
unglücklicher vielleicht durch ihre Treue seyn.
Denn Untreu' ist ein Glück, — glaubt nicht, daß hier
der Wein
Aus mir spricht, — ist ein Glück, das ich oft Freun-
den gönnte.
Die Weiber brüsten sich mit ihrer Treu so sehr,
und pflegen sie dem Mann so gar hoch anzuschla-
gen,
ihn Tag und Nacht dafür zu necken und zu pla-
gen,
daß mancher gern gekrönt und ruhig wär.

Der Fehler, welcher hier in ganzen Strophen herrscht, und wollte der Himmel, es wären dieses die einzigen ihrer Art im Bliomberis! — ist noch weit häufiger in einzelnen Zeilen anzutreffen. Matte, nichts sagende Flickverse aus diesem Gedicht anzumerken, hat der Verf. seinen Rezensenten nicht schwer gemacht. Wir führen nur einige Beyspiele an. VI. 62. Bliomberis hat sich von der Beute einen Edelstein ausgesucht:

Der Edelstein wird Blanken anvertraut,
daß ihn Celine vorn an ihrem Busen trage,
und nah' dabey ihr Herz für ihn alleine
schlage.

Der Reim hätte dem Verf. nicht leicht einen unglücklichern Streich spielen können, als hier. Bliomberis vertraut Blanken einen Edelstein an, damit Celinens Herz nah bey dem Edelstein für

ihn

ihn allein schlagen möge! ! VI. 63. Bey der Beschreibung eines Tigerfelles

— die sanfte Glätte schmeichelt
Wie Sammt der Hand, die nach den Haaren streichelt.

VI. 64.

Die schöne Blanka giebt ihm an die Königinn Liguriens, als ihre Blutsverwandte, Empfehlungsschreiben mit; Bliomberis zieht hin, so wenig er die Wege kannte.

VI. 70.

Dann sonnt er sich und steht —
auf seinen Stab gestützt — —
und geht er seinen Weg nun wieder — —

Nirgends ist diese matte prosaische Sprache unleidlicher als an dem Ende einer Stanze. Hier sollte der Dichter sich ganz vorzüglich heben, bis hieher sollte er die stärksten Gedanken, die kühnsten Pinselstriche aufsparen; hier müßte er gleichsam den ganzen Sinn und die ganze Kraft der Strophe vereinigen. Herr von A. thut gemeiniglich das Gegentheil davon. Der Gedanke, das Bild ist in der Mitte derselben geendigt; aber die Stanze muß ausgefüllt werden. Der Gedanke wird also ausgesponnen, und mit andern Worten wiederholt, das heißt, er wird geschwächt und die Wirkung desselben zerstört. Wir führen nur ein einziges Beyspiel an, wo eine sehr pathetische Stelle mit zwey kahlen Versen beschließt. VI. 54.

Und dich mein Alles sollt' ich nicht
anbeten, aus der Seele tiefsten Tiefen
anbeten? ja, wenn gleich mir Höll' und Himmel
riefen:
Thu's nicht! so thät ich's doch; ich habe keine Pflicht,
die größer ist, als die, Celinen,
mit allem was ich bin, auch unbelohnt zu dienen.
Das ist mein Streben, das mein Ziel;
denn sie allein erschöpft mein ganz Gefühl.

So kalt uns die Sprache dieses Dichters da läßt, wo er keinen Schmuck sucht, so würden wir doch, wenn eine Wahl nothwendig wäre, diese Art des Ausdrucks seinen frostigen Hyperbeln, seinen kraftlosen, oft niedrigen Bildern vorziehn. Der poetische Schmuck ist die Klippe, an welcher eine frostige Einbildungskraft am leichtesten scheitert. Wer, wie Longin sagt, die Backen aufbläst, um in eine Kindertrompete zu stoßen, und wer mit einem Aufwand von Worten nichtsbedeutende Gedanken vorbringt, macht sich auf gleiche Weise lächerlich. Einige Stellen werden genug seyn, zu zeigen, wie unglücklich dieser Dichter bisweilen herabstürzt, wenn er sich auf den wächsernen Flügeln seiner Phantasie der Sonne nähern will. Palamed hat zwölf Rebellen umgebracht, deren Leichname in den Guadalquivir geworfen werden. (II. 10.)

Denn niemand durfte sie begraben;
den ungeheuern Leichen wurde schier
des Flußes Bett zu klein; ich glaube, daß die Raben
sie nicht in einem Jahr ganz aufgezehret haben.

Wenn

Wenn Palamed und Arlinde sich in dem Gebüsch heimlich umarmten, und der verliebte Lyonel Wache hielt, so kamen sie

— — fast immer nach Stunden erst heraus,
zwar nach Minuten, wie sie wähnten,
die Glücklichen! mir aber dehnten
sich zu Jahrhunderten selbst die Minuten aus.

So frostig diese Uebertreibung ist, so muß sie dennoch gegen die folgende erträglich scheinen, die wir aus der Beschreibung des Gefängnisses nehmen, in welchem Palamed von dem Aquitaner König gehalten wurde:

— ein Stein, auf welchem oft ermüdet
das Haupt des Helden sank, dient ihm als Bett
und Tisch.
Oft schreckt ihn aus dem Schlaf der Schlangen
laut Gezisch;
doch ihren edeln Nachbar stechen
schien Schlangen selbst ein allzu groß Verbrechen.

Am häufigsten wiederfährt es dem Herrn von A., daß er bey schon benutzten Bildern, indem er ihnen durch einige Striche von seiner Hand aufhelfen will, in das Spielende fällt. Was soll man von dem Geschmack eines Dichters urtheilen, der sich schon in dem Eingange seines Gedichts eine Allegorie erlaubt, wie die folgende ist:

Sie (die Liebe) schenkt' ihm Muth und Treu zu
einem (zum) Angebinde,
sie zog ihn groß, sie schnitzt ihm einen Wanderstab

aus ihren heil'gen Myrthenbäumen,
und ließ ihm Blumen oft in öden Wüsten keimen.

Offenbart sich hier nicht sogleich ein Geist, welcher nach Neuheit strebt, aber dieselbe auf verbotnen Wegen sucht? Es ist ihm nicht genug, daß die Liebe seinem Helden zur Stütze diene, sie muß ihm einen Wanderstab geben; ja, sie muß ihm denselben sogar selbst schnitzen. Hätte er es doch nur wenigstens hiebey bewenden lassen. Aber nein! auch die Materie, aus welcher dieser allegorische Wanderstab geschnitzt worden, darf uns nicht unbekannt bleiben, und wir erfahren, daß die Liebe einen ihrer Myrthenbäume zu diesem edeln Endzweck aufgeopfert habe. Wer sieht nun nicht den Helden an einem wirklichen Stab einher treten? und wer sieht nicht zugleich, daß der Geschmack eines Dichters, welcher den eigentlichen und bildlichen Ausdruck auf eine so abentheuerliche Art vermischet, eben nicht der zärtlichste seyn kann?

Wir setzen noch einige Beyspiele unglücklicher Neuerungen im metaphorischen Ausdruck hierher. II. 26.

Die Liljenbrust, wo Fluth und Ebbe wechselt,
ist wie der Mond, den halb ein Silberwölkchen deckt,
in Spitzen von Brabant versteckt;
und von der Hand der Liebe selbst gedrechselt.

Welcher Mischmasch von Bildern! — VII. 16.

Ich aber thu' Bescheid
Aus dem Pokal der Eitelkeit
Bis ich zuletzt mich ganz davon berausche.

VII. 29.

VII. 29

Doch hätt' ich, stets zernagt von innrer Ungeduld
zu einer andern gern den Zepter hingeschoben.

VII. 34.

Ich sollte mich befleißen
vom Herzen Leodats das Siegel weg zu reissen.

VII. 35.

O! sagt er mir, wie manches Schmerzes Band,
das unauflöslich schien, hat eines Weibes Hand
von unsrer Seele losgeknüpfet!
wie manch Geheimniß, das der Grund
des Herzens barg, ist schnell durch unsern Mund
zum Ohr des Fragenden gehüpfet.

Hier ist es Zeit, die ausführlichen Gleichnisse unsers Dichters in besondre Betrachtung zu ziehn. Nur wenige haben wir gefunden, denen man den Ruhm der Neuheit, oder einer glücklichen Anwendung, oder einer vorzüglichen Lebhaftigkeit zugestehen könnte. Auch hier glaubten wir häufig zu bemerken, daß nicht die Einbildungskraft, sondern der Verstand des Dichters allein thätig gewesen; daß er sich nur von Zeit zu Zeit erinnert habe, es bedürfe, der Abwechslung wegen, eines Gleichnisses; und daß er dieses dann aufsuchte, wenn ihm auch seine Phantasie nichts darbot. Dann rafft er einzelne Bilder zusammen, die sich zu keinem Ganzen verbinden; dann stellt er seinen Leser oft in einen falschen Gesichtspunkt. Das

letztere geschieht, wenn wir nicht irren, im folgenden Gleichnisse: (IX. 43. 44.)

Wie wenn den kühnen Bösewicht,
der, überreif dem göttlichen Gericht,
sich auf das Meer, in dem mit seinen Sünden
beschwerten Schiffe, wagt, die Blicke Gottes finden,
und dessen Rächermund dem Heer der Stürme ruft.
Die Stürme dann aus aufgeschloßner Kluft,
Ergrimmt, die Fittige beladen mit Gewittern,
hertoben, und das Schiff an einem Fels zersplittern.

So tobet nun das Volk von allen Seiten her;
es sind nicht zwey Partheyen mehr u. s. w.

Der Vergleichungspunkt liegt offenbar in dem schnellen Herankommen zerstörender Orkane und dem Herbeyströmen des wüthenden Volks. Hat uns der Dichter das letztere anschaulicher gemacht? uns scheint es nicht. Statt die Heftigkeit der Stürme in einem ausgearbeiteten Gemälde zu schildern, und uns auf dieselbe, als den Vergleichungspunkt, vorzüglich aufmerksam zu machen, richtet er unsre Blicke zuerst und ganz vorzüglich auf den Bösewicht, zu dessen Bestrafung sich der Ocean empört. Nachdem ihn dieser Gegenstand fünf Zeilen hindurch beschäftigt hat, wird endlich auch der Stürme gleichsam nur beyläufig gedacht. Aber das Gleichniß hat noch einen andern wesentlichen Fehler. Das Volk erhebt sich gegen den Bösewicht Assakar; auch die Stürme erheben sich gegen einen Bösewicht. In einem Theile der Vergleichung herrscht also Gleichheit, nicht Aehnlichkeit, der Gegenstände. Und welche

che Kraft kann ein Gleichniß haben, welchem dieser Mangel anhängt? Sinkt es nicht bis zur Metcpher herab? Und ist nicht die größere Hälfte der ersten Stanze wenigstens ein ganz zweckloser Ueberfluß?

Eben so kraftlos scheint uns folgendes Gleichniß aus dem dritten Gesang. 13. 14.

— — An ihrer Spitze schimmert
der junge Clodion und blendet das Gesicht.
Das Gold, das ihm vom Helm und von dem Harnisch flimmert,
macht weit umher die Fluren licht,
doch mischt sich dessen Glanz mit einem weissen Strahle
von glattgeschliffenem und silbergleichem Stahle.

So glänzt, wenn vom Olymp der Frühling niederschwebt,
die Schlange neu beschuppt und hebt
das Kronenhaupt empor voll jugendlicher Kräfte.
Sie sog im Winter nichts als böser Kräuter Säfte
und lag versteckt im Boden. Traut
nicht ihrem goldnen Kamm, nicht ihrer bunten Haut;
in das Gewand der Schönheit ist Verderben
gehüllet; hier gilt nichts als fliehen oder sterben.

Worinne liegt wohl die Verschiedenheit der hier verglichnen Gegenstände, welche allein den Dichter zu einer Vergleichung berechtigen kann? Nur von dieser Verschiedenheit hängt das Vergnügen ab, das wir bey der Bemerkung einer Aehnlichkeit fühlen. Daß ein Ding wie ein anderes glänzt und gefärbt sey, das kann jedermann wahrnehmen;

dazu gehört nur ein mäßiges Gedächtniß, aber gar kein Scharfsinn. Eine Vergleichung zwischen Gegenständen gleicher Natur kann daher nicht anders als kraftlos ausfallen. Hier aber werden offenbar Dinge derselben Art einander gegenüber gestellt; — denn den Gedanken, daß der Krieger, seiner glänzenden Waffen ungeachtet, so wie die Schlange, ungeachtet ihrer schönen Haut, dennoch gefährlich sey, wollte der Dichter doch wohl nicht im Ernste durch dieses Gleichniß zur Anschauung bringen?

Wir glauben nicht, daß es nöthig sey, noch mehrere Beyspiele anzuführen, um unsre Leser zu überzeugen, wie gering die Verdienste des Verf. in Rücksicht auf den poetischen Ausdruck sind. Nicht, als meynten wir, er habe diesen Theil seiner Arbeit vernachläßigt, denn das Bestreben, neu, schön und erhaben zu sprechen, leuchtet, zum Nachtheil des Werks, nur allzu sehr vor; sondern es scheint vielmehr, daß dieser Dichter, bey aller Anstrengung seiner Kräfte, nicht im Stande sey, etwas hervorzubringen, das sich der Vollkommenheit mehr nähere als dieses Gedicht. Eben so häufig, als gegen den poetischen Ausdruck, hat er gegen die grammatische Richtigkeit angestoßen, ohnerachtet es sein ernstlicher Vorsatz gewesen zu seyn scheint, von dieser Seite auch nicht die mindeste Blöße zu geben. Wie viel Dichter würden sich wohl herab gelassen haben, so geringfügige Licenzen, als Stirne für Stirn, Bette für Bett, heute für heut durch das Beyspiel klassischer Dichter zu ver-

thei-

theidigen, wie Hr. von A. in dem Anhang zum Bliomberis zu thun bemüht gewesen ist? Aber unglücklicherweise sind diejenigen Freyheiten, welche er vertheidigt, äußerst unbedeutend und wenig, gegen die, welche er sich stillschweigend herausgenommen hat. Aus dem einzigen sechsten Gesange haben wir eine zahlreiche Menge von Ausdrücken gesammelt, welche schwerlich durch das Ansehn klassischer Dichter gerechtfertigt werden dürften, und die wir, zu unsrer eignen Rechtfertigung, hieher setzen.

VI. 4. Auf einmal scholl der Ruf.

Der Ruf schallt durch das Land, ohne Beysatz muß es erschallt heißen.

8. Auch war uns das Gespenst beständig auf der Haube.

10. Die Liebesklemme.

13. wird grob und schob gereimt; gegen die eigne Regel des Verfassers, daß eine Sylbe, die den gedehnten Ton hat, nicht mit einer Sylbe von geschärftem Ton gereimt werden könne.

17. Und ich spiel' endlich die nicht mir vermeinte Rolle.

soll heißen: Er habe einen Platz eingenommen, der ihm nicht bestimmt, ein Glück genossen, das ihm nicht zugedacht war.

23. Ja eh, (statt ehemals) zu Schmaus und Bällen,
da pflegten sich die Herren einzustellen.

24. Der Knecht, den ich geschickt, blieb sieben Stunden aus.

So braucht der Verf. das Plusquamperfektum unzählige mal mit Auslassung des Hülfsworts. Eben so braucht er auch, auf eine ganz undeutsche Art, das Perfektum statt des Imperfekti, ohne Hülfswort, meist um des Reims willen. So

26. Sie schob mich in ihr Kabinet
Woraus sie bald Erlösung mir versprochen.

und gleich darauf

28. Und daß man mich gefangen nahm,
wie wohl ich mit der Faust zwey Heyden todtgeschlagen.

33. Man schüttet der Freundschaft neuen Opferwein (aus)

34. Ihr seyd ganz in Zärtlichkeit getunkt.

49. Die ihr versperrtes Weib in's stille Land der Todten
hinunter martern.

61. Noch vor dem Mittagsmahl wird in den Thurm gerückt.

62. deß' Strahlen sich umher verbreiten

63. Das bunte Fell des Thiers behaltet er.

70. Ein Erdebeben.

72. Und

72. Und wo der grimme Böſewicht
sich ſehen läßt, dort (da) fliehet jedermann.

Dieſer Fehler kömmt ſehr häufig vor.

74. Ein Ton, wobey die Haare
Der Väter gegen Himmel ſtehn.

80. In des Walds vielfältigen Gewinden.

84. Man hört ein leiſ' Gekeich.

92. Sein Brüllen giebt die feyerliche Kunde
der Schäferwelt. . . u. ſ. w.

Dieſen Beyſpielen nach ſollte man wohl bisweilen auf den Gedanken gerathen, der Herr von A. gehöre auch zu denen, die, wie er ſich ſehr zierlich ausdrückt, mit der Sprache umſpringen, wie die Katze mit der Maus. Gleichwohl hat er den Dichtern, die ſolche ketzeriſche Grundſätze hegen, in den angehängten Bruchſtücken, die Wahrheit bitter geſagt, und ſie mit Ernſt auf die Grammatik ihrer Mutterſprache hingewieſen. Dieſes beweiſt freylich, daß er die Obliegenheiten eines Dichters kennt, und daß er die Regeln ſtudirt hat. Aber ſo dringt er auch auf Wohlklang der Verſe, und doch müſſen unſre Leſer bey den angeführten Stellen bemerkt haben, wie rauh die Verſe des Hrn. v. A. in die Ohren fallen. Einige dieſer Art dürften wir wohl ſchwerlich jemals vergeſſen, z. B.

Und nicht von edler Lieb' ebenſcher Flammen
brennt . . .
Erröthend ſah er hier vor ſich hin, meine Schöne . . .

Zwey Klatsch' und beyde Schurken liegen . . .
Die Arm' erhoben, blos die Brust, ihr Antlitz bleich . . . .

Wir kommen, nach so mannichfaltigem Tadel, endlich auf denjenigen Theil des Gedichts, welcher, unsrer Meynung nach, das meiste Lob verdient. Unstreitig sind es die philosophischen Betrachtungen, welche der Verf. hier und da eingestreut hat, welche ihm am besten geglückt sind. Die Rede des Bliomberis im zweyten Gesange, (58—87) wo er die Lehren seines Oheims wiederhohlt, enthält einige vortrefliche Verse, welche durch Stärke der Gedanken und Kraft des Ausdrucks das Gemüth des Lesers fesseln. Wir können uns nicht enthalten, einige dieser schönen Stanzen hier mitzutheilen.

Die nur durch Ahnenwerth sich auf den Thron geschwungen,
verdienen nicht des Volkes Huldigungen.

Das Volk hat seine Macht in unsern Schoos gelegt,
und kann, wenn wir durch Misbrauch sie entehren,
das was es gab zurück begehren.
Ist's billig, daß die Kron' Augustens Nero trägt,
daß, weil Julus Blut in seinen Adern fließet,
er ungestraft das Blut der Seneka vergießet,
Rom anzündt und dabey auf seiner Leyer scherzt,
der Mutter Bett besteigt und seinen Sporus herzt? — — —

Mein

Mein Neffe, wenn dich je der Väter Krone schmückt,
so schmücke du noch mehr durch Tugenden die Krone.
Verachte, wer im Rath sich sklavisch vor dir bückt,
wer kühn die Wahrheit sagt, den schätze, den belohne.
Gewaltsam sey kein Mittel, das du wählst,
auch selber zu den besten Zwecken;
dieß würd', erreichst du sie, doch deinen Ruhm beflecken,
und wie viel mehr, wenn du sie gar verfehlst.

Die Wissenschaften schätze du,
und halte hoch, die ihres Dienstes pflegen;
was du für sie thust, strömt dir zehnfach wieder zu,
ihr Kiel nützt manchmal mehr, als deiner Krieger Degen.
In ihrer Hand ist dein und deines Landes Ruhm,
kein Pinsel, Meissel oder Stempel
verewiget so sehr; denn in der Ehre Tempel
verwalten sie das Priesterthum.

Verachte stets den Irrwahn schwacher Köpfe,
ein Fürst müß' alles selber thun:
Der König Mart durchsucht den Köchen ihre Töpfe,
sieht, ob der Gärtner wohl die kranken Bäume schröpfe,
und ob der Meyer jedes Huhn
gefüttert, läßt sich selbst und andre niemals ruhn,
sieht immer Fehler, bessert immer,
und dennoch geht's im Ganzen desto schlimmer.

Von noch mehrerm Werth und größrer Kraft scheint uns folgende Stelle des neunten Gesangs:

Glaubt

Glaubt ihr, daß lange da die Ehre wohnen wird,
wo stets der Henker droht, wo stets die Geißel
schwirrt,
wo kein Gesetz besteht, als toller Eigenwille;
wo die Religion für nichts als eine Grille
milzsüchtiger Matronen gilt,
und jeder Bube laut auf ihre Diener schilt;
wo edle Männer sich vor Metzen bücken müssen,
daß die sie nicht um Amt und Leben küssen.

Wo solch' ein feiles Schandgezücht
nicht seine Nächte nur um ungeheure Summen
Verpachtet, Aemter auch vertheilet, vor Gericht
Gesetz und Billigkeit verstummen,
und nur Partheylichkeit, nur Willkühr sprechen
heißt;
wo man den Fleiß erstickt, die Kunst, den Handlungs-
geist,
und wo das letzte Korn des Armuths in den Spei-
chern
der Wuchrer liegt, die prahlend sich bereichern.

Wo man die Wissenschaften höhnt,
wo ihnen Ueppigkeit und Wollust alle Schüler
verlocket, wo der Hof den, so der Lorbeer krönt,
nicht höher schätzt, als einen Taschenspieler;
mit Einem Wort, wo Tyrannen,
was immer groß und edel ist und frey,
aus unsrer Brust zu reuten sich bemühet,
wo jede Tugend weint und Glück und Weisheit
fliehet.

Bey jener zuerst angeführten Stelle bleibt uns nur noch eines zu erinnern. So viel schöne

Ge-

Gedanken sie enthält, welche kein Leser von Verstand und Gefühl würde mißen wollen, so müssen wir dennoch eingestehn, daß sie noch vorzüglicher seyn würde, wenn sie besser in das Ganze paßte, und ihre Entstehung mehr einer innern Nothwendigkeit, als der bloßen Willkühr des Dichters zu verdanken hätte. Daß Arbogast den Jüngling bey einem Hoffeste auf die Seite ziehn, und ihn der Gesellschaft entreissen muß, um ihn zu fragen: wie er in aller Welt das geworden sey, was er ist? — das schmeckt doch wohl ein wenig nach dem Bedürfniß des Dichters, welcher Gelegenheit suchte, uns mit seinem Helden näher bekannt zu machen, und uns gewisse Grundsätze, die ihm vorzüglich am Herzen lagen, gelegentlich mitzutheilen. Eben dieß gilt noch von mehrern ähnlichen Stellen, welche der Dichter eher verfertigt zu haben scheint, als er ihre eigentliche Bestimmung wußte. Eben dieß gilt auch von einigen Erzählungen, welche ohne Noth, zum Theil sogar ohne vorhergegangene Aufforderung, blos nach Bedürfniß des Dichters vorgetragen werden.

—k—.

III.

Das befreyte Jerusalem. Erster Theil.

Leipzig bey Dyk, 1791. 304 S. in 8.

Die Verpflanzung exemplarischer Produkte eines fremden Himmelstrichs auf unsern vaterländischen Boden kann in mehr als einer Absicht unternommen werden. Entweder blos um die Neugierde des Publikums zu befriedigen, oder die kleine Anzahl musterhafter Werke zu vermehren und zu gleicher Zeit zu versuchen, was die Sprache in der Nachbildung solcher Werke vermag, deren größter Werth in der Vollkommenheit des Ausdrucks besteht. Die Erreichung des ersten Endzwecks erfordert nur einen geringen Aufwand von Kraft. Die Neugierde nimmt es nicht so genau, und es ist ihr weniger daran gelegen, wie? als wie bald? sie befriedigt werde. Aber bey einem schon längst bekannten, längst bewunderten Werke der schönen Kunst pflegen die Forderungen des Publikums strenger zu seyn. Die Entschuldigung der Eilfertigkeit fällt hier weg; man verlangt nicht blos Uebersetzung, sondern vollendete Nachbildung; nicht auf die Materie, sondern auf die Form sind aller Augen gerichtet. Und je bekannter das Original vorher war, desto mehr wird auch der Uebersetzer nachtheilige Vergleichungen und das Vorurtheil eingenommener Leser zu fürchten haben.

Der

Der Uebersetzer eines solchen Werks, wenn er seinen Endzweck erreicht, und den Leser das Original vergessen macht, erhebt sich dadurch selbst zum Rang eines Originals. Das Verdienst, den Stoff durch die Sprache belebt und verschönert zu haben, geht in den meisten Fällen dem der Erfindung des Stoffs so zur Seite, daß es schwer ist, zu bestimmen, welches von beyden das grösere sey. Jenes Verdienst theilt der Uebersetzer eines Dichters mit dem Dichter selbst. Die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hat, um jedesmal den passenden, eigentlichen Ausdruck zu finden, der sich dem Verfasser in den meisten Fällen mit dem Gedanken zugleich anbieten mußte, sind unzählich; und sie zu besiegen bedarf es nicht nur einer genauen Kenntniß des ganzen Sprachschatzes, sondern eines poetischen Talentes, welches, unter denselben Umständen, ohngefähr die nämlichen Bilder würde geschaffen haben. Jeder Dichter hat gewisse ihm vorzüglich geläufige Ideen, die er denn auch vorzüglich gut darzustellen und auszudrücken versteht. Auf diesen Vortheil muß der Uebersetzer Verzicht thun, er muß seine Lieblingsideen aufopfern, um sich einzig und allein dem Geiste seines Originals anzuschmiegen.

Wer alle die Talente in sich fühlt, ohne welche sich niemand an die Uebersetzung eines Dichters wagen sollte, der wird in hundert Fällen lieber der Leitung seines eignen Geistes folgen, als sich blindlings den Gesetzen eines fremden Genies unterwerfen wollen. Nur ein lebhafter Enthusiasmus für

ein fremdes Original kann ihn über die Schwierigkeiten hinwegführen, die sich ihm von allen Seiten entgegenstellen; und nur dieser kann ihn vergessen machen, daß ein großer Theil des blöden Volks auch dem besten Uebersetzer nur einen subalternen Rang zugesteht, und ihn nicht selten geistlosen Originalen nachsetzt. Die Bewundrung eines schönen Werkes der Phantasie erzeugt bald den Wunsch, andern diese Empfindungen mitzutheilen; oft auch die Begierde, die Kraft seines eignen Geistes und das Vermögen der Sprache auf die Probe zu stellen. Der Uebersetzer des befreyten Jerusalem, von welchem wir die ersten fünf Gesänge vor uns liegen haben, scheint in diesem Falle gewesen zu seyn. Er besitzt alle Talente, welche zu einer glücklichen Beschäftigung mit der Poesie erforderlich sind. Mit dieser blühenden Einbildungskraft, diesem gebildeten Geschmack, dieser ausgebreiteten Kenntniß der Sprache, dieser Leichtigkeit der Versifikation, wäre es ihm vielleicht nicht schwerer geworden, unter den Originaldichtern Deutschlands eine eben so vorzügliche Stelle einzunehmen, als er durch diese so wohl gelungne Verdeutschung des Taßo unter den Uebersetzern errungen hat. Wir würden sein Verdienst herabzusetzen fürchten, wenn wir behaupteten, daß er alle bisherigen Uebersetzer des befreyten Jerusalem hinter sich zurück gelassen habe. Er ist in der That der Erste, der diesen mit Recht bewunderten Dichter in einer würdigen Gestalt unter uns eingeführt hat.

Taßo

Taßo hat mehr als einmal das Unglück gehabt, in die Hände von Uebersetzern zu gerathen, die es recht geflissentlich darauf angelegt zu haben schienen, dem deutschen Publikum das günstige Urtheil verdächtig zu machen, welches Europa mehrere Jahrhunderte hindurch über diesen Dichter gefällt hatte. Sie haben nicht nur in Prosa, sondern prosaisch übersetzt, und so dem Dichter den Schmuck entrissen, welchem er bisweilen kein Bedenken getragen hatte höhere Schönheiten aufzuopfern. Vielleicht sollte kein Dichter in Prosa übersetzt werden. Am allerwenigsten aber diejenigen, welche so sichtbaren Fleiß auf Sprache und Wohlklang gewendet haben, als der Verf. des befreyten Jerusalem.

Die gegenwärtige Uebersetzung dieses Gedichts ist in achtzeiligen Stanzen, und nähert sich also schon von dieser Seite dem Original mehr, als irgend eine ihrer Vorgängerinnen. Aber diese Stanzen sind auch mit allen Reizen der Harmonie ausgerüstet. Die Sprache ist rein; der Ausdruck edel, natürlich, gewählt und nur an wenigen Stellen gesucht. Der Ton erhält sich überall gleich; müßige Verse und Worte haben wir fast gar nicht bemerkt.

Nirgends hat der Uebersetzer eines Dichters mit mehrern Schwierigkeiten zu kämpfen, als da, wo das Original Gegenstände behandelt, die an sich nicht zur Begeistrung einladen, und folglich keinen vorzüglichen Schmuck der Poesie zulassen; wo die schlichte Erzählung bey den eigentlichen Worten

bleibt, ohne Metaphern und Bilder. Der höhere poetische Ausdruck, so wie er bey dem lyrischen und dem beschreibenden Dichter herrscht, ist sich in allen Sprachen ziemlich gleich, und seine Gränzen sind nicht so weit ausgedehnt, daß sie nicht durch mäßigen Fleiß und Eifer ausgemessen werden könnten. Die prosaischere Erzählung läßt eine weit größere Mannichfaltigkeit des Ausdrucks zu, und nur mit der ausgebreitetsten Kenntniß der Sprache und dem geläutertsten Geschmack wird es dem Uebersetzer gelingen, die gefährliche Klippe des matten und prosaischen Ausdrucks vorbeyzuschiffen. Von dieser Art ist in dem ersten Gesang des befreyten Jerusalem die Musterung des Heers. Dieses Stück, in welchem Namen und Zahlen die Hauptsache ausmachen, ist dem Uebersetzer vortreflich gelungen. Die Sprache erhebt sich weder zu sehr, noch sinkt sie zu tief herab. Sie ist durchgängig edel und schön. Die poetischen Stellen sind herausgehoben, und die prosaischen nicht vernachläßigt. Wie glücklich hat der Uebersetzer in der Beschreibung des Rinald mit seinem Originale gewetteifert:

— o! wie so lieblich wild
umher sein Auge schaut und nach Gefahren fraget!
Den Jahren ist der Held zuvorgeeilt und steht,
schon vor der Blüthenzeit, mit Früchten überdecket;
ein Mars, wann ihn der Helm verstecket,
ein Amor, wann er wehrlos geht.

Wenn

Wenn wir in dieser schönen Stanze etwas tadeln möchten, so wäre es die Vermischung des eigentlichen Ausdrucks mit der Allegorie in den beyden Zeilen

Den Jahren ist der Held zuvorgeeilt, und steht,
schon vor der Blüthenzeit, mit Früchten überdecket.

Der Dichter hätte gar wohl sagen können: Dieser junge Baum stand schon vor der Blüthenzeit mit Früchten bedeckt; aber sobald er einmal den Held selbst zum Subjekt der Rede gemacht hatte, konnte er ihn wohl schwerlich mit Früchten bedeckt seyn lassen, ohne das Bild, durch die Verbindung verschiedenartiger Theile, zu verwirren.

Die Geschmeidigkeit des Uebersetzers und sein Talent, jeden Ton des Originals zu treffen, hat uns bey der Vergleichung der schönsten und berühmtesten Stellen dieses Gedichts mehr als einmal mit Bewundrung erfüllt. Wenn er in den zärtlichen Stellen nicht ganz die schmeichelnden, lieblichen Töne des Italieners wiedergiebt, oder wenn in den kühnen Beschreibungen seine Worte nicht mit dem ganzen Gewichte des Originals auffallen, so bleibt er doch sicher nicht weiter hinter demselben zurück, als jeder, auch der vortreflichste Uebersetzer zurück bleiben muß. Es ist unmöglich, daß sich die eine Sprache in die andre verwandle, und wem die Verse des Originals in den Ohren tönen, der wird in jeder Uebersetzung noch etwas zu vermissen glauben.

Die vortrefliche Beschreibung der Scene der Unterwelt im Anfang des vierten Gesangs, welche Ohr und Imagination mit den stärksten Tönen und den kühnsten Bildern erfüllt, wird keine andre Sprache anders als unvollkommen nachbilden können. Herr Manso hat hier in der That alles geleistet, was die deutsche Sprache zu leisten erlaubte. Was könnte stärker und volltönender seyn, als folgende Stanzen, denen wir zur Bequemlichkeit unsrer Leser das Original an die Seite stellen:

Er winkt, rasch im Entschluß und rasch ihn zu vollziehn,
dienstbaren Geistern zu, die Seinen,
ein Heer, stolz wie er selbst, und zahllos und für ihn
auf jedes Wort bereit, am Throne zu vereinen.
Der Thor, der mit der Macht des Himmels seine mißt!
der, freche Hoffnung zu verdammen
nie lernet und, berauscht von Sicherheit, vergißt
daß Blitz und Feuerstrahl in Gottes Rechte flammen!

Der

Quinci avendo pur tutto il pensier volto
A recar ne' Christiani oltima doglia
Che sia, commanda, il popol suo raccolto,
Concilio horrendo, entro la reggia soglia;
come sia pur leggiera impresa, ahi stolto!
Il repugnare a la divina voglia;
stolto, ch' a ciel s'agguaglia, ed in oblio pone
come di Dio la destra irata tuona.

Chiama

Der ewigen Nacht Bewohner ruft
der fürchterliche Hall der Tuba; Fels und Kluft
und alle Höllenſchlünde zittern,
und Lärmen und Getös ſteigt in die finſtre Luft.
So dröhnt, beſtürmt von Ungewittern,
die Axe des Olymps, ſo ſchüttern
der Erde Tiefen, wenn ein innerlicher Streit
den Dünſteſchwangern Schoos vielfach zu ſpalten
dräut.

Urplötzlich ſammeln ſich die Götter aus dem alten Abyſſus. Welch Gemiſch von ſeltſamen Geſtalten! Aus jedem Auge ſprüht Verderben, Rachſucht, Mord.

Chiama gli abitator del' ombre eterne
Il rauco ſuon della tartarea tromba.
Treman le ſpazioſe atre caverne
e l'aer circo a quel rumor rimbomba
nè ſtridendo così dalle ſuperne
Regioni del Cielo il folgor piomba;
nè si ſcoſſa giammai tremala terra,
quando i vapori in ſen gravida ſerra.

Toſto gli Dei d' Abbiſſo in varie torme
Concorron d' ogni intorno all' alte porte;
Oh come ſtrane, oh come orribil forme
Quant' è negli occhi lor terrore e morte.
Stampano alcuni il ſuol di ferine orme,
e' n fronte humana han chiome d'angui attorte
e lor s'aggira dietro immenſa coda
che quaſi sferza si ripiega e shoda.

Centauren ziehn einher mit ſcheuslichen Gorgonen,
Chimären ſpeyen Gluth, es toben Geryonen,
hier heult die falſche Sphinx, die gierige Scylla dort;
bald hört man Pythons Brut, bald wilde Hydern ziſchen,
und ſieht Harpyen ſich zu Geryonen miſchen.

Ein Theil umſchloß den Thron zur Rechten, einer ſtand
zur Linken. Hoch empor aus ihrer Mitte raget,
ein Rieſenſcepter in der Hand,
der Fürſt, in deſſen Reich kein Sonnenſtrahl ſich waget.
Klein gegen ihn erſcheint die kleinſte Klipp' im Meer;
Klein Kalpe's Haupt, von Dampf und trägen Wolken ſchwer;
zuſam-

Qui mille immonde Arpie vedreſti e mille
Centauri e Sfingi e pallide Gorgoni;
molte e molte latrar voraci Scille
e fiſchiar Hidre e ſibilar Pitoni;
e vomitar Chimere atre faville,
e Poliſemi horrendi et Gerioni
e in novi moſtri e non più inteſi ò viſti
diverſi aſpetti in un confuſi e miſti

D'eſſi parte a ſiniſtra e parte a deſtra
A ſeder vanno al crudo Rè davante;
Siede Pluton nel mezzo e con la deſtra
Soſtien lo ſcettro ruvido e peſante
nè tanto ſcoglio in mar, nè rupe alpeſtra
nè pur Calpe s'inalza ò 'l magno Atlante
ch'anzi

zusammen sinkt vor ihm der König stolzer Berge,
der Atlas Lybiens, und wandelt sich zum Zwerge.

Sturm droht die finstre Stirn und Wuth der Blick, sein Mund
spricht Donner, wie wann sich aus Aetnas weitem Schlund
die Flamme prasselnd stürzt, und Asch' und Sand, zum Schrecken
der blühenden Natur, die Felder überdecken.
Die Ströme, deren Fluth sich durch sein Reich ergoß,
entflohn als er begann; langsamer rollend schoß

der

ch'anzi lui non paresse un picciol colle
Sì la gran fronte et le gran corna estolle.

Horrida maestà nel fero aspetto
Terrore acoresce e più superbe il rende;
rossegian gli occhi e di veneno infetto,
come infausta cometa, il guardo splende.
Gli involve il mento e sù l'irsuto petto
hispida e folta la gran barba scende
e in guira di voragine profonda,
s' apre la bocce d'atro sangue immonda.

Qual i fiumi sulfurci et infiammati
escon di Mongibello et 'l puzzo c'l tuono;
tal della fera bocca i neri fiati
tale il fetore e le saville sone
Mentre ei parlava Cerbero i latrati
ripressa e l' Hidra si sé muta al suono;

resto

der losgerißne Fels in ihre Wellen nieder,
und diese Worte gab des Orkus Tiefe wieder:

restò Cocito e ne tremar gli Abissi
e in questi detti il gran rimbombo udissi:

Diese Stelle kann zugleich einen Beweis abgeben; welche glückliche Verändrungen Herr Manso hin und wieder mit seinem Originale vorgenommen hat. Er hat nicht nur die barokke Vermischung christlicher und heidnischer Mythologie vermieden, sondern auch dadurch, daß er einige Stanzen beynahe ganz weggelassen, hat er seinen Dichter auf eine wesentliche Art verschönert. Die Beschreibung der grotesken Gestalten der unterirrdischen Geister, „welche die Erde mit Thierklauen treten, und mit ungeheuern Schweifen begabt sind, die sich gleich einer Peitsche beugen und verschlingen," ist fürwahr nicht mehr in dem Geschmack unsrer Zeit, und, wenn wir nicht sehr irren, von gar keinem Geschmack. Sie konnte mit desto größerm Rechte abgeschnitten werden, da dieselben Gegenstände nur unter andern Namen, aber auf eine weit poetischere Art, in der folgenden Stanze dargestellt werden. Mit eben dem Grund ist aus der Beschreibung des Pluto alles, was weder schön, noch erhaben, sondern blos barokk ist, die rothen, giftigen Augen, der einem verderblichen Kometen gleiche Blick, der sträubige, dicke Bart, der ihm das Kinn und die borstige Brust umhüllt, endlich der mit schwarzem Blut befleckte Rachen weggelassen worden.

Solche

Solche Veränderungen, welche wahre Verbesserungen genannt zu werden verdienen, und mehr als irgend etwas für den richtigen Geschmack des Uebers. beweisen, haben wir an mehr als einer Stelle mit Vergnügen entdeckt. Man vergleiche folgende Beschreibung des Gabriel, welcher zu Gottfried herabgesendet wird, mit dem Original.

Gott sprach es, und bevor das letzte Wort verhallt,
Enteilet Gabriel dem Lichtkreis und umwebet
mit leichter Luft die himmlische Gestalt,
die anzuschaun umsonst ein sterblich Auge strebet.
Zum Menschen wandelte der hohe Seraph, doch
mit Majestät geschmückt, sich plötzlich um, nahm Flügel,
und schwang, halb Jüngling schon, halb zarter Knabe noch,
das blonde Haar bekränzt, sich über Thal und Hügel.

Cosi parlogli e Gabriel s'accinse
Veloce ad eseguir l'imposte cose:
La sua formain visibil d'aria cinse.
Ed al senso mortal la sottopose.
Humane membra, aspetto humano si finxe:
Ma di celeste maestà il compose.
Tra giovane e fanciullo età confine
Prese ed ornò di raggi il biondo crine.

Ali bianchi vestè, ch'an d'or le cime
Infaticabilmente agili o preste.
Fende i venti e le nubi e va sublime
Sovra la terra e sovra il mar con queste.

Eine

Eine flüchtige Vergleichung zeigt schon, daß das Original weit wortreicher ist, daß es einige Bilder mehr hat, als die Uebersetzung; aber was ist dieser Reichthum anders als wahres Flittergold, das nur die Augen der Kinder blendet? Der Uebersetzer hat der ganzen Beschreibung eine andre Wendung gegeben. Taßo zeigt uns den Engel und seine Kleidung; der Uebersetzer läßt uns die Absicht dieser Bekleidung sogleich in ihrer Wirkung sehn. Dort hören wir, daß Gabriel Flügel habe, mit denen er Wolken und Wind durchschneiden kann; hier wird uns ihre Schnelligkeit selbst, durch einen einzigen glücklichen Zug, den das Original nicht hat, vor Augen gestellt:

Gott sprach es, und bevor das letzte Wort verhallt,
Enteilet Gabriel dem Lichtkreis —

Im dritten Gesang ist die 6, 7 und 8te Stanze des Originals in diese Einzige zusammen gezogen:

Und beym Gedanken an die Milde
des Schuldlos leidenden fließt seinem theuern Bilde
der Rührung heiße Thräne nach.
Laut klagen sie, als ob sie noch zu schwach
für ihn und seine Huld empfänden,
des Kaltsinns selbst sich reuig an.
In jeder Brust verliehrt sich des Verdienstes Wahn,
lebt nur der Wunsch, für ihn, den Göttlichen, zu enden.

Mehre-

Mehrere Ursachen scheinen den Verf. zu dieser Abkürzung bewogen zu haben. Einmal vielleicht die Kraftlosigkeit des Gleichnißes, in welchem das Schluchzen und Seufzen des von Freude und Schmerz durchdrungenen Heers mit dem Geräusch des Windes in den Büschen oder dem Murmeln der Wellen verglichen wird. Wir nennen dieses Gleichniß kraftlos, weil es blos ein Geräusch überhaupt schildert, ohne uns die besondere Art desselben anschaulich zu machen. — In der siebenden Strophe war ihm vielleicht das abergläubische und weibische Benehmen des Heers und seiner Häupter anstößig, die bey dem Anblick der heiligen Stadt die Füße entblößen und allen Schmuck von sich werfen. Er wählt daher von mehrern Zügen nur den Einzigen aus, welcher allgemein interessant ist, weil er eine allgemeine Aeußerung religiöser Empfindungen enthält, und erhöht ihn noch durch einen bedeutenden Zusatz, welchen das Original nicht hat. Die beyden Zeilen:

In jeder Brust verliehrt sich des Verdienstes Wahn,
lebt nur der Wunsch, für ihn, den Göttlichen, zu enden

sagen mehr als alle die frostigen Antitheſen der folgenden Stanzen des Originals. Denn fürwahr, daß der Uebers. die tausend blutigen Bäche, welche aus Christi Wunden strömen, und nicht einmal zwey lebendige Thränenquellen erwecken können; daß er das erfrorne Herz, welches nicht durch die

Augen

Augen ausfließt, und sich in Thränen wandelt, nicht mit übertragen hat, wird ihm jeder Leser von Einsicht und jeder Verehrer des italienischen Dichters wahren Dank wissen.

So in die Augen fallend sind die Verändrungen des Uebersetzers nicht immer. Oft bestehen sie nur in einzelnen Ausdrücken, in Hinzufügung eines einzigen Pinselstrichs, der das Gemälde mehr heraushebt, und ihm eine bessere Haltung giebt. So scheint uns das Colorit der 52sten Stanze des Ersten Gesanges (Uebers. 50.) in welcher den Griechen ihre Feigheit vorgerückt wird, durch die Erwähnung der Gesinnungen des alten Griechenlands um vieles gewonnen zu haben.

Erkenne, Pflegerinn der Helden, deine Schande!
o! Griechenland, so nah der Krieg, so ruhig du!
Ruf' ihn zurück den Geist, der in den goldnen Tagen
der Miltiade dich belebte, oder laß,
nichtswerthe Skavinn, ab, ob deinem Joch zu klagen.

Wie viel bittrer wird nun der Vorwurf, welchen der Dichter den unthätigen Griechen macht, wenn er den Muth und die Tapferkeit jener alten Helden, die einst diese Gegenden bewohnten, mit ihrer Feigheit und Trägheit in Contrast setzt! — Nur mit der letzten Zeile dieser Stanze können wir nicht ganz zufrieden seyn:

Werth dieser Ketten ist der Freyheit schnöder Haß.

Denn offenbar ist es nicht, Haß der Freyheit, was die Griechen in diese Unthätigkeit setzt, sondern

sondern ihre Gefühllosigkeit, ihre Trägheit ist es, die sie unfähig macht, die Ketten, die sie hassen, abzuwerfen.

So auch in folgender Stelle (I. 62.)

Der dritte Fürst Alcast, wie weiland Kapaneus
vor Theben, ungestüm und brausend,
warb an dem Fuß der Alpenhöhn sechstausend
Helvezier, ein Volk, das jüngst noch seinen Fleiß
und seiner Arme Kraft dem Bau der Erde schenkte,
itzt Pflug und Feldgeräth' in neue Formen goß,
und statt des Hirtenstabs, der stille Heerden lenkte,
mit Schwerd und Spieß bewehrt, zum Krieg zusammenfloß.

ist das Gemälde, welches die Stanze schließt, durch eine geringe Veränderung bedeutender und schöner geworden. Das Original sagt nur

E, con la mari che guardò rozzi armenti
Par ch' i reggi sfidar nulla paventi.

wo der Ausdruck noch überdieß nicht ganz richtig ist.

So sehr uns indeß die Freyheit gefällt, mit welcher der geschmackvolle Uebersetzer sein Original behandelt, und so wenig wir ihm an den meisten Stellen unsern Beyfall versagen dürfen, so haben wir doch darum nicht überall seiner Meinung beytreten können. Gleich in dem Eingange des ersten Gesangs finden wir eine sehr auffallende Veränderung. Nach Anrufung der Muse widmet Tasso dem Herzog von Ferrara sein Gedicht: „Du warst

es, sagt er, der mich irrenden Pilgrim in den Hafen aufnahmst, und aus den Wogen des Meeres retteteſt. Empfange dieſen Geſang, der weißagend vielleicht deine künftigen Thaten ſchildert. Vielleicht wird in erneuerten heiligen Kriegen dein Ruhm mit Gottfrieds Ruhm wetteifern" — Statt dieſer Stelle, deren Inhalt wir blos flüchtig angedeutet haben, finden wir in der Ueberſetzung folgende Verſe:

Du aber, deren Bild an jeder Zauberey
der Lieb' und Anmuth reich, mein Herz allein erwärmet,
und unter Roſen bald in ſüße Phantaſey
mich wieget, bald mit mir vergnügt in Lauben ſchwärmet,
Amanda, lange ſchon der Laute liebſter Klang,
Empfang', ein Opfer, den Geſang,
der itzt zum dunkeln Ziel voll Ungewißheit ſchwebet,
und mehr noch als der Welt dir zu gefallen ſtrebet.

Ach, ſchon ein Blick voll Huld kürzt mir die lange Bahn;
Ein Lächeln weckt den Geiſt, der matt in Schlummer ſinket,
und ſtärkt mit neuer Kraft, wann Nachruhm ihm ein Wahn,
Unſterblichkeit ein leeres Traumbild dünket.
Fern rauſcht ſie, aber ſchön, die Myrt' in deiner Hand,
die, täuſcht mich Amor nicht, einſt meine Stirn umwindet,
indeß er unſichtbar dich mit den Feſſeln bindet,
womit er ewig mich an deine Seele band.

Dieſe

Diese Verse sind ohne Zweifel vortreflich; sie sind selbst schöner als die ausgelaßne Stanze des Originals; aber doch nur so lange, als man sie für sich betrachtet und den Eindruck vergleicht, den sie, abgelöst von dem Ganzen, machen. Als Theile dieses Ganzen scheinen uns doch die Strophen beym Taßo weit zweckmäßiger zu seyn. Sie enthalten eine doppelte Ursache der Zueignung. Es ist nicht blos sein Wohlthäter, dem er durch ein solches Geschenk einen schönen Beweis seiner Achtung und Dankbarkeit giebt; sondern in diesem Wohlthäter erblickt er auch einen künftigen Gottfried, von welchem er die erhabnen Thaten, die sein Lied besingt, erneuert zu sehn hoffen darf. Welche Ursache aber kann der Uebers. dafür anführen, daß er den Dichter dieses Werk seiner Geliebten zueignen läßt, als eine ganz allgemeine, welche mit dem Inhalte desselben in keiner Verbindung steht? Was hat Amanda mit den Schilderungen kriegerischer Scenen gemein? und verliert nicht die Würde und Erhabenheit des Sujets durch die Vorstellung, daß nicht die innere Größe des Stoffs, sondern die Liebe, den Geist des Dichters stärken, und, wenn er sinkt, aufrecht erhalten soll?

Folgendes Bild hat uns nicht ganz dem Ton des epischen Gedichts angemessen geschienen. (I. 46.)

O Wunder! Amor, kaum der zarten Schaal' entflohn,
Irrt Jüngling schon umher, siegt schwer gerüstet schon.

O miraviglia! Amor ch' a pena è nato
Già grande vola e già triomfa armato.

Man erinnert sich leicht, daß eine bekannte Stelle Anakreons dem Uebersetzer im Andenken schwebte. Aber diese Idee ist bey dem Lyriker so artig, daß sie für den epischen Dichter beynah allzuartig klingt. Ueberdieß scheint uns auch die Wortfügung in dem: Irrt Jüngling schon umher, ein wenig hart zu seyn.

Bey den vielen und mannichfaltigen Vorzügen, deren diese Uebersetzung sich rühmen kann, verglichen mit den zahllosen Schwierigkeiten, die sich dem Verfasser derselben entgegen setzen mußten, würde es wahre Undankbarkeit seyn, an einzelnen Flecken ängstlich zu haften, und diese ganz vorzüglich zum Gegenstande der Kritik zu machen. Ein Theil der Mängel, welche man an diesem Werke tadeln könnte, fallen in der That nur wegen der vorzüglichen Schönheit der übrigen Theile in die Augen, und wenn wir auch sie hier anmerken, so geschieht es nur darum, weil wir ein so schönes Ganze bis in seine kleinsten Theile vollendet und über allen Tadel, selbst des eigensinnigsten Lesers, erhaben wünschen. So hat uns an einigen Stellen der Ausdruck dunkel geschienen. Erstes Buch. 7.

Und nahe war die Zeit, die Kriegern Ruhm verkündet,
und Frost und Regen fast entflohn,
als von dem stralenreichen Thron,
(der in des Himmels Innersten gegründet,

so

so fern vom Sternenraum des Abgrunds Tiefe
liegt,
so weit sich übern Glanz der Sphären selbst er-
hebet,)
der ewige Vater schau't.

Die Trennung des Subjekts-Nominativ von seinem Zeitwort, durch Einschiebung eines andern Subjekts, verursacht eine Dunkelheit, welche vielleicht durch die bloße Versetzung der beyden Verse: So fern — So weit hätte gehoben werden können. Fürchtete der Uebers. vielleicht, daß die gewöhnliche Wortfügung allzuprosaisch scheinen möchte? Aber gegen diesen Vorwurf hätte ihn ja schon die Art des Gedankens und des Ausdrucks hinlänglich geschützt.

Wir wollen hier sogleich noch einige Stellen anmerken, welche uns dunkel, und einige, in denen der richtige Ausdruck verfehlt zu seyn schien. Ueber den letzten Zeilen folgender Stanze schwebt eine Dunkelheit, welche wir uns nur durch Vergleichung des Originals aufklären konnten (II. 19.)

Gerührt vom edeln Ernst, der ihre Rede schmückt,
und wund vom schnellen Blitz der heiligen Schön-
heit, blickt
der Wüthrich, überrascht und halb besiegt, zur
Erde
und sänftiget die schreckliche Geberde.
War er von mildern Sinn, sie minder streng, so
wand
unmerkbar sich um ihn der Liebe zartes Band:

allein ein zartes Herz macht rauhe Schönheit sprö-
der,
und ewig bleibt Gefühl und Huld der Liebe Köder.

Diese ganze Strophe ist dem Uebers. weniger gelungen; am wenigsten der Schluß derselben. Die Dunkelheit, welche über denselben verbreitet ist, scheint einmal darin zu liegen, daß der Gegensatz, auf welchem hier alles beruht

S'egli era d'alma ò se costei di viso
Severa manco —

nicht bestimmt genug angedeutet ist. Streng scheint sich mehr auf etwas Inneres als auf das Aeußere der Mienen beziehen zu können. Ferner ist in dem vorlezten Vers das Subjekt verworfen, und man bleibt ungewiß, ob ein spröddes Herz, welches die Grammatik fordert, oder rauhe Schönheit das Hauptwort ist. Endlich scheint der Ausdruck spröddes Herz, vom Aladin gebraucht, nicht der richtige zu seyn. — Einen ähnlichen Mangel an Deutlichkeit, der zum Theil aus derselben Quelle entsprungen ist, glauben wir in der 56 St. des ersten Gesangs bemerkt zu haben. Taßo sucht das Verhältniß, welches zwischen Odoardo und Gildippen herrscht, in einer Reihe gesuchter Antitheſen anschauend zu machen. „Man sieht sie niemals getrennt, und kein Streich kann geführt werden, der nur eines von beyden träfe, denn sie theilen den Schmerz von jeder Wunde. Das Eine erkrankt, wenn das andre

ver-

verwundet ist, und wenn eines sein Blut vergießt, vergießt das Andre seine Seele.“ Hr. M. hat diese Antitheſen nicht scharf genug bezeichnet, um allgemein verständlich zu seyn:

Seit er zur Kriegerinn sie weihte,
wich die Geliebte nie von des Geliebten Seite,
und nannte jeden Tod mit ihm zu sterben Pflicht.
Nun kann auf eins allein kein Schwerdstreich niederschweben;
allein und ungetheilt brennt keiner Wunde Schmerz;
das eine sinkt betäubt, dem andern bricht das Herz;
Blut strömet jenes aus, und dieß verhaucht das Leben.

Wir blättern weiter und finden im dritten Buch (3te St.) noch eine Stelle, die wir uns nicht erklären können. Die Armee war mit Hitze aufgebrochen und eilte nach Jerusalem zu:

Und jeder wähnt, wiewohl er Flügel
Am Herzen trägt, er eile nicht.
Kaum aber schmückt der Sonne Licht
die abendwärts gelegnen Hügel
Sieh da Jerusalem — —

Wir können nicht anders als einen Schreibfehler in dieser Stelle vermuthen, da der Widerspruch, welcher in den ersten Zeilen liegt, sogleich in die Augen fällt. Der Ausdruck Flügel am Herzen tragen kann doch nichts anders bedeuten, als mit seinen Wünschen vorwärts eilen, lebhafte und heiße Wün-

sche hegen. Diesen aber gehen auch die schnellsten Füße nicht schnell genug. Also eben darum, weil sie Flügel am Herzen trugen, mußte es ihnen scheinen, als gingen sie langsam, wenn sie auch noch so sehr eilten. Das Original sagt: Mit beflügelten Herzen und beflügelten Füßen eilten sie vorwärts und keiner bemerkt, wie sehr er eilt.

Unsere übrigen Anmerkungen beziehen sich noch auf einige Unrichtigkeiten des Ausdrucks. I. Ges. 3.

Erst wann der Täuschung Reiz sich mit der Wahrheit paart,
horcht jedes Herz und wird des schnöden Kaltsinns müde.

Die letzten Worte geben, unserm Gefühl nach, einen unrichtigen Sinn. Man wird einer Sache müde, welche zu lange dauert. Dieser Ermüdung folgt der Wunsch nach Veränderung unsers gegenwärtigen Zustands, und diese Veränderung suchen wir absichtlich auf. Davon aber kann die Rede hier nicht seyn. Der Dichter spricht von Lesern, welche in ihrer Gleichgültigkeit beharren würden, wenn er nicht die Kunst verstände, sie durch mancherley Reiz aus diesem Zustand aufzuwecken. Die Wahrheit würde die meisten Leser kalt lassen. Nur dann erst, wenn sie in dem lockenden Gewande der Dichtkunst erscheint, erwärmt sie die Herzen und verbannt den Kaltsinn, der sie beherrscht. Sai-

— che 'l vero condito in molli versi
I più schivi allettando à persuaso.

I. 36 ist uns der Vers: Der noch nie durch den Betrug des Glücks für sein Vertrauen büßte, unverständlich. Das Heer hatte, nach Hugos Tode, Klotaren das Commando anvertraut. Diesem war von der Zeit an das Glück immer günstig gewesen. Dieß scheint der Sinn zu seyn. Aber von welchem Vertraun ist die Rede? das er auf sich setzte? oder das, welches das Heer auf ihn gesetzt hatte? Der letzte Sinn würde ohne Zweifel der passendere seyn, wenn nur die übrigen Worte eine solche Beziehung auf das Heer erlaubten. — I. 44.

So innig hatten nie Muth und Erhabenheit
mit sanften Sitten sich und schlauem Geist vermählet.

Die Verbindung der Schlauheit mit Erhabenheit des Geistes fiel uns auf; diese beyden Eigenschaften, von denen die eine den graden Weg vermeidet, die andere jeden Schleifweg verschmäht, schienen uns unverträglich zu seyn. Wir finden auch, daß Taßo nichts weiter hat als: Bel di maniere ed di sembianti. O più eccelso ed intrepido di cuore. Und so erscheint Tankred auch durch das ganze Gedicht. — II. Gesang. 37. Klorinde entzog sich schon in ihrer Jugend den weiblichen Beschäftigungen und durchzog die Wälder:

Denn auch im ofnen Feld besteht der Tugend Adel.

Schwerlich dürfte man hier sogleich an die weibliche Tugend denken, welche der Dichter doch im

Sinne hat; das ofne Feld wird, beym ersten Anblick, auf den Begriff von Tapferkeit führen. Adel ist hier nicht das rechte Wort, sondern Reinheit, Unbeflecktheit. Che ne' Campi honestate anche si serba. II. 90.

Und in ein feyerliches Schweigen
versinkt die müde Welt, und allgewaltiger thront
die Königinn der Nacht. Was unterm Himmel wohnt,
das scheue Wild im Thal, der Vogel in den Zweigen,
der Wandrer auf der Flur, der Hirt im fernen Hayn,
vertauscht Mühseligkeit und Kummer,
und athmet, aufgelöst in Schlummer,
das lieblichste Vergessen ein.

In dieser vortreflichen Strophe haben wir nur eine Kleinigkeit zu tadeln. Das Beywort fern bey Hayn scheint müßig. Wenigstens wüßten wir keinen Grund auszudenken, warum der Hirte nicht eben so gut in einem nahen als in einem fernen Hayne ruhen könnte. Fern ist ein relativer Begriff, und hat hier nichts, worauf er bezogen werden könnte. Statt vertauscht wünschten wir ebenfalls ein andres Zeitwort hierher. Denn die Worte: Vertauscht Mühseligkeit und Kummer, enthalten eine unvollständige Redensart, welche den Verstand nicht befriedigt.

Noch eine Bemerkung, und dann setzen wir unsrer Kritik ein Ziel. Der Uebersetzer scheint die

Wie-

Wiederholungen desselben Worts, zur Hervorbringung eines größern Nachdrucks, vielleicht ein wenig zu sehr zu lieben. Z. B. II. 23.

Schmach darf kein Unchrist nun dem heiligen Bilde drohn,
kein Unchrist es entweihn, kein Unchrist es verhöhnen.

II. 32. Ist dieß, ist dieß der zarte Brand u. s. w.

Wir leugnen nicht, daß solche Wiederholungen oft eine vortrefliche Wirkung thun; aber oft geben sie der Rede ein deklamatorisches Ansehn, und machen sie frostig, statt sie zu beleben.

Es würde unbillig seyn, die Beurtheilung eines Werks, das wir mit Dankbarkeit und Bewunderung empfangen sollten, mit Tadel zu beschließen. Wir wollen also unsere Leser noch durch einige vortrefliche Stanzen aus Aletens Rede, im zweyten Buch, welche dem Uebers. vorzüglich gelungen ist, für die Langeweile schadlos halten, die ihnen die Kritik einzelner Stellen und Wörter gemacht haben könnte.

Zwar ist des Feindes Rath verdächtig, und der Sinn
der Jugend stolz, und süß die Aussicht auf Gewinn;
zu schmeichlerisch der Glanz eroberter Tropäen,
der Herrschaft Reiz zu stark, um ihm zu widerstehen.
Was Wunder, wenn du früher nicht
des Schwerds, das jede Schlacht dir neuen Ruhm verspricht,
dich zu entgürten denkst, bis Asien erlieget,
und Mahoms Glaube sinkt und Christus Fahne sieget.

Ein

Ein zauberisches Bild! — Steht aber, vor der List
der Schmeicheley bewahrt, dein Herz dir selber offen,
o! so erkennst du leicht, wie wenig hier zu hoffen,
wie viel für dich zu fürchten ist.
Auf dieser Erde pflegt von Einem zu dem Andern,
bald zürnend, bald versöhnt, das schlaue Glück zu wandern.
Den neidisch unser Blick zum Himmel streben sah,
bringt oft ein Ungefähr dem Rand des Abgrunds nah.

In Scheuren aufgethürmt, ruht hinter sichern Wällen,
des Jahres reife Frucht, und Obst und Beeren schwellen
die Kammern schon; ein Theil des Feld's liegt durch die Hand
der Eigenthümer selbst verwüstet und verbrannt.
Kennst du ein Korngefild, von dem dein Volk sich nähre? —
Ihm winkt, wohin es blickt, ein weit geöfnet Grab.
Du denkst: durchseegelt doch die Flotte freye Meere!
Wie? von den Wellen hängt des Heeres Leben ab?
u. s. w.

Wir bemerken noch, daß dieser Uebersetzung ein kurzer Inhalt des ganzen Gedichts und eine Abhandlung über die Fabel des befreyten Jerusalems und Taßos Verdienst in Absicht auf ihre Erfindung und Anordnung voraus geschickt ist.

IV. Er=

IV.

Erscheinungen und Träume von Mercier und einigen deutschen Gelehrten. Uebersetzt und herausgegeben von G. Schaz. Erster Theil 336 Seiten. Zweyter Theil 392 S. in 8. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung.

Der Beyfall, den Merciers langer philosophisch-politischer Traum über die veränderte Lage Frankreichs im Jahr 2440 gefunden, und die seltne Freude, die er erlebt hat, vieles von dem, was nach seiner Meynung in einem Zeitraum von beynah sechs hundert und funfzig Jahren nach und nach geschehen würde, schon itzt ausgeführt zu sehen, mußte ihn natürlich reizen, in einem Felde fortzuarbeiten, auf dem er frischere Lorbern, als auf dem dramatischen, eingeärntet hat. Es ergiebt sich aus dieser Sammlung, daß er mehrere Jahre daran gearbeitet, und daß er dieses Buch größtentheils vor seiner Zurückkunft nach Paris unter den itzigen französischen Unruhen, während seines Aufenthalts in der Schweiz, nachdem er Frankreich wegen seines Buches, Tableau de Paris, hatte verlassen müssen, ausgearbeitet hat; daher sich auch häufige Anspielungen auf die Schweizer-Gegenden, auf La-

vater,

vater, Geßner, Haller ꝛc. darin finden. Eines der vorzüglichsten Stücke, die Schule der Fürsten, hat er bereits 1772, bey der Thronbesteigung Ludwig XVI. verfertiget; ein Umstand, den der Uebersetzer vielleicht hätte anzeigen sollen, weil er dem Stücke einen eignen lokalen Reiz ertheilt. Dieser und der sechszehnte Traum, die hohe Gesellschaft, sind Muster in dieser Gattung von Dichtungen, jener in der feyerlichen Platonischen, letzterer in der scherzhaften und von den Neuern fast noch gar nicht versuchten Lucianschen Manier. Gewiß aber verdient sie eben so sehr weiter ausgebildet zu werden, als jene; so wie wir überhaupt die hier von Mercier und seinen deutschen Continuatoren ausgeführte Idee glücklich finden. Moralische und politische Reflexionen, Tadel der fehlerhaften gegenwärtigen Einrichtungen, und Vorschläge zu Verbesserungen, können auf diese Weise unter einem gefälligen Gewande ins Publikum gebracht werden. Die vielfachen Auftritte unserer Tage, bey welchen ein allgemeines Streben zum Besserseyn unter den Nationen Europens sichtbar ist, und bey denen doch die Thorheiten und Fehltritte so häufig sind, geben einen reichen Stoff zu philosophischen Träumen. Wenn man erst mißlungene oder sehr verunstaltete Versuche zu Reformen vor sich sieht; so kann die Imagination das Ideal einer wahren und gründlichen Verbesserung eher finden. Oder sollen diese Träume blos die Debatten über wichtige und jetzt mehr als sonst streitig gewordene Punkte der Politik, des Staats-Rechts

und

und der Moral enthalten; so ist auch dazu unsere Zeitgeschichte geschickt, viele solche Punkte aufzustellen, und die Aufmerksamkeit des Publici darauf hinzuziehn. Nur möchten wir denjenigen rathen, die sich mit dieser Dichtungsart abgeben wollen, erst mit sich selbst über ihre philosophischen und politischen Grundsätze einig zu werden, und dann zweytens, falls sie nicht blos ihr Raisonnement einem Dämon, der ihnen erscheint, in den Mund legen, keinesweges zu raisonniren, als ob sie wachten, sondern vielmehr die Handlung so anzulegen, daß aus der Reihe der gehabten Empfindungen das Resultat selbst hervorgehe und dem Leser anschaulich werde. Mit Vergnügen bemerkte der Recensent, daß die vier deutschen Fortsetzer des Merciers die Gesetze einer poetischen Composition ungleich mehr vor Augen behalten haben, als der Franzose, der ihnen dagegen in Absicht auf blühenden Vortrag, Reichthum der Phantasie, Frischheit und Eleganz des Ausdrucks, wenigstens zum Theil, überlegen seyn dürfte. Die deutschen Stücke verdienen den Vorzug in Absicht auf gründliches Raisonnement, die französischen in Ansehung des Colorits; die deutschen Philosophen zeigen sich als Dichter, die eine Handlung anzulegen verstehen, der französische Dramen-Dichter ist fast immer blos Rhetoriker, und mit unter Sophist und Deklamator, was seinen deutschen Fortsetzern nie begegnet, vielleicht eben deshalb, weil sie einen Sophisten zu bestreiten hatten. Auch sieht man aus mehr denn einer Stelle, daß Mercier nicht nach festen Principien urtheilt,

sondern

sondern daß ihn die Umstände bestimmen, über die nämliche Sache bald so, bald anders zu sprechen: bald ist er daher Republikaner, bald Royalist, heute Stoiker und morgen Epikuräer, in dieser Stunde ein Mystiker, in einer andern ein Freydenker. Rouſseau hat unstreitig in seinem Kopfe zuerst ein Licht angezündet; er ahmt offenbar dessen Schreibart nach, und trägt dessen zum Theil schwärmerische Ideen von allgemeiner Gleichheit, Liebe ohne conventionelle Bande, Entbehrlichkeit der stehenden Armeen u. s. w. mit allem Feuer der Beredsamkeit, und vom Schimmer der Phantasie unterstützt, vor. Es war daher so nothwendig als nützlich, diese Meynungen nicht ohne Warnung ins deutsche Publikum zu senden, und auf jeden Fall besser, sie nicht blos durch beygefügte Anmerkungen zu widerlegen, sondern durch neue Dichtungen die andere Seite verschiedner von Mercier geschilderten Gegenstände zu zeigen; zumal jetzt so viele Schriftsteller recht absichtlich darauf ausgehen, die Menschen mit ihrem Schicksale misvergnügt zu machen, indem sie die Staats- und gottesdienstlichen Einrichtungen immer nur von ihrer schlimmsten Seite zeigen, auch das Studium der Classiker und alten Sprachen als entbehrlich vorstellen. Können wir denn ins patriarchalische Leben zurück kehren? Müßten sechs Achttheile der Europäer nicht erst von der Erde verschwinden, um sich in ein Hirtenvolk umzubilden? Und giebt es denn unter den herumwandernden Horden, und zu Otaheite, nicht auch Zank und Streit, Knechtschaft und Unterdrückung?

Zogen

Zogen die Erzväter mit ihren Söhnen und Knechten nicht auch aus, und bekriegten einen benachbarten Stamm? War unter ihnen nicht auch Diebstahl, Ehebruch, Sodomiterey und Brudermord zu finden? Ist die Glückseligkeit im Stande der Natur und das ganze goldne Zeitalter nicht blos eine poetische Idee? sehr schön beym Hesiod und Ovid, aber so unzulänglich als unschicklich, um darauf ein Lehrgebäude des Staats- und Civil-Rechts zu gründen. Der Genfer Philosoph verdient unsern Dank, daß er uns erinnerte, über die conventionellen Gesetze nicht die Natur-Gesetze zu vergessen, und uns rieth, soviel möglich, uns an diese zu halten: aber entbehren können wir jener nicht, denn wir leben nun einmal nicht im Natur-Stande, sondern in einer bürgerlichen Verfassung, welche nach dem Local sich nach und nach von selbst bildet, und nicht überall dieselbe seyn kann. Dieß ist in den hinzu gekommenen Stücken, die Weltalter, der Stand der Natur, das Misbündniß, der Soldat, Benjamin Franklin sehr gut durch Beyspiele entwickelt, so wie in dem, die alte und die neue Welt, der Nutzen des Studiums der alten Schriftsteller in einer ungemein anmuthigen Dichtung gezeigt worden.

Die übrigen deutschen Aufsätze sind nicht so unmittelbar mit dem Werke von Mercier verbunden; aber anziehenden Inhalts. Es sind folgende: Der Traum des Empedokles von Hrn. Prof. Manso; ein würdiges Seitenstück zu dem schönsten philosophischen Traum, den wir vielleicht

in unserer Sprache besitzen, zu dem Traum des Galiläi von Engel (im 2ten Theil des Philosophen für die Welt.) Kenner der alten philosophischen Geschichte dürfte es vielleicht befremden, daß Empedokles wie ein Kantianer spricht: aber da sein Buch von der Natur verloren gegangen ist, so konnten ihm wohl Kants Ideen über die Erkennbarkeit der Natur in einem Traume von seinem Lehrer Pythagoras offenbart werden, zumal da, wie es im Eingange zu einem andern Stücke (S. 274) sehr richtig heißt, „der Traum eben so wenig ein „treuer Lehrer der Geschichte, als ein beglaubigter „Prophet ist, sondern sich die Freyheit nimmt, an „den Begebenheiten, die er der wirklichen Welt „abborgt, die individuellen Umstände zu ändern,“ und es hier nicht auf historische Wahrheit, sondern darauf ankam, so vielen Gelehrten, die den Werth der Kantischen Lehrmethode, aus Mangel am Studium derselben, verkennen, einen deutlichen Begriff von ihrem Eigenthümlichen und ihrer Nützlichkeit für die Moral zu geben, Allen aber zuzurufen: „Diese Welt ist vorhanden, nicht daß „sie von uns erkannt werde, sondern, daß wir „durch sie uns bilden und uns ihrer erfreuen.“ — Die Mode von Hrn. Mag. Maaß in Halle, eine witzige Allegorie, ernsthaftern Inhalts, als der Titel vermuthen läßt. Dieser junge hofnungsvolle Gelehrte wird unsern meisten Lesern schon aus verschiednen Aufsätzen in Eberhardts philosophischen Magazin als ein denkender Kopf bekannt seyn, und er zeigt sich in den drey hier von ihm befindlichen

Auf-

Aufsätzen als Dichter und Mann von Geschmack. — Lessing, die Söhne der Unsterblichkeit, der Tempel der deutschen Dichtkunst, alle drey von Hrn. Schaz. Es war natürlich, daß sich Merciers Uebersetzer dessen Manier am meisten zu eigen machte: alle drey haben ganz das Gepräge der Mercierschen Eleganz; aber der Geist, der darin herrscht, ist der Geist eines tiefdenkenden, und gleich dem Franzosen tieffühlenden, Deutschen. Das Charakteristische unserer Poesie wird in dem letzten Stück mit wenigen, aber treffenden Zügen angegeben. Der Verf. macht bey einer abermaligen Durchlesung unserer Dichter, während einer Frühlingskur auf dem Lande, die Bemerkung, daß ihnen allgemeine charakteristische Merkmahle fehlen. „Die Dichter aller übrigen alten und „neuen Nationen mögen noch so verschiedene Gattungen in noch so verschiedener Manier bearbeitet haben, durchaus tragen doch ihre Werke, (die „Sprache ungerechnet) das Gepräge der Nation „und des Zeitalters, das sie hervorbrachte. Im „Corneille wie im Chaulieu, im Milton wie im „Waller, im Tasso wie im Zappi, ist der Franzose, „der Engländer, der Italiäner unverkennbar; dagegen scheinen die größten Meisterstücke unserer „litteratur, äußerst wenige ausgenommen, mehr „vortrefliche Uebersetzungen ausländischer Werke, „als Produkte des deutschen Grund und Boden zu „seyn. Unsere besten Schriftsteller haben in einem „Zeitraum von nicht einmal funfzig Jahren geschrieben; allein man sollte glauben, ihre Schrif-

„ten wären in verschiedenen Jahrhunderten, auf „den verschiedensten Stufen der Nationalkultur, „verfertigt worden.“ Im Traum, der auf diese Betrachtungen folgt, sieht der Verf. ein großes und äußerst sonderbares Gebäude. „Einzelne „Theile waren mit großer Kunst und feinem Ge„schmack aufgeführt, im Ganzen aber herrschte we„der Ebenmaas noch Uebereinstimmung. Neben „einer Faßade von italiänischer Bauart erhob sich „ein hoher gothischer Thurm. Eine Seite zeigte „die Gestalt eines griechischen Tempels; ich ging „um die Ecke, und glaubte nun ein leichtes franzö„sisches Lusthaus vor mir zu haben. Die daran „stoßende Seite zeigte einen Pavillon im chinesischen „Geschmack: die nächste schien die Fronte eines „Feenschlosses zu seyn, so sehr glänzte alles von „Gold und dem köstlichsten Marmor, dessen Fugen „mit Perlen und Edelgesteinen besetzt waren. Am „andern Ende zog sich das Gebäude in einen dum„pfen Kerker, mit kleinen Fenstern und eisernen Stä„ben verwahrt, zusammen.“ Ein dämonischer Führer bietet sich ihm an, und zeigt ihm, auf wie verschiedne Weise und durch wie verschiedene Thore und Oeffnungen man in dieses barocke Gebäude hineinzukommen sucht; er durchgeht mit ihm alle innere Hallen, und kommt zuletzt zu dem Heiligthum des Tempels. „Hier (sagt er) siehst du die Dichter „des goldnen Zeitalters der Poesie in Deutsch„land, nicht der deutschen Poesie: die wahrhaft „großen Männer, die sich durch den Kaltsinn der „Nation und die blinde Verachtung der Großen

„nicht

„nicht niederschlagen ließen, und allein durch in-
„nern Antrieb des Genies, auf den Dank der
„Nachwelt rechnend, unsterbliche Werke hervor-
„brachten, die schon die Aufmerksamkeit fremder
„Völker erregen. Unendlich über ihre meisten
„Zeitgenossen erhaben, war es eben die Größe ih-
„res Genies, die sie hinderte, ihrer Nation das zu
„werden, was die Dichter anderer Nationen den
„ihrigen wurden. Sie sahen, daß sie mehr ange-
„staunt als verstanden und gefühlt wurden: der
„Mittelmäßigkeit feind, flohen sie den Pfad, den
„sie hätten betreten müssen, wenn sie den großen
„Haufen ihren Schritten hätten nachziehen wollen.
„Vergebens suchten sie im Vaterlande nach Gegen-
„ständen, die allgemeine Theilnahme erwecken
„könnten. Da war kein gebildeter Geschmack,
„dessen Befriedigung sie zum Ziel ihrer Bemühun-
„gen machen, kein Nationalinteresse, das sie zur
„Belebung ihrer Schöpfungen nützen konnten.
„Sie mußten auswärts und in der Vorwelt suchen,
„was sie bey sich nicht fanden: sie mußten in der
„Phantasie Ersatz für das suchen, was die Wirk-
„lichkeit ihnen nicht darbot: Begebenheiten, Sit-
„ten, Charaktere, die der Behandlung der göttli-
„chen Kunst nicht unwerth wären. Natürlich ver-
„loren sie so ihr Volk und ihre Zeitgenossen fast
„ganz aus den Augen, und nachdem einen jeden der
„eigene Hang seines Geistes leitete, mußte er, mitten
„in Deutschland, bald für Griechen oder Römer,
„bald für Engländer oder Franzosen, wie Griechen
„und Römer, Engländer und Franzosen dichten.

„Einst nach Jahrtausenden werden, in der ausge-
„storbenen Sprache, später aufblühende Völker
„die Reste ihrer Meisterwerke studiren, und dann
„wird es der Nachwelt ein unerklärbares Problem
„seyn, wie das unpoetischste Land, und die unpoe-
„tischste Nation so große Dichter hervorbringen
„konnte.“ —

Daß Herr Schaz die Mercierschen Träume vortreflich übersetzt hat; haben wir nicht nöthig durch Beyspiele zu erweisen, da er sich schon durch die Uebersetzung von Goldoni's Memoiren, des Cazotte und der Laura, als einen von denen, besonders in Deutschland, so seltenen poetischen Copisten gezeigt hat, die mit fester Hand den Contour der gewählten Originalbilder nachzuzeichnen, und mit dem feinsten Gefühl und aller praktischen Kunstfertigkeit das Colorit derselben überzutragen verstehen. Solche Copien haben den Werth von Originalbildern, und man betrachtet sie neben diesen mit Vergnügen, bemerkt mit Vergnügen, warum ein so geschickter Copist hier einen kleinen Zug änderte, dort etwas stärker oder schwächer hielt, als im Original, ohne daß der Geist darunter litte; wie künstlich er sich zu helfen wußte, wenn ihm eine Farbe fehlte, und welchen Vortheil er aus einer andern zu ziehen verstand, die er auf seiner Palette schöner hatte, als der Maler des Originals. Man sehe z. B. im ersten Theil S. 259, wo Mendelssohn, viel schicklicher, wenigstens für deutsche Leser, für Peter Corneille steht, ingleichen S. 229 und 230, wo einige litterarische Anspielungen

lungen mit ungleich treffendern auf unsere Litteratur vertauscht worden sind; besonders aber im zweyten Theil den ganzen sieben Bogen langen, in seiner Anlage so barocken, als in der Ausführung schönen Traum, der eiserne Mann, (der, gleich der französischen National-Versammlung, die er personificirt darstellt, alles Holprichte ebnet, alles Fehlerhafte verbessert, und alle politische Uebel durch seinen mächtigen Arm, im Traume, vertilgt,) aus welchen einige Nummern, welche die ehemalige Pariser Polizey-Verfassung angingen, ganz weggeblieben, einige zu harte und einseitige Urtheile gemildert, manche Wendung verändert, und eine in das Ganze sehr gut passende Erzählung, Nummer 58, eingeschoben worden; und trotz aller dieser Veränderungen fühlt man doch immer, daß man einen Traum von Mercier liest, denn die hinzu gekommenen Züge sind ganz in dem Style des Originals, und keine Localität ist weggefallen, die für deutsche Leser, welche mit Frankreichs Verfassung bekannt sind, interessant seyn könnte. Mit Recht ist dieserhalb auch der sechste Traum beybehalten worden. Doch dieser hat vielleicht für Deutschland bald noch näheres Interesse, da man in einem gewissen Staate beschlossen haben soll, die französische Einrichtung der Leibrenten nachzuahmen, die so unmittelbar zur Egoisterey und zum Sittenverderbniß führen, wie Mercier sehr gut ausgeführt hat. — Auch die beygefügten Anmerkungen des Uebersetzers, besonders zum zweyten und siebenzehnten Traum, zeigen ihn als einen Mann, der mit sei-

nem Autor denkt und ihn zu verbessern im Stande ist. — Wer die kleinen Veränderungen, die er mit dem Original vorgenommen hat, genau kennen will, und dieses nicht zu Rathe ziehen kann, der darf sich nur die, zu gleicher Zeit, in der Richterischen Buchhandlung zu Dresden herausgekommene wörtliche Uebersetzung von Merciers Träumen holen lassen und sie mit der von Hrn. Schatz vergleichen. Die Dresdner rührt offenbar von einem schätzbaren Gelehrten her, der sein Original vollkommen verstand, aber den poetisch-prosaischen Ausdruck nicht in seiner Gewalt hat. Ein Berliner Recensent sagt daher von ihr: „Sie „verhalte sich zur Leipziger, wie Bley zu Silber.“ Wir möchten doch noch lieber sagen: wie ein verblichnes Colorit zu einem frischen, wie der matte Pinsel von *** zu dem saftigen Pinsel eines Dieterich.

V.

Vermischte Nachrichten.

Italiänische Litteratur.

Poesie militari dell' Abate *Gaspare Cassola*. Milano ap. Marelli. 77. p. 8. Dieser schon durch Werke gelehrten Fleißes bekannte Abbe besingt, nach dem Muster der Sänger des Alterthums, die Kriegsthaten der vorzüglichsten Generale der kaiserlichen Armee, besonders des nun verstorbenen Laudon und des Prinzen von Koburg. Zwar verdienen die Helden den Weihrauch, doch

würde

würde er lieblicher duften, wenn er in minder dichten Wolken aufstiege.

Thomae Serrani Valentini carminum libri IV. opus posthumum. Fuligno, 1788. 8. Th. S. war ein geborner Spanier, der vor einigen Jahren in Bologna starb. Er war ein großer Bewunderer des Martial, den er gegen verschiedene Gegner muthig vertheidigte. Er machte auch selbst Versuche in der Gattung und Manier seines Helden, allein nicht mit dem glücklichsten Erfolg. Die Catullische Naivität gelingt ihm weit besser, als der beißende Witz des Martial.

Englische Litteratur.

Lorenzo; a Tragedy in five Acts. As it is performed at the *Th. R.* in Coventg. Written by Robert Merry. 1791. 81. p. 8. Cadell. Der kritische Geist des Zeitalters ist dem romantischen Schwung der tragischen Muse nicht sehr günstig. Es muß ein recht blutiges, mörderisches Stück seyn, wenn es die Bürger kleiner Städte herbeylocken soll, in den größern will man jetzt fast nichts als Lustspiele oder Operetten sehn. So ist es in Deutschland, so in England, so würde es auch in Frankreich seyn, wenn die Tragödie nicht ein so herrliches Mittel wäre, den Königs- und Priesterhaß der verwandelten Franzosen zu befriedigen und zu nähren. Gegenwärtiges Stück ist ein neuer Beweis des poetischen — doch eben nicht dramatischen Talents des Verfassers. Der Plan ist sehr verwickelt, doch ohne Neuheit

und Intereſſe. Der Dialog hat Verdienſte, nur an einzelnen Orten iſt der Ausdruck zu koſtbar und dunkel. Dieſer Tadel trift auch folgenden ſchönen Monolog. Seraphina iſt beym Mondſchein in einem Hain:

Whither is flown thy ſpirit, lov'd Lorenzo!
What are its dear delights? thinks it of me,
As thus I mourn in the ſequeſterd grove?
Perchance 't is wafted by the zephyrs wing,
That fans my burning boſom; or it floats
Amid theſe chryſtal beamings of the moon,
To decorate the ſcene with ſilver glory.
Ah! 't was thy ſoothing voice which ſtole but now
From yon lone cypreſs in the plaintive ſong
Of ſorrows fav'rite bird; for each ſad ſwell
Had ſuch a heav'nly and prevailing ſweetneſs,
It charm'd my heart. Methinks, at times, I've ſeen thee
Melt into tears upon the flowrs of morn,
And I have trac'd thy viſionary ſtep
O'er the grey lake at eve's unruffled hour.
Where'er thou art, caſt one approving glance
On this cold Urn, which an unwearied love
Devotes to thy remembrance — —

The Rights of Kings; or Loyal Odes to disloyal Academicians. By Peter Pindar. Eſq. 70. p. 4. 1791. Mr. Lawrence, ein junger nicht ungeſchickter Portraitmahler, war dem König und der Königinn bekannt worden, und dieſe wünſchten ihn in die Akademie aufgenommen

zu

zu sehn. Der Präsident trug diesen königlichen Wunsch den Akademisten vor, allein die Herren fanden ihn so wenig nach ihrem Geschmack, daß, wie es zum Stimmen kam, Lawrence nur drey, Mr. Wheatley, sein Nebenbuhler, hingegen deren sechzehn erhielt. Hierüber werden den Akademisten in diesen sogenannten Oden, in denen hier und da meisterhafte Züge von Ironie vorkommen, heftige Vorwürfe gemacht:

Refuse a Monarchs mighty orders! —
It smells of treason — on rebellion borders!
S death, Sirs, it was the Queen's fond wish as well,
That Mr. Lawrence should come in!
Against a Queen so gentle to rebel!
This is another crying sin!
What not oblige in such a trifling thing.
So sweet a Queen and such a goodly King! — —

Stanzas of Woe; addressed from the heart, on a Bed of Illness to L. Eames by *A. Yearsly*, a Milk-woman of Clifton near Bristol. 1790. 30. p. 4. Die poetischen Talente der Mstrs. Yearsley sind schon bekannt. Sie klagt hier über grausame Behandlung, die ihre Kinder von einem Bedienten einer vornehmen Magistratsperson in Bristol erlitten. So wird der Arme allenthalben, selbst im Lande der Freyheit, unterdrückt!

Verses on the arrival of the great Musician, *Haydn*, in England, 1791. 14. p. 4.

Der

Der Verf. dieser Verse hält den berühmten Haydn nicht blos für einen großen Tonkünstler, sondern für einen wahren musikalischen Wunderthäter. Vorzüglich bewundert er seine unerschöpfliche Erfindungskraft. Haydn war schon vor seiner Ankunft in England daselbst sehr geschätzt. In den Konzerten in Hannover-Square, die er dirigirte, erregte seine Gegenwart eine Art von Enthusiasmus, die dem Wahnsinn nahe kam. Es ist billig, daß der große Künstler, dem die Natur seiner Kunst nur vorübergehenden Beyfall verstattet, ihn in einem Grad genieße, der nicht mit kalter Pünktlichkeit abgemessen ist.

Miscellaneous Poems by Samuel Ross, Trinity Coll. Dublin 1790. 71. S. 12°. Flüchtige kleine Gedichte, meist von elegischer Art, nicht ohne Verdienst. Das Merkwürdigste an ihnen ist indeß der ungeheure Preiß von Einem Thaler für $4\frac{1}{2}$ nicht sehr sauber gedruckte Bogen auf mittelmäßiges Papier.

A New and Litteral Translation of Juvenal and Persius; with copious explanatory notes, by which these difficult Satirists are rendered easy and familiar to the Reader, by the rev. M. Madan. II. Voll. 8. 940 p. Da der Uebers. sein Original so treu und so wörtlich als möglich in seine Sprache übertragen wollte, so mußte natürlich darüber oft die Sorge für Schönheit und Eleganz vernachläßiget werden. Der größte Werth dieses Werks liegt ohnstreitig in den Anmerkungen, die sehr zahlreich und ausführ-

lich

lich sind, und auch wirklich die häufigen schweren und dunkeln Stellen dieser beyden Satyriker meist recht gut und gründlich erläutern,

The Alliance of Music, Poetry and Oratory. By Anselm Bayley. 390 p. 8. Stockd. Der Verf. giebt sich das Ansehn eines Selbstdenkers, der das meiste aus eigenen Untersuchungen geschöpft, und seinen Vorgängern nur wenig zu danken habe: gleichwohl läßt sich des Neuen so viel nicht bemerken. Musik ist dem Verf. unmittelbare Tochter der Natur, und die Beredsamkeit nur eine Nachahmerinn derselben und Tochter des Unterrichts. Der zweyte Abschnitt handelt von der Poesie, allein der Verf. verliert seinen Gegenstand bald aus den Augen, und geräth immer von einer Nebensache auf die andere: wobey jedoch nicht geläugnet werden kann, daß er mitunter manche gute Bemerkung vorbringt. Der dritte Abschn. handelt von der Beredsamkeit, und beurtheilt den Styl verschiedener englischen Klassiker nach den Regeln der alten Rhetoriker, besonders Cicero's und Quintilians.

Tracts philological, critical and miscellaneous by the late *John Jortin* D. D. etc. II. Vol. 8. 1790. White. Von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken gehören für diese Bibliothek: 1) Lusus poetici, bereits im Jahr 1748 einzeln gedruckt. Einige Stücke sind von vorzüglichem Werthe, sowohl was die Sprache, als den Inhalt anbetrift, und ganz im Geiste des Alterthums. Z. B.

Epita-

Epitaphium Felis.

Fessa annis, morboque gravi, mitissima felis
Infernos tandem cogor adire lacus:
Et mihi subridens Proserpina dixit: »Habeto
Elysios soles, Elysiumque nemus.“
Sed bene si merui, facilis regina silentûm
Da mihi saltem una nocte redire domum;
Nocte redire domum, dominoque haec dicere in aurem:
Te tua fida etiam trans Styga felis amat.

2) Anmerkungen über den Spencer, voll schöner ästhetischer und kritischer Bemerkungen. 3) Bemerkungen über Milton. 4) Kritische Bemerkungen über neuere Schriftsteller, Anekdoten von Pope, Swift, Voltaire u. s. w.

Popular Tales of the Germans. II. Vol. 8. Enthält die Uebersetzung von 5 Volksmährchen von Musäus. Sehr lustig ists, daß der Uebers. seinen Lesern sehr treuherzig versichert, Musäus sey nicht der eigentliche Nahme des deutschen Verf. sondern ein Ehrennahme, den man von jenem bekannten griechischen Dichter hergenommen, der die Liebe von Leander und Hero besungen.

Anzeige.

In der Verlagshandlung dieses Journals ist erschienen:

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte; in einen Auszug gebracht von D. Christian Martin Koch, 1ster Theil, welcher den ersten bis dritten Band enthält; gr. 8. 2 Rthr.

— — Derselben 2ter Theil, welcher den vierten bis sechsten Band enthält; gr. 8. 2 Rthlr.

Der dritte Theil, welcher den siebenten bis neunten Band enthalten wird, erscheint zur Ostermesse 1792, und der 4te Theil, welcher den zehnten bis zwölften Band enthalten wird, zur Michaelmesse 1792. Wer auf diese beiden Theile noch vor der Ostermesse 1792 3 Thaler pränumerirt, erhält auch die beiden bereits fertigen Theile für 3 Thaler, und das Register über alle vier Theile oder zwölf Bände, das einzeln 16 Groschen kostet, ohnentgeldlich, und also für 6 Thaler, was nach vollendetem Druck aller vier Theile, nebst dem dazu gehörigen Register, nicht anders als für 8 Thaler 16 Groschen in den Buchhandlungen zu kaufen seyn wird. Der Beyfall, welchen das vortrefliche Werk, welches man hier im Auszuge liefert, erhalten hat, und der durch solches geschafte Nutzen, bewogen die Verlagshandlung, Statt einer bald nöthigen dritten Ausgabe, zur größern Ausbreitung und Erleichterung des Ankaufs, aus den Zwölf ersten Bänden desselben einen Auszug, unter der Aufsicht des Sammlers dieser periodischen Schrift, zu veranstalten, der nicht nur alles Wesentliche und praktischen Aerzten Nützliche der darin befindlichen Aufsätze enthält, sondern auch, in

beyge-

beygefügten neuen Anmerkungen und Zusätzen, die Leser mit dem Fortschritte der Entdeckungen und Beobachtungen in jeder Materie bekannt macht. Daher man hier noch mehr erhält, als was man bis jetzt mit 18 Thaler 16 Groschen bezahlen mußte. Der Druck ist so eingerichtet worden, daß sich der 13te Band des größern Werks, welches ununterbrochen fortgesetzt wird, an diesen Auszug der 12 ersten Bände anschließt. Von dem 14ten Bande ist gegenwärtig das 3te Stück unter der Presse, und der Preiß jedes Stückes 9 Groschen.

Von Meißners Skizzen ist gegenwärtig die dritte, gänzlich umgearbeitete (so daß auch keine Seite ohne Veränderungen geblieben ist), mit einigen neuen Stücken vermehrte und mit neuen Kupfern von Geyser und Penzel gezierte Ausgabe unter der Presse, welche ohnfehlbar, zugleich mit einem neuen, nämlich dem 6ten und letzten Bande, welcher die eilfte und zwölfte Sammlung enthält, zur Ostermesse fertig seyn wird. Der Preiß jedes Bandes, der immer zwey Sammlungen enthält, bleibt unabänderlich 1 Thaler sächs. Geld; wer aber bis zur Ostermesse 1792 Vier Thaler sächsisch postfrey unmittelbar an uns schickt, oder an eine mit uns in Rechnung stehende Buchhandlung bezahlt, erhält dafür die drey ersten Bände in der Neujahr-, die drey letztern aber in der Ostermesse 1792. Nach dieser Zeit wird kein vollständiges Exemplar anders, als für 6 Thaler, verkauft werden.

Auch ist daselbst die Original-Ausgabe des Hannöverischen Landes-Catechismus, von den Consistorial-Räthen Koppe und Schlegel ausgearbeitet, in Commißion à 2 Groschen, zu haben.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Fünf und Vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1792.

mindert! Das Publikum, sagen unsre Dichter, hat kein Gefühl mehr für Werke des Witzes. Es ist kalt, undankbar, übersättigt. Sie verlangen, daß es sich lebhafter interessire, sie wollen, daß es sie mehr bemerken soll. Ist diese Beschuldigung wahr, und diese Foderung billig? Vielleicht, doch beydes gewiß nur unter Einschränkungen.

Die Periode, in welcher die Poesie über alle andere Künste hervorragt, und die Musen eines ungetheilten Triumphes genießen, ist unter allen Völkern glänzend, aber auch unter allen kurz und vergänglich. Die Geistesprodukte, die wir unter dem Namen der schönen begreifen, erreichen gewöhnlich schnell ihre höchste Vollkommenheit und gehn allemal der Ausbildung der übrigen wissenschaftlichen Kenntnisse voraus. Wir lieben sie daher mit Heftigkeit und um desto schwärmerischer, weil sie die einzigen sind, die uns Liebe einflößen können. Schriftsteller und Leser begeistern, so zu sagen, einander, eine geraume Zeit, um die Wette. Es ereignen sich alle jene Erscheinungen, welche ein lebhaftes Interesse in dem Reiche der Gelehrsamkeit ohne Ausnahme zur Folge zu haben pflegt. Ein Idyll, eine Ode, ein Schauspiel ist die merkwürdigste Neuigkeit für die Gesellschaft, und der wichtigste Gegenstand des Gesprächs. Man begnügt sich nicht mit allgemeinem Lobe und Tadel: man lobt mit Feuer und tadelt mit Ernst und Strenge. Unter den handelnden Personen entstehen Fehden, Cabalen, Kriege, und die Zuschauer nehmen Parthey. Selten nur wird wahres dichterisches Verdienst verkannt,

kannt, und noch seltner trägt ein unwürdiges Haupt lange den erschlichenen Lorbeer. Das ist die Zeit, wo das Vergnügen, das aus dem Schönen hervorgeht, sich aller Herzen bemeistert; das ist die glückliche Epoche der Dichtkunst, wo sie, als die liebenswürdigste Gefährtinn durchs Leben, verehrt wird; das ist das poetische Zeitalter eines Volkes.

Aber mitten in diesem Rausche erwacht von Zeit zu Zeit die Vernunft und fragt, wovon und warum sie sich so berauschen läßt. Man stellt Betrachtungen über das Wesen der Dichtkunst an, man bemüht sich, die Ursachen dieses Wohlgefallens an ihr zu erklären, man denkt über Leidenschaften, Sitten und Charakter; man prüft, vergleicht und zergliedert, und allmählig bildet sich die Philosophie des Geschmacks, und lenkt den Geist von dem Genusse des Schönen zu der Untersuchung desselben hin. Da man über Werke schreibt, die sich ganz vorzüglich durch Sprache und durch Ausdruck empfehlen, so befleißigt man sich ebenfalls, seinem Style die höchste Vollkommenheit zu ertheilen. Der Tiefsinn gewinnt zum erstenmal ein muntres, gefälliges Ansehn, und die Gründlichkeit wirft ihr steifes Gewand ab und kleidet sich leicht und natürlich. Man erkennt, daß es möglich ist, auch dem philosophischen Vortrag Anmuth und Leben zu schenken, und fängt an, die Vorzüge einer wohl ausgearbeiteten Prose zu schätzen. Mit wenigen Worten: man lernt durch die Dichtkunst schreiben, und wandelt, an der Hand der Musen,

durch den Vorhof der Kritik, zu dem eigentlichen Heiligthume der Weltweisheit.

Nicht lange, so gelingt es dem einen, oder dem andern Auserwählten, sich der Göttinn, die bis itzt noch in ein heiliges Dunkel gehüllt war, zu nähern. Einige ihrer Lehren werden in einer verständlichen und allgemein faßlichen Sprache dem größern Publikum mitgetheilt, und von ihm durch Beyfall belohnt. Mit diesen Versuchen eröffnen sich neue Aussichten. Kenntnisse, die bis itzt vergraben gelegen, oder Wenigen nur genützt hatten, werden hervor gezogen und in Umlauf gebracht, Wahrheiten, die man bisher übersehen, oder verkannt hatte, gewinnen, durch Hülfe der Darstellung, Licht und Klarheit, und erscheinen wichtig und fruchtbar; die ganze Masse des Wissenswürdigen vermehrt sich und kömmt in Umschwung. Man interessirt sich, auf eine sehr begreifliche Weise, für Untersuchungen, die bald die vorzüglichsten Angelegenheiten unsres Geistes, seine Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen betreffen, bald uns tiefer in die Geheimnisse der Natur hineinführen, bald uns den Menschen und sein Verhältniß, als Staats- und Weltbürger, näher bringen. Man überzeugt sich allmählig, daß es, außer den Gesetzen des Schönen, noch eine Menge Dinge giebt, die den denkenden Kopf angehn, und ihm sogar nöthiger sind, als jene, und der Hang zur Spekulation nimmt mehr und mehr über Hand.

Allein in eben dem Maaße, in dem dieser sich erweitert, vermindert sich gewöhnlich die Liebe zur

Poesie.

Poesie. Abgerechnet, daß jeder Genuß uns um desto früher ermüdet und abspannt, je höher und vollkommner er selbst ist, abgerechnet, daß das Mittelmäßige und Unvollendete nirgends mehr beleidigt, als in den Werken des Geschmacks, weil hier der Inhalt, der uns oft den nachläßigen Styl eines philosophischen Buches erträglich macht, nicht in Erwägung kommt, abgerechnet endlich, daß der Nahme eines Denkers doch noch bedeutender klingt, als der Nahme eines Kenners, so scheint auch die Philosophie einen reichlichern und brauchbarern Stoff für das Gespräch zu liefern, und mehr Werth, beydes für das kontemplative und thätige Leben zu haben, als die Dichtkunst. Diese betrachten daher die Menschen, wie sie gewöhnlich sind, von der Zeit an, wo sie sich den ernsten philosophischen Untersuchungen hingeben, fast immer nur als ein Mittel der Unterhaltung. Da sie nicht mehr Eifer genug besitzen, die Werke des Geschmacks zu prüfen und zu zergliedern, so verlieren sie allmählig die Kunst, über sie zu sprechen und zu schreiben, und wissen nur noch, von ihnen zu erzählen, uns zu sagen, daß sie dieß und jenes Produkt gelesen und bey der einen Scene gelacht und bey der andern gegähnt haben. In solchen Zeiten macht nichts so sehr sein Glück, als das Rittergedicht und der Roman, nicht, weil sie wirklich unter den Dichtungsarten einer vorzüglichen Schätzung werth sind, sondern, weil sie, wie sich die Leute von Ton ausdrücken, noch am besten amüsiren. Am wenigsten hingegen bekümmert

man sich um die lyrischen und didaktischen Dichter. Die ältesten stehn bestäubt in den Bibliotheken, und die neuern kauft Niemand; der sicherste Beweis, daß man die Poeten, nur um der Unterhaltung willen, in die Hand nimmt. Selbst die ältern und vortreflichen Theaterstücke weichen den neuern und schlechtern, weil doch die Fabel an den letztern neu ist.

Es wäre wohl die ungereimteste Foderung von den Dichtern, wenn sie verlangten, daß ihre Werke zu allen Zeiten die Lieblingslektüre des Publikums seyn sollten. Was ist natürlicher, als daß die Leser, da immer mehr Zweige der Litteratur kultivirt werden, ihren Beyfall theilen, und ihre Aufmerksamkeit den ihnen näher liegenden Wissenschaften schenken; was begreiflicher, als daß der Enthusiasmus, wie für alles, so auch für die Dichtkunst, mit den Jahren abnimmt, und die schwärmende Bewundrung aufhört? Auch wäre es wohl höchst unbillig, den größern und ausgebreitetern Nutzen, den die Philosophie stiftet, und ihr Verdienst um Welt und Menschenglück aus dem Auge zu lassen, und ihr die Stelle, die sie dermahlen einnimmt, zu beneiden. Nein, es ist nur zu wahr, daß es eine Menge Dinge giebt, denen die Gabe zu dichten, und die Kunst gute Verse zu machen, nachstehen muß, und daß allein Einseitigkeit im Urtheil, oder Eitelkeit diesen Vorzug zu hoch anschlagen kann. Aber auf der andern Seite heißt es ebenfalls die Bestimmung, die Würde und den Einfluß der Poesie und schönen Litteratur verkennen, wenn

der

der richtende Theil ihre Produkte, bald mit allgemeinen Lobeserhebungen abfertigt, bald durch kleinliche oder aburtheilende Kritik niederschlägt, und der lesende sie blos als Puppe und zeitverkürzendes Spiel betrachtet. Die Rede ist hier gar nicht von schallenden Anpreisungen und lautem Posaunenton. Wahrlich es ist ein zweydeutiger Beweis, daß man die Werke des Geschmacks kennt und sie richtig zu schätzen weiß, wenn man sie nur bewundert. Die Rede ist von jenem mühsamen Lobe, das aus lauter ästhetischen Gemeinsprüchen zusammengesetzt ist, und wie eine Copie eines allgemeinen Formulars aussieht, dem man die Anstrengung und das Gesuchte anmerkt, dergleichen man täglich in berühmten Journalen liefet und aus dem Munde seynwollender Kenner hört, und von jenem hochmüthigen Tadel, mit dem sich mancher Aristarch das Ansehn geben will, als habe er tiefer, denn Andre, in die Geheimnisse der Kritik eingeschaut, von jener Kälte, mit der die Welt, wie sich Lessing irgendwo ausdrückt, gewissen Leuten zu verstehen giebt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen können, die, wenn nicht tödtend, doch erstarrend ist. Leser, die mit dem kritischen Geist unsrer Zeit vertraut sind, werden die Data von diesen Behauptungen von selbst und ohne eine nähere Erklärung von unsrer Seite finden. Wenn der Partheygeist, wie man wohl zuweilen zu rühmen pflegt, auf dem teutschen Parnasse aufgehört hat, so ist dafür eine Gleichgültigkeit eingetreten, die man umsonst itzt unter dem Schein allgemeiner Höflichkeitsbezeugungen,

und itzt unter dem Ernste der Kritik zu verbergen sucht, eine Gleichgültigkeit, bey der man nur zu deutlich gewahr wird, daß ihr etwas anders, als das, durch mannichfaltigere Lektüre und philosophisches Studium getheilte und vervielfältigte Interesse der Leser zum Grunde liegt.

Und doch war vielleicht die sorgfältige Aufmerksamkeit auf die schöne Litteratur und die Empfehlung der bessern Dichter und Prosaisten der Nation niemals nothwendiger, als itzt. Unser Zeitalter hat eine Philosophie hervorgehen sehn, die alles, was bisher für Philosophie galt, an Scharfsinn und Gründlichkeit übertrifft, und die den Hang zur Spekulation neu geweckt hat. Da man sich nicht unbillig schmeichelt, durch sie zu Aufschlüssen zu gelangen, die dem menschlichen Geiste wichtig sind, und Beruhigung über Zweifel zu finden, die man noch nicht aufzulösen im Stande war, so ist es ja wohl natürlich, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl vorzüglicher Köpfe sich ihr widmet, daß ein Feld, wo man so verdienstliche Lorbern zu brechen hofft, fleißiger angebaut, und daß, eben über diesem Anbau, die Kultur des Schönen noch mehr verabsäumt wird. Hätte diese Verabsäumung keine andre Folge, als daß sie einige gründliche philosophische Werke statt einiger schöngeisterischen hervorbrächte, so könnte man wohl noch fragen, ob der Gewinn, oder der Verlust größer wäre: denn noch haben wir in beiden Gattungen keinen Ueberfluß. Allein es läßt sich eine Einbuße fürchten, die entscheidender und wichtiger ist. Die

Nei-

Neigung zu metaphysischen Spekulationen wird sicher unserm Styl, nach und nach, noch mehr Trockenheit geben, als er itzt hat, und jene Lebhaftigkeit, diese so unentbehrliche und unter uns doch so seltne Eigenschaft der guten Schreibart, jene Leichtigkeit, die wir unaufhörlich an den Franzosen bewundern, und deren Mangel wir, und wirklich nicht ohne Grund, an unsern Schriftstellern rügen, vollends tödten, und ihre Stelle durch eine kalte Gründlichkeit, und durch eine ängstliche und schwerfällige Richtigkeit ersetzen, vor welcher unsre Weltweisen bis itzt das Studium der schönen Wissenschaften bewährt hat, und einzig bewahren kann.

Man wird sagen, daß es noch zu früh sey, in dem Vortrag einer Philosophie, die sich durch ihren Tiefsinn so vorzüglich auszeichnet, und erst, seit einer kleinen Reihe von Jahren bearbeitet werde, ästhetische Schönheit zu fordern; sagen, daß es ja auch lang genug gewährt habe, ehe es Mendelssohn und andern geglückt sey, die wolfische Philosophie in die Welt einzuführen, und für das Leben brauchbar zu machen, ungeachtet dort weniger Schwierigkeiten zu überwinden, keine alte, schon geläufige Terminologie zu verdrängen, kein Heer von möglichen Mißverständnissen zu heben, keine so genauen Trennungen und Absonderungen vorzunehmen, keine so subtilen Begriffe zu entwickeln gewesen wären. Man wird, (und, unsres Bedünkens, kann man dieß, ohne Beleidigung des großen Urhebers,) zu bedenken geben, wie, und in welcher Form uns seine Philosophie in die Hand gekommen

sey,

sey, wie viel Mühe es denkenden Köpfen gekostet habe, sie zu verstehen, und wie viel Mühe es noch koste. Man wird sich endlich auf verschiedene Gelehrten berufen, die es versucht haben, sie des abschreckenden systematischen Gewandes zu entkleiden, und in einer gefälligern Gestalt darzustellen. Aber grade diese Gelehrten sind es, die uns in unsern Zweifeln mehr bestärkt, als von ihnen zurück gebracht haben. Wir kennen einen, oder zwey unter ihnen, die sich durch ihren Vortrag empfehlen, aber wir kennen noch zehn andre, die sich einen Nahmen erworben haben, und alle Augenblicke verrathen, daß sie Philosophen, aber ohne Geschmack, und scharfe Kritiker ihrer Wissenschaft, aber schlechte Kunstrichter sind. *)

Unsre

*) Oder tragen vielleicht folgende Vergleichungen die Kennzeichen eines geläuterten Geschmackes an sich: Die Moral ist auf den unerschütterlichen Felsen der Vernunft gebaut, an welchem alle Macht der Waffen fruchtlos versucht wird, und wo die Belagerer früh oder spät, zuletzt aber doch ganz gewiß, unverrichteter Sachen zum Abmarsch blasen müssen. Ferner: die Zweifel sind die Töne der Trompeten, welche die Illusion der Vernunft unterbrechen, und sie zum neuen Wettlaufe antreiben sollen. Wir enthalten uns, weil wir des Papiers schonen, mehreres auszuheben. Aber Blumen der Art kommen zu Dutzenden in den Schriften einiger unsrer neuesten Philosophen vor.

Unsre Leser werden vielleicht fragen: und warum dieß alles bey einem Buche, auf welches diese Einleitung gar nicht zu passen scheint, das sich von der Trockenheit der heutigen Philosophie und von ihren tiefgelehrten Abstraktionen so weit entfernt? Eben um deswillen, weil es nichts mit ihr, aber desto mehr mit der guten Schreibart gemein hat, weil es grade nichts von jenem Ernste und Scharfsinne an sich trägt, in welchem sich unsre meisten Weltweisen so wohlgefallen, und dem ungeachtet lesenswürdiger ist, als viele ihrer gründlichen Schriften; weil es grade als Muster eines leichten und anmuthigen Vortrags, der täglich unter uns seltner wird, angesehen werden kann; weil die Kunstrichter ihre Pflicht erfüllt zu haben glaubten, wenn sie hinter ihrem Vorhange hervorriefen: Wir erkennen unter den fünftehalb tausend Schriftstellern Deutschlands den Verfasser der Wilhelmine; und ihm in aller Geschwindigkeit ein paar Sträuße, aus ihrer Blumenfabrik, darbothen; endlich, weil so viele, für geschmackvoll geltende Leser nichts weiter von dem Buche zu rühmen wußten, als daß es — ein unterhaltendes Buch sey.

Allerdings unterhaltend, aber auch etwas mehr. Indeß — wir gehn dießmal von dem Totaleindruck aus, den es auf das Publikum gemacht hat, und fragen: worin denn das Unterhaltende des Buches für den großen Haufen bestehe? Das mehr wird sich am Ende von selbst finden.

Irren wir nicht, so war es wohl zuerst Etwas, worauf der Verfasser selbst nicht gerechnet

hatte,

hatte, oder worauf er doch keinen besondern Werth legte, wir meynen, die Neuheit der Situation, und die dadurch erweckte Neugierde, was wohl aus einem so sonderbar gestimmten und gelaunten Reisenden werden werde, welche die Leser anzog und fesselte. Ein Hypochondrist, unzufrieden mit sich selbst und der Welt, der den Entschluß faßt, sein Zimmer, den einzigen Aufenthalt, wo Leute der Art noch erträglich sind, zu verlassen und sich unter die Menschen zu wagen; wer wird ihn nicht gern, als Reisegefährte auf dem Papier, begleiten? Das Sujet ist ungewöhnlich, und eben schon um deswillen gut, und die Behandlung? — Der Verfasser versteht die Kunst die Erwartungen zu spannen. Eine Scene, ein Abentheuer folgt auf das andre, jedes eigen in seiner Art, jedes auf eine eigne Weise gelöst. Solche Anlagen, solche Wendungen verfehlen selten, oder nie ihre Wirkung.

Eine zweyte Ursache des allgemeinen Wohlgefallens finden wir in der klugen Benutzung der Vorfälle unsrer Tage. Der Reiz, den ein Buch hiedurch gewinnt, ist freylich nur vorübergehend und temporell. Er verliert sich, je seltner und unbedeutender der Unsinn und die Thorheiten werden, auf welche der Schriftsteller anspielt, und verschwindet zuletzt in eben dem Maaße, in welchem jene sich in der Gesellschaft unsichtbar machen. Dieß hindert indeß nicht, daß der Dichter nicht wenigstens so lange auf die Leser wirke, als die Lächerlichkeiten, die er aufstellt, ihnen selbst wichtig und neu sind. Eine Modekrankheit der Nation,

eine

eine Schwäche des Zeitalters, aufgefaßt und durch einen glücklichen Zug bezeichnet, sind des Beyfalls des Publikums gewiß, und bringen den Namen des Spötters stets in Umlauf. Wie weislich aber hat der Verfasser nicht so manche seltsame Geschichten, Meynungen und Irrthümer unsrer Tage benutzt! wie fein so manchen Charlatan und Thoren gezüchtigt! wie treffend oft durch einen einzigen Zug verewigt! Ob es gerade diese Feinheit, diese Kürze, dieses kräftige Kolorit war, was anlockte und gefiel, bleibt uns nach den gemachten Erfahrungen allerdings noch problematisch, keinesweges aber der Antheil, den diese Ausstellungen, überhaupt genommen, an dem Beyfall der Menge haben.

Ein dritter Grund, warum man unsern Reisenden so unterhaltend fand, liegt endlich wohl in der Jovialität, die, ungeachtet seiner hypochondrischen Laune, immer als Hauptfarbe seines Charakters und seiner Schreibart hervorsticht. Diese Eigenschaft ist es, die den Menschen dem geselligen Umgang, diese, die den Schriftsteller der Welt empfiehlt. Mit dem einen, wie mit dem andern, wandelt sichs eben so leicht, als bequem. Auch ein Weg von beträchtlicher Länge ermüdet nicht, und die Gegenstände um uns her gewinnen ein heiteres und gefälliges Ansehn. Diese glückliche Stimmung, die um desto schätzbarer ist, je eigentlicher sie unter die Naturgeschenke gehört, steht unserm Verfasser, man möchte sagen, so oft er ihrer bedarf, zu Gebothe. Lachende Scenen werden durch sie noch lachender, und das Düstre gewisser

wisser Situationen und Ansichten ist bis zu jenem Grade gemildert, wo es das Auge nicht mehr beleidigt; das Ganze aber um desto geschickter, sich Beyfall von Lesern zu erwerben, die immer mehr ergötzt, als beschäftigt, und mehr unterhalten als belehrt seyn wollen.

So unverkennbar indeß alle diese Tugenden sind, und so schätzbar sie selbst dem denkenden, nicht blos dem lesenden Publikum seyn müssen, so sind es doch bey weitem nicht diejenigen, welche dieß Werk von andern unterscheiden, und auch bey einer wiederholten Lektüre fesseln. Wir glauben in der Anlage und in der Darstellung noch andre Schönheiten zu entdecken, die wichtiger sind, als die genannten und mit denen beydes, der Werth des Buches und das Vergnügen der Leser inniger, als mit jenen, zusammen hängt.

Was auch immer diesen Hang für Harmonie und Einheit in unsrer Seele gründet, sey es eine zufällige Schönheit, die wir zuerst in einigen Werken des Alterthums wahrnahmen, und in der Folge als Regel beobachteten, sey es eine Empfindung, die sich aus der Betrachtung der Natur, und aus ihren zusammenstimmenden Verhältnissen, ohne daß wir selbst wissen, wie und warum, erzeugt, sey es eine unbekannte und unerklärbare Eigenschaft unsres denkenden Wesens — immer bleibt diese Uebereinstimmung zu einem Ganzen, wo wir sie auch finden, eine angenehme Erscheinung, immer schmeichelt es uns, zu bemerken, wie zu einem Ziele alles hinstrebt, und alle einzelne Umstände

und

und Begebenheiten sich zuletzt in einem Punkte vereinigen. Dieß Gefühl ist es, das sich unsrer, auch bey der Durchlesung dieser Reisen, bemächtigt hat, und was uns um so mehr überraschte, je weniger es der Verf. auf irgend eine Art von Entwickelung angelegt zu haben scheint. Es ist wahr, es wird uns weder hier eine Handlung, pragmatisch ausgeführt, dargestellt, noch sehn wir überhaupt eine Begebenheit zu Stande kommen. Das Ganze ist ein Gemählde von mannichfaltigen Parthien und Scenen. Aber in dieser Mannichfaltigkeit findet nichts desto weniger Verwickelung und Aufschluß, Mittel und Zweck statt. Dieser ist nämlich kein andrer, als die Genesung des Reisenden, die Rückkehr seiner verlornen Laune, die Umstimmung seiner Empfindung; jene die Lagen, in die er versetzt wird, und von denen auch nicht eine wirkungslos und für die Veränderung seines Seelenzustandes gleichgültig ist. Keinem geübten Geschmacke kann es entgehen, wie weislich der Dichter alle diese Vorfälle und Begebenheiten gewählt, wie harmonisch er sie gestellt, wie glücklich er eine der andern untergeordnet habe. Man darf sagen, daß er jenen allmähligen Uebergang vom Dunkel zum Licht, den wir täglich in der Natur bemerken können, auf das Geistige übergetragen, und in allen seinen Schattirungen und Abstuffungen verfolgt, und, eben so vollkommen, als wahr, dargestellt habe. Wie viel Charakteristisches liegt in diesem Hin- und Herschwanken zwischen Behaglichkeit und Unbehaglichkeit, das durch den ganzen ersten Theil hindurch

dauert! wie viel in diesem, bald besänftigten, bald wieder erwachenden Unmuth! wie viel in dieser, bald zurückkehrenden, bald verschwindenden Munterkeit! Wie kurz und unterbrochen sind anfänglich die frohen Augenblicke und hellern Zwischenräume der Seele, und wie natürlich werden sie alle herbey geführt! Jene erste Regung der ächten Menschheit, die Ermunterung: „Habe Lust zu leben, und eile in die Arme der Natur zurück!“ die dem Reisenden, nach dem Genuß eines leichten und erquickenden Schlafes, sein beßres Ich zuruft; jene plötzliche Rührung, welche die Predigt des Fremden zu Kehl, über die unerkannte Sünde der übeln Laune, hervorbringt; jenes willige Selbstgeständniß zu Straßburg: „Ich bin ein Thor, lieber Jerem!“ — wer ist, der nicht bey jeder dieser Scene mit Wohlgefallen verweilt und den Künstler bewundert, der die Natur so geschickt zu belauschen und die Empfindungen so wohl zu ordnen und an einander zu reihen wußte? Und als endlich die Gesundheit des Kranken mehr Festigkeit und seine gute Laune mehr Bestand und Dauer gewinnt, und die glücklichen Symptome der auflebenden Genesung sich vervielfältigen, wer kann auch dann die kluge Wahl und Folge, und das Bestreben, alles nach einem Zwecke hinzuleiten, verkennen? Wie so ganz der Natur gemäß ist die erste Empfindung des Kranken, der wohlthätige Einfluß des Reisens selbst, und das glücklich hergestellte Einverständniß zwischen Körper und Seele! wie so wahr und richtig die zweyte, die stärkre Aufmerksamkeit auf das,

was außer ihm vorgeht, und die Entbehrlichkeit der Arzeneyen! Nicht lange, so erwacht das Gefühl für die Natur und ihre Schönheiten. „Ich bin nun mit meinem Tagebuche in den Gang gekommen, theuerster Freund, und schreibe dir in diesem Augenblicke unter der kleinen Wölbung zweyer sich umarmenden fruchtvollen Granatenbäume, die mich doch kaum vor dem Eindringen der Sonne schützen. Aber wo soll ich Worte, ohne sie an allen Ecken zusammen zu suchen, hernehmen, dir das ganze Glück meiner bis jetzt gefühlten Existenz anschaulich zu machen? Welche Reize der Neuheit für einen Deutschen umflossen den lachenden Wintermorgen, an dem ich Besitz von meiner heimlichen Wohnung nahm! Sie schwebten den Mittag um die Kost meines kleinen Karthäuser-Tischchens, um die jungen Erbsen, Erdbeeren und Feigen her, mit denen er besetzt wurde. Ein wolkenloser Abend, von dem du keinen Begriff haben kannst, voller Hoffnung eines gleich schönen Morgens, zauberte mich in den friedlichsten Schlaf; und diesem Tage glichen alle die folgenden, die ich bis heute in diesem Lande verlebt habe.“ An dieß Interesse schließt sich unmittelbar das allgemeine an den Freuden und Annehmlichkeiten der Gesellschaft, und an dieses zuletzt das besondere für Freundschaft und Liebe, und für das Glück guter Menschen. „Freund! ich bin gerettet — wie ein Fisch, der den Köder vom Faden gebissen hat, und mit dem Angelhaken in der Gurgel davon schwimmt. Hätt' ich, zu einem Bettler herabgesunken, mein Land verlassen müssen, wo

ich als König regierte, bänger hätte mir kaum um das Herz seyn können, als da mir nun die Wohnung der Unschuld und Freude im Rücken — und, abgeschnitten von allem, was mir lieb war, die ganze weite freudenlose Welt vor mir lag. Ach! nichts begleitete mich, als mein trauriger Schatten. — Mir fehlte Margots sonorische Stimme — ich vermißte den Nachtrab meines treuen schwatzhaften Johanns, und mein zerstreuter Blick, der selbst manchmal sich nach meinem guten asthmatischen Mops umsah, kehrte betroffen über seinen Verlust zurück. Und o wie viele andere stachlichte Empfindungen — die ich aus Zärtlichkeit gegen mich nicht berühren mag — ketteten sich nicht an dieses belastende Gefühl von Trennung und Einsamkeit! Es war mir, als ob an jedem Pflasterstein, über den ich auf meinem Wege fortschritt, ein Theil meines Eigenthums hängen blieb, so daß ich es mit jeder Minute kleiner, unbedeutender werden, und zuletzt in ein Nichts verschwunden sah. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, auf der Chaussee fort — bey der steinernen Bank vorbey zu gehen, auf der sich meine Eigenliebe, und, wie du weißt, ganz ohne Noth, brüstete, und aus einem Mißverständnisse, das ich mir noch nicht vergeben kann, in so lebhafte Bewegung gerieth. In solchen Umständen, lieber Eduard, ist es sehr bequem, wenn man neben der Landstraße noch einen Rasenweg findet. Wie klein war indeß die Erleichterung, die ich mir damit verschaffte! — Denn, ob ich gleich weder Menschen noch Eseln begegne-

te,

te, die mich an mein Dörfchen erinnerten, so konnte ich doch unmöglich jedem Moose, jedem sprossenden Strauche, der einem auf dem Fichtenberge ähnlich sah, aus dem Wege gehen, und als ich mir vollends einfallen ließ, einen seitwärts gelegenen Hügel zu besteigen, so brachte ich mich auf einmal um allen Vortheil meines listigen Umwegs; denn nun trat mir, in dem weiten Zirkel des freundlichen Languedocs, den ich übersah, das kleine liebe Caverac so nahe vor die Augen, daß sie mir übergingen, ehe ich es wehren konnte.“ Gewiß die schönste und vollkommenste Auflösung! Wie vortreflich entspricht sie beydes, dem Wunsche der Leser, von denen vielleicht keiner seyn dürfte, der sich nicht für die Wiederherstellung des Reisenden interessirt hätte, und den Foderungen des Kunstrichters! Wie schön ründen sich, vermittelst desselben, die Theile des Gemäldes zu einem Ganzen! wie zusammenhängend erscheinen itzt die mannichfaltigen einzelnen Scenen, und wie bedeutend und zweckmäßig jede!

Aber nicht blos als poetische Zusammensetzung befriedigt uns diese Reise, nein, auch dann, wenn wir in das Detail gehen, finden wir sie nicht blos, von Seiten der Anlage, des Witzes und der Lebhaftigkeit schätzbar, sondern in Rücksicht auf Menschenkenntniß und Charakterzeichnung eben so lehrreich, als unterhaltend. Wahrlich wir erinnern uns weniger Bücher, in denen so verschiedne Charakter und alle so treu und richtig, und mit so lebendigen Farben geschildert sind, wie in diesem, und

unsers Bedünkens macht dieß nicht den unbedeutendsten Vorzug desselben aus. Es ist wahr, jene Entwickelung durch eine Reihe von Handlungen, die uns im Roman, es versteht sich, in einem gut geschriebnen, gegeben wird, findet hier und konnte, nach der Anlage der Erzählung, nicht statt finden. Aber man muß dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Kunst zu beobachten inne hat, und seine Beobachtungen meisterhaft wiederzugeben weiß. Keine Begebenheit ist zu klein, keine Situation zu gering, kein Zug zu unbedeutend, den er nicht zu benutzen versteht. Wenige Striche, und der Mensch steht, wie er ist, vor uns. Wer sieht ihn nicht, den epikuräischen Arzt zu Frankfurth, dessen Löwenaugen von einer Schüssel zur andern fliegen, und von fern schon nach der Beute stören, wie er, bey der Anhörung der Krankengeschichte, plötzlich von Abscheu ergriffen wird, und die fette Gans, nach der er schon geschmeckt hat, im Stiche läßt? Wer sieht nicht das Dutzend artiger Geschöpfe, die sich alle auf einmal nach der bläßesten Gestalt im Saale umwenden, alle auf einmal ihre Zungen in Bewegung setzen, und alle auf einmal das Dutzend schöner Köpfchen wieder zurecht drehn, als der Lautenist anhebt? Wie viel Weltkenntniß spricht nicht aus der Scene mit dem schlafenden Propheten zu Straßburg? Wie begreiflich wird nicht der Ausruf, den wohl tausende in dem Stande der Schwärmerey vor und nach dem Verfasser wiederhohlt haben mögen: „Ist ein hellsehender Schläfer der leidenden und irrenden

Mensch-

Menschheit nicht mehr werth, als die ganze Summe von Verstand, der den leiblich- und geistigen Aerzten aller Zeiten einzeln zugetheilt war, und wirft so eine einzige Thatsache, als ich seit heute erlebt habe, nicht alle ihre herrlichen Systeme über den Haufen?“ Wie lebhaft ist ferner die Schilderung von dem Sprachzimmer im Hotel der vier Nationen? Oder befinden wir uns in dem Augenblicke, wo wir sie lesen, nicht mitten unter diesen Haufen von Zudringlichen? glauben wir nicht das Charmante Gabriele des dienstwilligen Abbe's selbst zu hören? Endlich — doch wir wetten, unsre Leser errathen schon, was uns vorschwebt. Ja es sind jene liebenswürdige Menschen, jene Kinder der Natur und der Wahrheit in dem stillen einsamen Caverac; und vor allen die schalkhafte Kleine, deren Reize, auch in der Beschreibung, unwiderstehlich sind. Wenn, wie man sagt, einer der schönsten Triumphe, den sich die Dichtkunst bereiten kann, darin besteht, daß sie unsre Herzen, die nur zu früh, in dem Geräusch der Welt, der Natur und Einfalt abtrünnig werden, durch die zarten Gemählde von Unschuld und schäferlichem Glücke bezaubert, und, wenn auch nicht den Städten entführt, wenigstens den Sinn für ländliche Freuden und für die reinen Sitten der Hüttenbewohner in uns offen erhält und stärkt, so darf der Verf. vor tausend andern auf dieß Verdienst Anspruch machen. Wer ist, der in dem Augenblicke, wo er die Geschichte jener reizenden Tage lies't, sich der Vergleichung zwischen dem lärmvollen Getöse

der Welt und der lieblichen Ruhe des Feldes, zwischen der eleganten und studierten Höflichkeit der Herren und Damen von Ton, und der rührenden Gutherzigkeit der edlen Landleute, zwischen seinem und ihrem Genusse erwehren kann? Wer ist, der nicht in diesem Augenblicke ein Leben zu leben wünscht, das so schön, wie das Leben der Geßnerischen Hirten, aber weniger arkadisch, und eben daher nur um desto wahrer und entzückender ist? So reizend auch jene idealischen Wesen seyn mögen, die wir in dem Daphnis erblicken, so kann es doch nicht fehlen, daß sich unsre Theilnahme an ihnen nicht ein wenig vermindert, sobald es uns einfällt, daß es Geschöpfe einer nie existirenden Welt sind. Der Mensch befindet sich nirgends besser, als unter Menschen, denen er entweder gleicht, oder, die doch nicht so weit über ihn erhaben sind, daß er ihnen nicht nachzuempfinden vermöchte. Jener überirrdische Nimbus von Glück und Tugend, in den die Dichter die Einwohner ihrer Idyllenwelt hüllen, entzieht sie halb und halb unsern Augen und macht ihr Leben zwar zum Gegenstand unsrer Wünsche, aber nie zum Gegenstand unsrer Hoffnungen. Wir sehn, daß all die Seeligkeit, deren sie genießen, nichts, als ein poetischer Traum ist, und beklagen in der Stunde, wo das Gefühl über unsern Verstand den Meister spielt, daß es nichts mehr ist. Es kann seyn, daß die Lebhaftigkeit der Phantasie unser Urtheil besticht, aber noch itzt, d. h. nach einer mehrmaligen Lektüre, thut uns die Ueberzeugung so wohl, daß die Charaktere, die der Verfas-

ser

ser gezeichnet hat, daß seine glücklichen Menschen auch außer dem Idyllenlande vorhanden seyn können; noch itzt schmeichelt uns das Menschliche, das wir in ihnen entdecken; noch itzt freut es uns, daß er uns die schöne Natur nicht verschönert, sondern ungeschmückt und unverändert gegeben hat. Selbst die Hinterlist der kleinen Margot, dieser Zug, den manche Leser der drolligten Auflösung zu gut halten, dünkt uns, auch ohne diese specielle Rücksicht, vortreflich. Sie soll ja keine Hirtinn aus Arkadien, sie soll ja nichts anders, als ein Mädchen von unverdorbnem Herzen, das aber von der Schalkheit der Mädchen dieser Erde nicht frey ist, sie soll ja nichts anders, als ein Kind der Natur seyn.

Nächst diesen Charakterschilderungen, die eben so viel Scharfsinn, als psychologische Kenntnisse verrathen, hat uns eine andre, nicht genug bemerkte Seite dieses Buches, die wir seine moralische nennen möchten, am meisten angezogen. Niemand hat es vielleicht so sehr in seiner Gewalt, auf die höhern Stände und auf die größere Leseklasse wohlthätig zu wirken, als der Schriftsteller, den sie, um sich zu vergnügen, zur Hand nehmen. Abgerechnet, daß weder den einen, noch der andern mit der Miene des philosophischen Ernstes gedient ist, so lehrt auch schon eine alte Erfahrung, daß ein lebendiges Beyspiel, oder eine treffende Maxime von je her einen größern Nutzen stiftete, als die gründlichsten und eindringendsten Untersuchungen. Jene sind Goldstücke, die man, weil sie nicht beschweren, und überall gelten, stets mit sich her-

um trägt, diese hingegen Schaumünzen, die man, weil sie zu schwer wiegen, bey Seite legt. Zu jenen nimmt man immer, zu diesen nur im Nothfall seine Zuflucht. Man könnte sagen, daß in gewisser Rücksicht, das Ganze selbst, eine moralische Idee ausdrücke, indem es die Folgen des Unmuths, in einem charakteristischen Gemählde vereinigt, darstelle: aber wir fürchten mit Recht, daß wenige Leser diesen Gesichtspunkt auffaßen dürften, und in Wahrheit, was für Leser müßten das auch seyn, in denen dieser Eindruck, bey so großen und so mannichfaltigen Schönheiten des Buches, sich als der lebendigste erhielte? Desto mehr Wirkung versprechen wir uns von einzelnen Stellen, in welchen der Verf. absichtlich bald seine Lebensphilosophie einstreut, bald manche Thorheiten durch eine glückliche Anspielung, oder durch ein tiefgreifendes Raisonnement bezeichnet, bald endlich gewisse Flecken der Seele, eben so wahr als kräftig, schildert. Oder sollte folgende Zeichnung der bösen Laune, deren wir schon oben im Vorbeygehn erwähnten, bey denen, die sich nicht sicher wissen, ihres Zweckes so ganz verfehlen? „Wie kann der Urheber eines markigen und in sich glücklichen Menschen — eines Pitt — eines Washington, eines Haller, eines Friedrich werden, dessen Herz keine von den Neigungen nährt, die den Saft des Lebens, den jeder seiner Pulsschläge ausströmt, läutern und versüssen? Ein so murrsinniger Mann, wie der Vater meines Zöglings, ist in der moralischen Welt, was ein Gichtbrüchiger in der physischen ist — für das

Wohl

Wohl des Ganzen untauglich zur Fortpflanzung. Der eine betrügt die Nachwelt mit lahmen Körpern, der andre mit Krüppeln an Geist. — Glaube es meiner Erfahrung, Freund: dieser Schnupfen der Seele, den man viel zu gelinde üble Laune nennt, verbreitet sich über alles, was der Angesteckte berührt, begleitet ihn zu seinen Geschäften, hinkt neben ihm auf seinen Spaziergängen, und verlöscht die lauterste Flamme der geheiligten Liebe in seinen ehelichen Umarmungen. — Die es gut mit der Menschheit meynen, sollten diese schleichende, jetzt so sehr um sich greifende Krankheit mit aller Macht der Moral und Erziehung aus der Welt zu bannen suchen, wie die Aerzte die Blattern, — denn es giebt keine, die den Kranken unglücklicher macht, und der allgemeinen Freude nachtheiliger und fortwirkender auf die Nachkommenschaft wäre, als diese.“ Nein, wir denken, dieß Wort, in unsern Tagen ein Wort zu seiner Zeit, werden mehrere Kranken und vielleicht um so eher sich zueignen, da alles so ernst und doch so gemäßigt ausgedrückt ist, und keine Uebertreibung den Gedanken: das bin ich nicht! im geringsten begünstigt. Eben so treffend, und falls sie beherziget würde, eben so lehrreich ist die Anwendung, die der Verf. von der Geschichte der Harlemmer Wirthinn auf das Benehmen unsrer neuesten Schriftsteller macht. „In beyden einerley Triebfedern und Räder — Unverschämtheit aus Ruhmsucht, und Ruhmsucht aus Gewinn. Das ist die Progression, nach welcher sie handeln, denken und schreiben — und du

siehst, ob es ihnen gelingt! Schlage alle unsre gelehrten Zeitungen und Journale nach! Welche Namen sind es, die am meisten darinnen flimmern? Die Namen der Schwärmer, der Lügner, der Mitglieder geheimer Gesellschaften, und die sich's etwas kosten lassen, gelobt zu werden. Was für Winkelzüge werden nicht gebraucht, um dem Recensenten — so schwer es ihm auch ankommen mag — eine beyfällige Miene abzulocken, und was für Antikritiken treten ihm frech unter die Augen, wenn er die guten Leute — wie sie sagen — nicht verstanden hat!

Non erubescit denken Alle,
Vom Tiberstrom bis an den Rhein,
Im schmetternden Trompetenschalle
Mit meiner Witwe überein:
Belohnt, wenn unter ihrem Schilde
Die Marktgeschäfte stille stehn,
Und Tausende mit ihrem Bilde
Und ihrer Schrift hausiren gehn!"

Wenn wir indeß irgendwo die Wirksamkeit der Satyre bezweifeln, so ist es grade hier. Es ist zu lange her, daß die Herren das Erubesciren verlernt haben; was sie nicht verlernen, ist allein der Neid und die Kunst zu verkleinern. „Der Gedanke Aufsehn zu machen," wie es einige Seiten vorher heißt, „und die Augen auf sich zu ziehen, die sich eben nach einem andern umdrehen wollen; das ist der Dämon, der sie treibt und lenkt! Keiner kann vertragen, daß er vernachläßiget werde, und so bald

einer

einer sein Pult mit Ruhm verläßt, seßen sich gleich hundert an das ihrige um so geschwind, als möglich, das Händeklatschen auf ihre Seite zu bringen.“ Wie vortreflich ist ferner das Sentiment über die so genannten Confessionen, die sich, in unsern Tagen, so sehr vermehren, und über die Wichtigkeit, mit der man sie gewöhnlich ankündigt! wie so ganz eines Weisen würdig das Urtheil über das Glück, in dem Mund der Nachwelt zu leben! „Schilderungen von uns selbst,“ sagt der Verfasser, „verdienen nur dann erst, daß man den Kopf dazu schüttelt, und sich über ihren Autor ein wenig aufhält, — wenn man sie, wie Rousseau, mit einer geheimnißvollen Miene auf den Altar der Unsterblichkeit niederlegt, und durch ein mit einem Anathema versehenes Codicill verordnet, daß sie nicht eher, als zwanzig Jahre nach unserer Verwesung, der Welt zur Schau gestellt werden. Zu was so viele Umstände? Ich gebe überhaupt nach meiner jetzigen Denkungsart — und Gott erhalte mir sie! — nicht den Augenblick einer leichten Verdauung für die ganze Ehre, der zweyten Generation namentlich bekannt zu bleiben: doch kann ich auch nicht so viel Wesens daraus machen, wenn ein Freund, wie du, bey meinem Leben mich im Hemde überrascht. Das schließt jedoch, wohl zu merken, nicht den gutmüthigen Wunsch aus, durch mein Daseyn — wo nicht mit so pathetischem Ernste, wie Rousseau, oder mit dem Schrecken jenes, der das Pulver erfunden hat — doch sonst durch eine gesegnete Kleinigkeit auf die Nachwelt fortzuwirken. — Und

geschähe

geschähe es nur durch einen Schwefelfaden, den ich incognito zu meiner eigenen Bequemlichkeit verbesserte, und nachher damit bis ans Ende der Welt den Armen erleichterte, ihre Lampen anzuzünden — nur durch ein Liedchen, wie Anakreon sang, das einige tausend Jahr hindurch, Menschen, wie wir sind, einen frohen Augenblick mehr erträllern hälfe — ich wollte damit zufriedner seyn — zufriedner, als wenn ich jetzt mein Leben an Reichs- und Kreis-Relationen verschreiben — in der Ungewißheit verschreiben müßte, ob die Nachwelt so viel Nutzen, als aus meinem Schwefelfaden, ziehen würde.“ Ja gewiß so ist es. Alle unsre Bemühungen erhalten ihren einzigen Werth durch den Nutzen und durch das Vergnügen, das sie unsern Zeitgenossen und Nachkommen gewähren. Dieser Gedanke ist es, der, wenn er auch den Dichter nicht zu Gesängen begeistert, ihn doch gewiß in manchen einsamen Stunden beglückt, und die öftere Gelegenheit, sich von den Wirkungen der Poesie zu überzeugen, einer von den Vorzügen, um welche wir die Griechen zu beneiden Ursache haben.

Doch genug! Wann würden wir enden, wofern wir alles, was zu unserm Herzen gesprochen hat, ausheben wollten, und warum sollten wir unsern Lesern die Freude rauben, gewisse Bemerkungen, die sich ihnen sicher bey einer zweyten Lektüre aufdringen werden, selbst zu machen? Auch haben wir ohnehin eines wichtigen Theiles des Buches, wir meynen, der eingestreuten Poesien, noch nicht erwähnt.

Sie

Sie sind sämtlich durch Zeit, Ort und Umstände veranlaßt, und bestehen theils aus launigten Erzählungen und Gemählden, theils aus Ergießungen eines gerührten Herzens. Wir glauben für den einen, wie für den andern Genuß, gleich gestimmt und empfänglich zu seyn, allein wir müssen dem ungeachtet bekennen, daß uns der Verf. in der ersten Gattung weit weniger befriediget hat, als in der letzten. Seine Empfindungen strömen größtentheils so leicht und ungezwungen hin auf's Papier, als wären sie in einem und demselben Momente empfangen und wieder gegeben worden, und sind so mild und so freundlich, wie die Natur und die Liebe, welche die meisten von ihnen hervorgerufen haben. Wer sympathesirt nicht mit ihm, wenn er seinem Freunde aus dem glücklichen Caverac schreibt:

Wohl mir, daß mir noch unverwöhnet
Die Lockung der Natur gefällt!
Ein solches Dörfchen, Freund, versöhnet
Mich mit dem Ueberrest der Welt.
Man wird des Lebens überdrüßig
Bey aller Ebb' und Fluth der Stadt:
Doch hier — geschäftig oder müßig,
Wird keiner seines Daseyns satt.

Kannst du den Werth der Wahrheit fühlen,
So ändre deinen stolzen Lauf;
Such' unter ländlichen Gespielen
Die Freundschaft und die Tugend auf!
In unsern Sittenschulen tauschet
Man Falschheit gegen Falschheit ein:

Hier

Hier — ist, was dir vom Herzen rauschet,
Wie eine Silberquelle rein.

Hier seh' ich von den Fußgestellen
Der Zedern, in verdienter Ruh',
Dem Eifer meiner Kampfgesellen
Am Fuß des niedern Thrones zu,
Wie sie einander zu berücken
So helle sehend — und so blind
Für Bänder und bemahlte Krücken,
In nie gestilltem Aufruhr sind.

Selbst ihres Führers Macht — wie wenig
Naturvergnügen ärntet sie!
Groß ist zu Potsdam unser König,
Froh — ist er nur in Sanssouci.
Da wird er Mensch, irrt in der Stille,
Wie unser eins, im Mond herum,
Und denkt wohl auch: beatus ille —
Ut prisca gens mortalium.

Oder wer wünscht sich nicht hin, in jenen glücklichen Winkel der Erde, von dessen Bewohnern er an einem andern Orte singt:

Die dreymal Glücklichen! Wie leicht
Wird's ihnen nicht, in ihrem vollen Garten
Des Lebens Traum, durch Sorgen nie verscheucht,
Ganz durchgeführt, so weit er reicht,
In jener Einfalt abzuwarten,
Die dem Gefühl so gütlich däucht!

Die Freude tanzt hier ohne Regeln,
Der Scherz gesellt sich ohne Zwang
Zu ihrem Wein, zu ihren Kegeln

Und ihrem baskischen Gesang.
Sie haben das, was sie bedürfen:
Ein leichtes Blut und Lieb' und Wein,
Und alle ihre Sinne schlürfen
Den Zaubertrank des Lebens ein.

Im Schatten ihres Oelbaums wohnen
Glück und Zufriedenheit. Kein Sturm der Leidenschaft
Jagt sie aus ihrer Ruh' nach weit entferntern Frohnen
In's magere Gebiet wurmstichiger Patronen,
Nach Gnadenmitteln ohne Kraft,
Und die der Müh' des Wegs nicht lohnen. —
Giebt es für Wallungen ein sichrers, als den Saft
Von ihren kühlenden Limonen?

Wenn Colas Händedruck, im Ringeltanz mit Rosen,
Die erste Scham des lieblichen Gesichts,
Den ersten Seufzer weckt, so fragt er nicht nach Mosen,
Nach den Propheten und dem grossen
Christophel wenig oder nichts.
Welch ein Elysium! Schon dreyzehn Jahre steuern
Des Landes Töchter aus. Ihr spähendes Gesicht
Trifft unter einem Trupp von Freyern
Bald auf den Glücklichen, dem nicht der Muth gebricht,
Auch ohne Heirathsgut der Liebe Fest zu feyern.
Willst du den ächten Ton von ihren Hochzeitleyern,
So trällre nach, was oft der Spottgeist spricht:
„Sie spinnen, säen, ärnten nicht,
Und sammeln nicht in ihre Scheuern.“

Doch sorge nicht für sie! Um einen Blätterschmaus
Hilft Amor hier, ein Heer verliebter Spinnerinnen
Den Kindern der Natur gewinnen,
Die Schüsseln auf den Tisch und Möbeln in das Haus,
Und Feuer auf den Herd erspinnen.
Kein leerer Raum läßt sich ersinnen;
Der Gott der Liebe füllt ihn aus!

Lesern, welche unsere alten Dichter noch zuweilen zur Hand nehmen, werden vielleicht einige ähnliche Stellen aus Hallers Alpen einfallen. Da Vergleichungen der Art nie ohne Nutzen und Vergnügen sind, so theilen wir die hieher gehörigen Zeilen in der Note mit. *) Man wird leicht sehen, daß der

*) Sobald ein junger Hirt die sanfte Gluth empfunden,
Die leicht ein schmachtend Aug' in muntern Geistern spürt,
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn rührt;
Sie hört ihn, und verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne,
So sagt sie, was sie fühlt, und thut wornach sie strebt.
— — — — — — —
Denn hier, wo die Natur allein Gesetze giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,

Verdienst

der ältre Dichter in Absicht auf die Simplicität des Styls den jüngern übertrifft, dafür aber diesem in der Frische des Kolorits, und in dem, der Sache so angemessenen Tone, des Frohsinns nachsteht.

Doch, wie gesagt, diese Leichtigkeit und Natürlichkeit, die wir für das Siegel aller poetischen Vollkommenheit halten, herrscht nicht durchgehends, und am wenigsten in den witzigen und scherzhaften Stücken. Hier, wir gestehen es aufrichtig, kommt uns einiges räthselhaft und andres ganz unverständlich vor. Von der erstern Art ist folgende Stelle Theil 2. S. 62. (Die Rede ist von Sujets, die unter der tragischen Würde sind.)

Der Kenner klagt auch dort, die Bühne sey, zum Schimpfe
Des heutigen Geschmacks, bey'm Tode Cäsars leer.
Allein was schadet das? Weint etwa das Parterr
Beym Centfall einer Bauernnymphe
Um einen Tropfen weniger?

Verdienst macht alles werth, und Liebe macht es gleich.
Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,
Er liebet Sie, Sie Ihn, das macht den Heirathsschluß.
Die Eh' wird oft durch nichts, als beider Treu, befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.

Sonst hatten die, die unsre Lymphe
Zu Thränen wandelten, mit Kronen nur Verkehr:
So stolz gewöhnt sind wir, Gottlob, nicht mehr,
Denn unser Mode-Held — wirkt Strümpfe.

Wir zweifeln sehr, ob Jemand glücklich genug ist, den Sinn dieser Zeilen gleich auf das erstemal einzusehn, und gesetzt, er erklärt sie, werden sie dadurch besser? Der Centfall einer Bauernnymphe klingt immer schwerfällig und fremd, und die in Thränen verwandelte Lymphe bleibt ein medizinisches Blümchen, das man hier weder verlangt, noch erwartet. Indeß an diesen Versen und an dem Räthsel S. 191. hat sich unsre exegetische Kunst, wie wir glauben, wenigstens nicht umsonst versucht, aber ganz gescheitert ist sie an folgender Stelle:

Doch ich, dem jetzt der Retter seines Vaters
Und deutsche Ritterschaft gleich nah' am Herzen lag,
Fand noch, so schwer es war, ein Mittel zum Vertrag:
Den festen Mann führt' ich bis an die Thür des Praters
In allem Pomp von einem Ritterschlag,
Und Jahern mit dem Ernst des tragischen Theaters
Der Pforte zu, die nur am letzten Probetag
Die Tugend einzugehn vermag.
So mischt' ich schlau mit Ernst und Spotte
Die Karten so, daß mein verdecktes Spiel,
Mit zwey Gesichtern, gleich dem Kriegesgotte,

Den

Den Streitenden gleich wohl gefiel,
Und wie Pompilius, ward ich, kraft einer Kunde,
Die mich der Hof, die Welt, die mich mein Herz gelehrt,
Von Freund und Feind mit Einem Munde
Als Kenner des Verdiensts geehrt.

Ist der Prater die Esplanade? Ist der Pomp des Ritterschlages und der Spott, dessen hernach erwähnt wird, einerley, und worin bestand er? in einer feinen Persiflage, die der Graf für baare Münze nahm, oder worin sonst? Ist die Pforte, welche die Tugend, nur am letzten Probetage, einzugehen vermögend ist, die öffentliche Ausstellung derselben auf der Bühne, oder ist sie's nicht? Ist der Kriegsgott gleichbedeutend mit Janus, oder von ihm verschieden? Endlich von welchem Menschenkenner Pompilius und Verehrer des Verdiensts ist die Rede? Alle diese Fragen begegnen uns zwar, so oft wir dieses Stück lesen, aber wir sind nicht glücklich genug, sie uns befriedigend zu beantworten.

Aehnliche Bedenklichkeiten und Zweifel sind uns noch in einigen andern Poesien des Verfassers aufgestoßen: allein theils sind wir überzeugt, daß er diese kleinen Mängel und Flecken, sobald er sie suchen will, auch ohne uns, finden wird, theils ziemt es dem Kunstrichter bey einem Buche wie dieß, wohl mehr, denn irgendwo, das Ne quid nimis zu beherzigen. Möchten wir doch etwas dazu beygetragen haben, ein so schönes Kunstwerk,

nicht, in größern Umlauf zu bringen, (das Glück bekannt zu werden, wenn es wirklich ein Glück ist, hat es gefunden,) nein, es dem Publikum als ein solches darzustellen, das einer genauern Betrachtung, als man Werken der Art gewöhnlich angedeihen läßt, werth ist. Uns selbst wird diese feine Gewandheit des Geistes, der sich allen Gegenständen ohne Mühe anschmiegt und für alle den rechten Ton wählt, diese, nicht tiefgelehrte, aber nützliche Lebensweisheit, die nur der Mann von Welt so ungesucht und anspruchslos hinzugeben weiß, diese Eleganz, die nie die Gränzen des Natürlichen überschreitet, und diese Laune, die dem Verfasser, so oft er ihrer bedarf, zu Gebothe steht — uns selbst, hoffen wir, werden alle diese mannichfaltigen Vorzüge, bey den so genannten gründlichen Schriftstellern, entschuldigen, wenn wir, in einen so schönen Genuß verloren, den Werth ihrer tiefsinnigen Untersuchungen nicht so hoch anschlugen, wie andere, und bey einem Buche, das so viele Schönheiten des Styls in sich vereinigt, lebhafter, als sonst, an die Fehler des ihrigen erinnert wurden.

VII.

Ernst Platners Neue Anthropologie für Aerzte und Weltweise. Mit besondrer Rücksicht auf Physiologie, Pathologie, Moralphilosophie und Aesthetik. Erster Band. Leipzig, bey Crusius, 1790.

Der Herr Verfasser sagt in der Vorrede: „Gegenwärtige neue Anthropologie ist nicht eine veränderte, oder erweiterte Ausgabe der ältern; sie ist ein davon ganz unterschiedenes, ganz unabhängiges Buch, welches mit jenem nichts gemein hat, als den Verfasser, und nichts ähnliches als den Titel;“*) und wir setzen hinzu: welches die Erwartungen vollkommen befriedigt, wozu uns Platners Name berechtigt. In der That, wir haben darin so viele Wahrheiten in ein neues, wohlthätiges Licht gesetzt, so viele Schwierigkeiten weggeräumt gefunden, daß wir dem berühmten Herrn Verfasser nur im Allgemeinen dafür danken können. Eine Inhaltsanzeige von einem Werke zu machen, das die Liebhaber der Wissenschaften ohnehin schon lesen, wäre eine überflüßige Arbeit. Es bleibt uns daher nichts übrig, als einige Stellen beyzubringen, bey denen uns noch Belehrung zu

*) Daher die ältere Anthropologie, als Compendium, noch immer ihren Werth behält.

wünschen übrig blieb. Hiedurch verdienen wir vielleicht am ersten den Dank der Leser, wenn wir den Hrn. Verfasser veranlassen sollten, das gelegentlich weiter aufzuklären, was uns der völligen Deutlichkeit noch zu ermangeln schien. Wir wählen, dem Zwecke dieser Schrift gemäß, solche Stellen, die auf ästhetische Untersuchungen Bezug haben.

In dem Abschnitte: von Ueberzeugung und Zweifel (§. 577 ꝛc.) wird die Ueberzeugung der Vernunft von der Ueberzeugung des Gefühls unterschieden (588). Die letztere, die man sonst sinnliche Gewißheit nennt, wird nach §. 589 ꝛc. durch Ursachen bewirkt, die theils in dem Menschen selbst liegen, welcher glaubt, theils in der Vorstellung, die geglaubt wird. Diese Wahrheit: daß die Gründe der sinnlichen Gewißheit sowohl subjektiv, als objektiv seyn, ist für eine wichtige ästhetische Theorie, für die Lehre von der Täuschung, von großer Bedeutung. Wir wünschten, daß der Hr. Verfasser auf diese Theorie Rücksicht genommen hätte, die gewiß weniger bearbeitet ist, als sie es zu seyn verdient, und worüber wir seit Sulzer nur erst neuerlich eine tief eindringende Untersuchung erhalten haben. *) Jede Täuschung, als welche uns eine logisch falsche Vorstellung für wahr halten läßt, muß, als solche, subjektive Gründe haben. Sie beruht allezeit auf einem falschen Schlusse des Vernunftähnlichen. Denn, was wir für wahr

*) Eberhards philosophisches Magaz. IV. Band, 1. Stück.

wahr halten sollen, das müssen wir entweder durch unmittelbare Erfahrung, (innre, oder äußre) oder durch einen Schluß erkennen. Ein Drittes giebt es nicht. Das logisch-Falsche aber kann nicht durch unmittelbare Erfahrung erkannt werden, weil es eben darum nichts Falsches seyn würde. Also durch einen Schluß. Dieß kann aber kein Schluß der Vernunft seyn. Denn die Schlüsse der Vernunft sind objektiv, und, als solche, nicht falsch. Also ein Schluß des Vernunftähnlichen.

Wie nun mit Beyhülfe eines solchen Schlusses die sogenannte pathetische Täuschung, (die zunächst von dem Begehrungsvermögen abhängt,) entstehen könne, das ist weniger dunkel. Schwerer ist es, den geheimen Mechanismus der Seele zu enthüllen, welcher bey derjenigen Täuschung in Bewegung ist, die nicht zunächst von einem leidenschaftlichen Zustande, oder überhaupt dem Begehrungsvermögen abhängt, und die in der eben angeführten Abhandlung die räsonnirte Täuschung genannt wird. Jede der schönen Künste bedarf ihrer eignen Art der Täuschung, und jede hat ihre eigenthümlichen Mittel, dieselbe zu bewirken. Diese Mittel zu entwickeln, und sie aufs vortheilhafteste gebrauchen zu lehren, das ist eine Materie, woran der Theoretiker noch manches zu bearbeiten findet.

Die Empfindungen sind (657. 658.) 1) geistige (die vorzüglich in einem Bewußtseyn des geistigen Zustandes bestehen,) 2) thierische, (die mehr den thierischen Zustand vorstellen,) 3) eigentlich menschliche, (die aus einem ohngefähr

gleich großen Bewußtseyn des geistigen und thierischen Zustandes zusammengesetzt sind.)

Jede Empfindung nun ist entweder angenehm oder unangenehm, (613.) macht also entweder Vergnügen oder Mißvergnügen. Von den letztern aber ist Wohlgefallen und Mißfallen zu unterscheiden (629.) Wenn ein Gegenstand die nächste Ursache von einem vollkommnen Zustande der Seele ist, so wird er selbst für etwas Vollkommnes erkannt. Das Bewustseyn jenes Zustandes ist das Vergnügen; das Urtheil über die Vollkommenheit des Gegenstandes, der die nächste Ursache jenes Zustandes (also die entferntere des Vergnügens) ist, macht das Wohlgefallen aus. Hierbey ist uns eingefallen: 1) Der nächste Grund von der Vollkommenheit eines Seelenzustandes liegt eigentlich in den Vorstellungen, in den Thätigkeiten der Seelenkräfte selbst; darin, daß die erstern eine angemeßne Beschäftigung für die letzern ausmachen; 2) Wenn daher der Unterschied, den der Herr V. zwischen Vergnügen und Wohlgefallen macht, wie wir nicht zweifeln, im allgemeinen richtig ist, so dürfte doch das letztere nicht immer in einem Urtheile über die Vollkommenheit des Gegenstandes, als solchen, bestehen; sondern auch ein Urtheil blos über die Vollkommenheit der Vorstellung von ihm seyn können. Das erhellet daraus, daß wir nicht selten an der Vorstellung blos eingebildeter, oder auch solcher Gegenstände Wohlgefallen finden, denen wir, als Gegenstände betrachtet, eine große Unvollkommenheit beymessen. Dieß ist

auch

auch Mendelssohns Meynung, mit dem der Herr Verf. einstimmig zu seyn scheint (631. Anm.) Mendelssohn hat bewiesen: daß dieß gerade einen eigenthümlichen Charakter der Schönheit eines Gegenstandes ausmache, daß die bloße Vorstellung von ihm mit Wohlgefallen verknüpft ist. Hierin ist ihm auch Herr Kant gefolgt. Er sagt (Kritik d.U. S. 6.): „Wenn man frägt, ob ein Gegenstand schön sey? so will man nur wissen: ob die bloße Vorstellung davon in mir mit Wohlgefallen begleitet sey!“

Hierzu erfordert er, daß die Einbildungskraft durch die Vorstellung zu einem freyen Spiele dergestalt belebt werde, daß auch der Verstand Einheit darin finde; also, daß die Vorstellung eine angemeßne Thätigkeit unsrer Kräfte hervorbringe.

Die eigentlich menschlichen Empfindungen sind, nach §. 793. von dreyerley Art: 1) Empfindungen des gemeinen sinnlichen Vergnügens; 2) Empfindungen an ästhetischen und moralischen Vollkommenheiten; 3) Empfindungen, welche auf Neigungen gegen die Menschen insbesondre beruhen. Wir wollen uns bey denen von der zweyten Art aufhalten. „Zu den angenehmen Empfindungen,“ heißt es §. 797., „welche theils aus der ästhetischen, theils aus der moralischen Vollkommenheit entspringen, gehören: die Empfindungen des Großen, Erhabnen, Starken, Schönen, Edlen, Niedlichen; so wie auch das Vergnügen an dem Naiven, an Nachahmung und Gegensatz; an dem Neuen, an Mannichfaltigkeit und Wechsel,

sel, an dem Wunderbaren, und an Schicklichkeit.“

Sehr treffend erläutert der 799ste §. die Analogie, die zwischen den Empfindungen und der Größe in sichtbaren, räumlichen Dingen, und derjenigen, die wir unräumlichen Dingen beymessen, so auffallend ist. Ursprünglich entwickeln sich die Empfindungen der Größe an sichtbaren Gegenständen. Diese vereinigen Vieles, das außereinander ist, in Eins. Sie erwecken viele Vorstellungen, die leicht in ein Ganzes zusammen fließen. Der nämliche Zustand der Seele ist der Erfolg des Eindrucks, den die Größe unräumlicher Gegenstände auf uns macht, da diese gleichfalls Vieles, das nur nicht außer einander ist, in Eins vereinigen. Die Aehnlichkeit der Wirkungen wird, nach einer gewöhnlichen Täuschung, auf die Objekte übergetragen. Daher denken wir uns auch die Größe der unräumlichen Dinge als eine räumliche Ausbreitung. Dieß ist, wie wir glauben, der Sinn des Hrn. Verfassers.

Die Empfindungen des Großen drücken sich sehr lebhaft im Körper aus (800.) „Das Auge, der Mund, und jeder Theil des Angesichts werden mehr auseinander gezogen; die Brusthöhle wird aufgetrieben; ja sogar die Adern, nebst dem Herzen scheinen Erweitrung zu empfangen.“ Diese Erscheinung wird hergeleitet aus einer gewissen Sympathie der Seele, wonach sie gewissermaßen das selbst wird, was die Objekte ihrer Vorstellungen sind; wonach also ihre Kräfte bey dem Gedan-

ken

ken an große Gegenstände erweitert werden müssen, (800. 626.)

Wir glauben eines Theils, daß sich der Ausdruck der Empfindungen des Großen noch weiter erstrecke, und anderntheils, daß er durch die angegebne Ursache nicht erklärt werde. Die erwähnten Empfindungen werden auch in den mehr willkührlichen Bewegungen, ja! durch eine Ausdehnung des ganzen Körpers abgebildet. Wir richten uns aufwärts bey dem Anblicke des Großen; wir begleiten den Vortrag eines großen Gedanken mit hoch aufgehabnen Händen. Der Grund von allen diesen Erscheinungen liegt, wenigstens zum Theil, in dem doppelten Bestreben der Seele, die Vorstellung des Großen theils recht klar zu machen, theils sich zu erleichtern. So wird z. B. die Hand in die Höhe gehoben, um die Größe des vorgestellten Gegenstandes in einem nachahmenden Bilde anschaulich darzustellen; wodurch der angedeutete doppelte Zweck erreicht wird. Daß die Empfindungen des Erhabnen sich von den Empfindungen des blos Großen specifisch unterscheiden, scheint bey §. 802 ꝛc., und zwar mit Recht, vorausgesetzt zu werden. Ob aber dieser Unterschied getroffen ist? „Die Empfindungen des Erhabnen," heißt es am angeführten Orte, „sind das Bewußtseyn eines ausnehmenden Grades von Wirksamkeit unsrer Natur, wodurch wir dem Einflusse der Dinge entzogen werden, die sonst und außerhalb diesem Zustande Gewalt über uns haben." Sonach wären diese Empfindungen von den Empfindungen

des

des blos Großen nicht verschieden. Denn die letztern (man vergleiche §. 798.) geben auch ein Bewußtseyn eines hohen Grades von Wirksamkeit unsrer Natur, unsrer geistigen und thierischen Kraft. Das Erhabne muß, nach dem Urtheile mehrerer scharfsinnigen Kunstrichter, sinnlich unendlich seyn. Das nennt Herr Kant: es muß die Idee des Unendlichen erregen. Ein solcher Gegenstand ist also (da die Idee des Unendlichen nur von dem Verstande gedacht wird, aber keine anschauliche Vorstellung ist,) für die anschauliche Erkenntniß unerreichbar. Er erweckt daher von dieser Seite das Gefühl von einer Beschränkung unsrer Kraft. Darin liegt der Grund von der Achtung und Ehrfurcht, die das Erhabne gebietet; und eben darin auch der eigenthümliche Charakter, der die Empfindungen des Erhabnen auszeichnet. Sie erheben und demüthigen uns zu gleicher Zeit; das erste durch die höchst erweiterte Thätigkeit unsrer Kraft, das andre durch das Gefühl einer Beschränkung derselben. Sie sind daher nicht blos das, wofür sie der 802te §. ausgiebt, nicht blos ein Bewußtseyn eines ausnehmenden Grades von Wirksamkeit unsrer Natur. Vielleicht könnte, dem 1002ten §. zufolge, eingewandt werden: die von uns charakterisirte Empfindung sey Bewundrung, und diese müsse von der Empfindung des Erhabnen unterschieden werden. Allein dann ist die Bewundrung entweder ein eigenthümliches Attribut der Empfindung des Erhabnen, und kann also zu einer Nominal-Erklärung der letztern gebraucht werden,

den, oder diese ist von der Empfindung des blos Großen gar nicht specifisch verschieden. Im ersten Falle haben die Kunstrichter, unter denen §. 802. Eberhard genannt wird, nicht Unrecht, welche die Empfindung des Erhabnen durch Bewundrung erklären.

Uebrigens ist das Erhabne, so wie alle ästhetische Größe, etwas Relatives. Für eine unendliche Vorstellungskraft würde gar kein Gegenstand erhaben seyn.

„Die Empfindungen des eigentlich Schönen (809.) lassen die Seele eine Thätigkeit fühlen, die sich durch eine leichte Allmählichkeit auszeichnen. Hierunter wird verstanden: das Sanfte, Stetige, Ununterbrochne, leicht in einander Uebergehende in den Bewegungen der Seele.“ Sehr scharfsinnig bauet der 813te §. hierauf die Bemerkung: daß die genannten Empfindungen vorzüglich geschickt seyn, Entzückung mit allen ihr anhangenden Folgen der Schwärmerey, Ausgelassenheit, Uebertreibung, Thorheit, u. s. w. zu bewirken. „Denn wenn die Vorstellungen leicht und stätig dahin fliessen, so ziehen sie das Bewußtseyn ganz auf sich hin, und von dem Gefühl der selbsteignen Person ab. Eine angenehme Empfindung aber, in welcher das Bewußtseyn der Persönlichkeit verdunkelt wird, ist Entzückung.“ Den folgenden §§. aber können wir nicht beystimmen. Nach dem 814ten ist „der ursprüngliche, eigentliche Gegenstand der Empfindungen des Schönen die sichtbare, geschlechtsmäßige Schönheit des menschlichen, vornehmlich

nehmlich des weiblichen, oder überhaupt jugendlichen Körpers, mit sanfter Vollkommenheit des Geistes verbunden," und schön überhaupt ist das, „was durch seine Eigenschaften mit dem geschlechtsmäßig liebenswürdigen eine Verwandschaft hat, und Bewegungen der Geschlechtsliebe, obwohl ohne Bewußtseyn, erwecken kann."

Wenn der menschliche Körper der ursprüngliche eigentliche Sitz des Schönen seyn soll, so kann das zweyerley heißen. Entweder heißt es

1) An ihm entwickeln sich die Empfindungen des Schönen zuerst, der Zeit nach. Aber das wäre offenbar falsch. Der Knabe findet viel früher Wohlgefallen an einer schön gezeichneten Tulpe, an einer schönen Musik, als an der Schönheit des menschlichen Körpers; zumal sofern dieß Wohlgefallen auf der Geschlechtsliebe beruhen soll. Denn diese kann doch, als vom Körper abhängig, erst mit gewissen Jahren erwachen.

Oder es heißt

2) Der menschliche Körper habe Schönheit im engern und eigentlichen Sinne; so daß die übrigen Gegenstände nur wegen einer Analogie mit der Schönheit des erstern schön genannt werden.

Nun ist zwar unläugbar, daß ein Ideal der Schönheit (für uns) nur im menschlichen Körper anzutreffen sey; da er eine eben so große ursprüngliche Schönheit hat, als jeder andre Körper, und überdem die größte abgeleitete, indem sich gewisse Vollkommenheiten des Geistes nur in ihm, andre doch in ihm vorzüglich, lebendig und anschaulich dar-

darstellen. Allein das berechtigt noch nicht einmal zu der Behauptung, daß nur der menschliche Körper im eigentlichen Sinne schön sey; geschweige denn, daß er es sey, sofern er ein Objekt der Geschlechtsliebe ist. Denn

a) Wenn die Empfindungen des eigentlich Schönen in dem Gefühl einer Thätigkeit bestehn, die sich durch leichte Allmählichkeit auszeichnet, (809); so muß auch jeder Gegenstand eigentlich schön seyn, der eine solche Thätigkeit unsrer Kräfte erzeugt; er mag nun mit einem Objekte der Geschlechtsliebe Verwandschaft haben, oder nicht. Ja! im erstren Falle kann er nicht einmal um dieser Verwandschaft willen schön heißen, wenn er schon für sich die beschriebne Thätigkeit unsrer Kräfte erzeugt. Ein Gebäude kann schön seyn; obwohl nicht abzusehen ist, wie der Anblick desselben Bewegungen der Geschlechtsliebe erregen könne.

b) Noch mehr! Selbst der menschliche Körper ist überall gar nicht schön, insofern er Objekt der Geschlechtsliebe ist. Alle Schönheit wird als objektiv vorgestellt, als etwas Wohlgefallendes, was dem Gegenstande an sich betrachtet inhärirt. Dagegen ist das Wohlgefallende des menschlichen Körpers, sofern er Objekt der Geschlechtsliebe ist, blos eine Beziehung desselben auf die Befriedigung eines thierischen Triebes. Dieses Wohlgefallende, als solches, kann demnach gar nicht zur Schönheit gezählt werden.

Hiemit wird aber nicht geläugnet, daß sich die Geschlechtsliebe in die Empfindungen des Schönen

am menschlichen Körper gewöhnlich mit einmische. Vielmehr ist dieß, wegen der Thätigkeit des Geschlechtstriebes, welcher der Willkühr nur mittelbar unterworfen ist, gewiß meist der Fall; und es ist zu zweifeln, ob das Wohlgefallen des Mannes an weiblicher Schönheit, und umgekehrt, oft ein reines Wohlgefallen an Schönheit sey?

Da nun die Empfindungen der Schönheit in andern Gegenständen mit den Empfindungen des Schönen am menschlichen Körper von einerley Art, ihnen also ähnlich sind; so können sich in manchen Fällen die Nebengefühle, die sich mit den letztern verbanden, auch mit den erstern associiren. Daher kömmt dann die Verwandtschaft, die der Herr Verf. zwischen „den Empfindungen des Schönen und den wonnevollen Empfindungen der Geschlechtsliebe“ findet (814. 815.)

Das Urtheil §. 816. bedürfte also einer Einschränkung: „daß die Empfindungen des Schönen ungleich weniger werth seyn, als die Empfindungen des Großen und Erhabnen,“ und zwar darum, „weil sie durchaus Geschlechtsempfindungen bey sich führen.“ Dieß ist nur eine zufällige Verknüpfung, die den Empfindungen des Schönen nicht wesentlich, oder eigentlich gar nicht angehört. Sie kann also den Werth dieser Empfindungen nicht herabwürdigen.

Die Sache von einer andern Seite betrachtet, so scheint uns die Natur, wenn sie sich in das Gewand der Schönheit hüllt, einen viel edlern Zweck zu haben, als die Geschlechtsliebe (durch) so mannich-

nichfaltige, ihr dargebotne Objekte) zu beleben. Uns ist die eigentliche Schönheit ein Sinnbild geistiger, und insbesondre moralischer, Vollkommenheit, dessen Anschaun zur Erhöhung der letztern, (also auch zur Mäßigung der Geschlechtsliebe) mitwirken soll. Die harmoniereiche Zusammenstimmung des Mannichfaltigen eines schönen Gegenstandes ist eine anschauliche Darstellung der Harmonie der Seelenkräfte, die Plato die Musik derselben nannte, und in denen eben die geistige Vollkommenheit besteht; und durch das Anschauen des Schönen werden die Seelenkräfte zu einem harmonischen Spiele belebt. Daher sind wir auch so geneigt, bey körperlicher Schönheit sittliche Vollkommenheiten, bey Häßlichkeit das Gegentheil, zu erwarten. Daher scheint ferner die ganze vernunftlose Schöpfung, der es an Begriffen von geistiger Vollkommenheit fehlt, für die Eindrücke des Schönen überall unempfänglich zu seyn. Daher endlich lehrt die Erfahrung, daß Bildung und Verfeinerung des Geschmacks zur Bezähmung heftiger Begierden kein unwirksames Mittel sey.

Wie das Naive, nach der Behauptung des 827sten §., zuweilen auch Natur mit dem Anscheine der Kunst seyn könne, das leuchtet uns nicht ein. Denn das Naive ist, nach der eignen Erklärung des Hrn. Verf. (824.) „das Natürliche, Kunst- und Zwanglose in den geistigen Eigenschaften des Menschen.“ Wenn es nun den Anschein der Kunst hätte, so wäre es nicht kunstlos. Denn für die sinnliche Erkenntniß sind die Dinge

das, was sie zu seyn scheinen. Ein solches Ding kann also nicht naiv seyn; wohl aber dasjenige, das mit der größten Kunst hervorgebracht ist, die Hand des Künstlers aber nicht bemerken läßt. Die vorliegende Erklärung des Naiven scheint uns auch zu weit zu seyn. Es giebt in den geistigen Eigenschaften des Menschen vieles, was natürlich und zwanglos ist, oder doch als solches empfunden wird, und was sich dennoch nicht zu dem Naiven zählen läßt. Jeder Charakter in einem Drama soll natürlich, kunst- und zwanglos, nicht jeder soll naiv seyn. Ein glänzender Witz, und die Einfälle desselben sind zwanglos, aber nicht immer naiv; die Sitten unsrer gewöhnlichen Landleute sind kunstlos, aber nicht naiv. Welches ist also das Merkmal, welches zu dem Begriffe noch hinzukommen muß?

Zuförderst wird von dem Naiven alles das Simple ausgeschlossen, was als eine bloße Unvollkommenheit erscheint. Denn alsdann kann es kein Wohlgefallen erwecken, und alles Naive ist mit Wohlgefallen begleitet. Der Fall aber tritt ein, wenn das Simple aus einem Mangel des Verstandes, oder der moralischen Bildung zu entspringen scheint. Daher ist das Betragen des (vornehmen oder geringen) Pöbels nicht naiv, so simpel es zuweilen auch ist; daher sind ferner im bösen Sinn einfältige Urtheile, bey aller Simplicität, nicht naiv. Es giebt irgend ein Lustspiel, worin sich ein Stiefsohn der Natur bey dem ersten Besuche, den er seiner Verlobten abstattet, folgender Gestalt benimmt. Man hat ihn mit der

An-

Anweisung versehen, daß der Wohlstand einen Handkuß erfordere. Unglücklicherweise hat die junge Dame Handschuh an. Das setzt ihn in eine Verlegenheit, woraus er sich nur durch die Bitte zu retten weiß: daß sie doch einen Handschuh ausziehen möchte, weil er gern ihre Hand küssen wolle. Das war sehr simpel, aber nicht naiv!

Ferner ist von dem Naiven auch alles das Simple ausgeschlossen, was nicht sinnlich und anschaulich, als solches, erkannt wird. Dieß folgt aus der Natur eines ästhetischen Prädikats von selbst. Der Gedanke: wenn $a\ b = c$ ist, so ist $a = \frac{c}{b}$, dieser Gedanke ist gewiß sehr simpel, aber nicht naiv, und zwar darum nicht, weil die darin enthaltne Wahrheit nicht sinnlich und anschaulich ist.

Daher erklären die Kunstrichter das Naive durch den höchsten Grad des Simpeln. Denn hiezu gehört auch, daß es sinnlich und anschaulich als solches erkannt werde. Am alleranschaulichsten aber wird die Simplicität, besonders in menschlichen Handlungen, in die Augen fallen, wenn dieselbe, als solche, mit objektiven Gründen kontrastirt, oder einer Ueberlegung entgegen ist, die sich damit associirt. Aus diesem Kontraste kann eine wichtige, oder unwichtige Unvollkommenheit entspringen. Im ersten Falle wird das Naive rührend, im andern lächerlich werden; und wenn wir diese Art das Naive im engsten Sinne nennen wollten, so würde dasselbe jederzeit entweder rührend seyn, oder zum Lachen disponiren. In beiden Fäl-

len muß der gedachte Kontrast nicht aus gänzlichem Mangel an intellektueller und sittlicher Bildung, sondern aus Unbefangenheit und Unschuld herzurühren scheinen. Daher fließt das Vergnügen am Naiven gewiß zum Theil aus der Quelle, die der 829ste §. aufdeckt. „Die Liebe zur Natur und Freyheit erzeugt eine, mit oder ohne Bewußtseyn, fortwirkende Sehnsucht nach dem Stande der unverkünstelten freyen Natur, und ein lebhaftes Vergnügen über jede Erscheinung in den Begriffen, Gesinnungen, Empfindungen, Handlungen, Einrichtungen des Menschen, welche etwas davon verräth, und an den Einfluß der bürgerlichen Gesellschaft auf seine Art, in der Welt zu seyn und zu leben, nicht erinnert. Daher (830) beruht das Vergnügen an dem Naiven mehr auf dem Einfluß gewisser Ideenverbindungen, als auf Eigenschaften des Naiven selbst.“

Das Simple kann nun aber auch, ohne Kontrast mit objektiven Gründen, direkt als solches angeschaut werden; und es kann darin einen Grad geben, der sich schon zu dem Naiven zählen läßt. Dieses wäre dann das Naive in weiterm Sinne; und von dieser Art ist, in den meisten Fällen, die Naivetät, die wir dem Ausdrucke der Gedanken zuschreiben. Ein solcher Ausdruck gewährt das Gefühl der höchsten Leichtigkeit, er scheint ohne die mindeste beabsichtigte Anstrengung hervorgebracht zu seyn,

— — ut ſibi quivis
Speret idem, ſudet multum, fruſtraque laboret,
Auſus idem.

Die Theorie des lächerlichen enthält einige Lehrſätze, die wir uns nicht getrauen zu unterſchreiben. „Mit Ausſchluß der Dinge, heißt es §. 876, die Lachen erregen, ohne lächerlich zu ſeyn, beruht das wahre Weſen des lächerlichen in Unvollkommenheiten des Menſchen, welche unter ſolchen Verhältniſſen erſcheinen, daß ſie neben dem Mißvergnügen, welches von der Unvollkommenheit abhängt, ein zufälliges Vergnügen verurſachen können.“

Was für Dinge das ſeyen, die Lachen erregen und doch nicht lächerlich ſind, das wagen wir nicht mit Sicherheit zu beſtimmen. Denn wir wiſſen nicht, was lächerlich ſey, wenn es das nicht iſt, was Lachen erregen kann, folglich auch, was wirklich Lachen erregt. Inzwiſchen, da der Hr. Verf. das Lächerliche auf Beſtimmungen des Menſchen einſchränkt; ſo ſcheint er darunter die Dinge zu verſtehen, die in der vernunftloſen und unbeſeelten Schöpfung Lachen bewirken können, und alſo nach dem gemeinen Sprachgebrauche lächerlich heißen müſſen. Dergleichen Dinge aber giebt es ſehr viele; und zwar von der Art, daß ſie auf Beſtimmungen des Menſchen entweder gar keine, oder eine ſo entfernte Beziehung haben, (wie z. B. durch eine ſehr entfernte Aehnlichkeit,) daß man daran gewiß nicht denkt, wenn man über ſie

lacht. Warum aber diese Dinge, gegen den gemeinen Sprachgebrauch, von der Klasse des Lächerlichen ausgeschlossen werden, davon ist der Grund nicht angezeigt, und wir wissen ihn nicht zu suppliren. Nach des Hrn. Verfassers Theorie gehört zum Lächerlichen nur das, was andre Kunstrichter komisch nennen, und worunter sie das Lächerliche verstehen, sofern es in Bestimmungen des Menschen liegt.

Der 878ste §. unterscheidet das Komisch-Lächerliche von dem Satyrisch-Lächerlichen auf folgende Art. „Das Komisch-Lächerliche hat zum Inhalt unwichtige menschliche Unvollkommenheiten und Uebel; wie z. B. Fehler der Gestalt, Gesichtsbildung, Stellung, Stimme, Aussprache, Wortsetzung, Kleidung, Mode, Lebensart, u. s. w. Das Satyrisch-Lächerliche hat zum Inhalt wichtige, d. h. für die Glückseligkeit der Welt überhaupt bedeutende Unvollkommenheiten des Menschen, und zwar vornämlich moralische: Wollüstigkeit, Geiz, Stolz, und alle Untugenden des Betragens, die von der unsittlichen Behandlung der drey Hauptneigungen des menschlichen Willens abhangen, u. dergl.“

Es gäbe sonach zwo Hauptarten des Lächerlichen. Das Lächerliche wäre entweder komisch, oder satyrisch. Da die Glieder einer Disjunktion sich einander ausschließen; so folgt: daß das Komisch-Lächerliche nicht satyrisch, und dieses umgekehrt nicht komisch seyn könne. Wollüstigkeit, Geiz, Stolz, und die übrigen Untugenden, die der 878ste §. zu dem Satyrisch-Lächerlichen zählt, könnten

also nicht komischlächerlich seyn. Diese Behauptung aber hat die Erfahrung gegen sich, indem von den erwähnten Unvollkommenheiten schwerlich eine genannt werden kann, die nicht bereits auf der ächt komischen Schaubühne dem Gelächter preis gegeben wäre.

In den Werken der Kunst könnte man freylich das Komisch-Lächerliche von dem Satyrisch-Lächerlichen unterscheiden. Aber der Unterschied läge dann blos in der Behandlungsart des Gegenstandes; und nach diesem Eintheilungsgrunde ließen sich dann noch mehrere Arten des Lächerlichen aufstellen, wie z. B. das epigrammatisch Lächerliche. Objektiv aber ist der Unterschied nicht. Das Lächerliche, an sich betrachtet, ist durchgängig von einerley Art; und wenn der Unterschied des Komischen und Satyrischen darin liegen soll, daß das letztere wichtige, für die Glückseligkeit bedeutende, Unvollkommenheiten zum Inhalte haben soll, das erstere dagegen nur unwichtige und unbedeutende; so ist es freylich wahr, daß es viele lächerliche Unvollkommenheiten giebt, die für die Satyre nicht wichtig genug, oder vielmehr, ihrem Zwecke nicht angemessen sind, indem sie das Unsittliche bestrafen und bessern soll; allein wenn die Satyre wichtige Unvollkommenheiten lächerlich macht, so betrachtet sie dieselben in sofern gewiß nicht in ihren wichtigen Beziehungen. Die bedeutenden Unvollkommenheiten haben auch ihre unwichtigre Seite. Die Wollüstigkeit z. B. kann angesehen werden von der Seite der kleinlichen Armseligkeiten, wozu sich

ihre Diener auf mannichfaltige Art herabwürdigen, oder der beschämenden Verlegenheiten, worin wir dieselben in so manchen Situationen antreffen. Diese unwichtigern Seiten faßt die Satyre auf, wenn sie sich mit lachendem Spotte bewaffnet, eine Geißel, deren sie sich keinesweges immer bedient. Hierin scheint uns der Herr Verfasser selbst beyzustimmen, wenn er es §. 892. für eine Hauptreigenschaft des wahren Satyrikers erklärt, daß er komische Laune habe, „um die Thorheit von der Seite zu sehen, von welcher sie dem erdichtet Komischen ähnlich ist.“ Wozu das, wenn nicht der Gegenstand der Satyre nur in sofern lächerlich wäre, als er in seinen unwichtigern Beziehungen vorgestellet wird?

Ueberhaupt verträgt sich der Affekt des Lachens durchaus nicht mit einer wichtigen Betrachtung. Er ist ein leichtes Spiel der Seelenkräfte, das durch jede merkliche Anstrengung zerstört wird, vorzüglich aber, da er im höchsten Grade sinnlich ist, durch jede merkliche Thätigkeit des Verstandes. Ohne diese aber kann eine für die menschliche Glückseligkeit bedeutende Unvollkommenheit als solche gar nicht vorgestellt werden. Sofern also die Satyre wichtige Unvollkommenheiten als solche, in ihren wichtigen Beziehungen, darstellt, sind sie überall nicht lächerlich, und machen also keine besondere Art des Lächerlichen aus. Sofern sie lächerlich werden sollen, müssen sie von ihrer unwichtigern Seite dargestellt werden; und was also lächerlich dabey ist, das ist mit demjenigen von einerley Art, was der

Herr

Herr Verf. das Komisch-Lächerliche nennt, d. i. unwichtige Unvollkommenheit. Wir können sonach dem Hrn. Verf. nicht beystimmen, wenn er §. 894. Anm. diejenigen Philosophen tadelt, die, wie Aristoteles, Home, Eberhard, behaupten: daß das Lächerliche allezeit unwichtige Unvollkommenheiten zum Inhalt habe.

Nach §. 880. entsteht das Vergnügen an dem Komisch-Lächerlichen in der Natur unter andern „aus der Verwechselung der wirklichen Unvollkommenheit mit einer erdichtet komischen Erscheinung. Indem wir z. B. jemanden stottern hören, so verwechselen wir ihn, der diese Unvollkommenheit hat, mit einem Schauspieler, oder sonst einem kurzweiligen Menschen, der sie nur nachahmt. Daher (Anm.) gehört zu dem Gefühl des Komischen, welches in dem wirklichen Leben erscheint, eine gewisse Bekanntschaft mit dem Komischen in der Kunst.“

Wir glauben umgekehrt, daß das letztre seine Wirksamkeit erhalte durch Aehnlichkeit mit der Natur. Denn, wenn ein Gegenstand, den die Kunst darstellt, nicht für sich, und also auch in der Natur, durch Erregung des Lachens Vergnügen macht; so könnte ers nur als Kunstdarstellung. Mithin müßte 1) jeder lächerliche Gegenstand, der uns in der Natur ergötzt, für Kunstdarstellung gehalten werden; wie auch der Herr Verf. behauptet. Dagegen aber streitet die Erfahrung. So wird z. B. das Naive, was lächerlich ist, nicht für Kunstdarstellung gehalten; es würde eben darum nicht naiv

seyn.

seyn. 2) Dann wäre es falsch, daß der Künstler, der uns durch Darstellung des Lächerlichen ergötzen will, um so besser auf uns wirken werde, je mehr er uns die Kunst vergessen, und uns glauben macht, daß wir die wirkliche Welt vor uns sehen.

VIII.

Darstellung und Erläuterung der Kantischen Kritik der ästhetischen Urtheilskraft; von Friedr. Wilh. Dan. Snell, außerordentlichen Professor der Philosophie zu Gießen, 1791. 246 Seiten in 8. Mannheim, bey Schwan und Götz.

Eben das, was Hr. S. mit der Kantischen Kritik der praktischen Vernunft zu thun versucht hat, nämlich die vornehmsten Punkte derselben deutlich und populär darzustellen, will er auch hier mit der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, als dem ersten Theile von Kants Kritik der Urtheilskraft, thun. Wir halten aber dieses Unternehmen für fruchtlos und vergeblich. Denn eine Metaphysik des Geschmacks ist kein Gegenstand für den gemeinen Verstand, der, mit Vorbeygehung aller Spekulation, sich blos an Erfahrungen hält; ihre Hauptsätze sind auch, da sie auf bloßen Ideen beruhen, denen in

der

der Erfahrung kein Gegenstand entspricht, gar keiner Erklärung fähig; da sich nur das erklären läßt, was wir auf Gesetze zurückführen können, deren Gegenstand in irgend einer möglichen Erfahrung gegeben werden kann; und es keine Beyspiele zur Erklärung giebt, die jenen Ideen analog wären. Erklären läßt sich also hier in eigentlichem Verstande nichts, wohl aber verständlicher, begreiflicher, faßlicher machen; dieses setzt aber einen Mangel in der Darstellung der Begriffe und Ideen voraus, der auch selbst die spekulative Vernunft hindert, den Sinn und Zusammenhang der Gedanken einzusehen und zu fassen. Einen solchen Mangel kann man aber Hrn. Professor Kant nicht vorwerfen, und wahrscheinlich ist auch Herr Professor Snell weit davon entfernt, ihm diesen Vorwurf zu machen; ob er schon nothwendig glauben muß, daß sich manches doch durch einen passendern Ausdruck und weitere Entwickelung faßlicher machen lasse. Aber gerade bey den schwersten Stellen des Kantischen Werks finden wir Hrn. S. am unthätigsten, indem er sich entweder blos an Kants Worte selbst hält, und wohl gar noch manches übergeht, was Kant wohlbedächtig hier und da mit verändertem Ausdruck, zur Faßlichmachung seiner Sätze, beygebracht hat; oder er ist zu kurz, wo Kant mit Fleiß, um seine Leser in das Innere seines Sinnes dringen zu lassen, umständlicher gewesen ist; dahingegen ist Herr S. am ausführlichsten, wo Kant selbst auch für den gemeinen Verstand faßlich gewesen ist. So erfährt man z.

B. um

B. um nur zwey der wichtigsten und schwersten Sätze Kants auszuheben, nicht, was derselbe unter den mannichfaltigen Formen der Natur, oder den Modifikationen der allgemeinen transscendentalen Naturbegriffe verstehe, die, da sie durch die allgemeinen Gesetze, welche der Verstand a priori giebt, weil sie nur auf die Möglichkeit einer Natur, als Gegenstandes der Sinne, überhaupt gehen, unbestimmt gelassen werden, doch auch ihre Gesetze haben müssen, von welchen Kant behauptet, daß sie als solche nur in einem eigenen Princip der reflektirenden Urtheilskraft ihren Grund haben können; und der Verfasser geht darüber so flüchtig hinweg, als wenn die Sache jedem, auch dem gemeinen Verstande, von selbst einleuchtete.

Wir wollen versuchen diese Sache faßlich zu machen. Form heißt überhaupt, die Art, wie wir uns etwas denken, oder die Art wie etwas außer unserer Vorstellung vorhandenes eine Ursache der Veränderung in unserm Bewußtseyn werden kann. Außer der Art und Weise Gegenstände zu denken, die durch die Bedingungen der Zeit und des Raums in Verbindung mit den reinen Verstandesbegriffen bestimmt wird, als woraus eine logisch bestimmte Erkenntniß entsteht, giebt es hauptsächlich noch zweyerley Arten, wie Gegenstände Ursachen von Veränderungen unseres Vorstellungsvermögens werden können. Einmal, indem wir sie als Mittel zu Zwecken betrachten; zweytens, indem wir blos auf den Eindruck achten, den unser Gefühl der Lust und Unlust in der An-

schau-

schauung des Gegenstandes empfangen hat. Diese zwey letztern Fälle stehen unter der Gesetzgebung der reflektirenden Urtheilskraft; jener erste hingegen unter der des Verstandes und der bestimmenden Urtheilskraft.

Betrachten wir die Dinge der Natur als Mittel zu Zwecken, so kann, da uns weder ein Zweck noch etwas als Mittel zu einem Zwecke in der Anschauung gegeben ist, unser Verstand hier weder seine Categorien in Anwendung bringen, noch seine auf dieselben gegründeten Gesetze geltend machen; denn jene sind nur auf wirkliche Anschauungen anwendbar, und die Anwendung der letztern findet nur statt, wenn Anschauungen verknüpft werden sollen. Um also die Dinge der Natur als Mittel zu Zwecken zu erkennen, und in ein systematisches Ganze zu vereinigen, muß die reflektirende teleologische Urtheilskraft mit dem ihr eigenthümlichen Princip einer objektiven Zweckmäßigkeit ins Mittel treten. Sie nimmt nämlich an, daß irgend ein Verstand, obwohl nicht der unsrige, Zwecke in die Natur der Dinge gelegt habe, die durch die Formen und Gestalten der Dinge, als Mittel dazu, erreicht werden sollen.

Eben so unthätig bleibt der Verstand und die bestimmende Urtheilskraft, wenn wir die Dinge der Natur nach dem Eindrucke betrachten, den ihre Anschauung auf unser Gefühl der Lust und Unlust gemacht hat. Denn es läßt sich nicht sagen, daß die Art dieses Eindrucks, die blos subjektiv ist, eine Eigenschaft sey, die an den Gegenständen angeschauet

schauet werden könnte. Folglich ist die Erkenntniß, die uns die Veränderung unseres Gefühls der Lust und Unlust gewährt, ein bloßes Produkt der reflektirenden ästhetischen Urtheilskraft. Wir beurtheilen einen Gegenstand als schön oder häßlich, nach dem Eindrucke, den seine Form oder Gestalt auf unser Gefühl der Lust und Unlust gemacht hat; und der Grundsatz der ästhetischen Urtheilskraft ist die subjektive Zweckmäßigkeit; die reflektirende Urtheilskraft nimmt an, daß die Formen und Gestalten der Dinge, eben darum, weil sie in der Auffassung derselben vor allem Begriffe mit den Erkenntnißvermögen, die in der reflektirenden Urtheilskraft im Spiele sind, übereinstimmen, zweckmäßig sind.

Dieses sind denn die zwey Hauptgattungen von Formen der Natur, von Arten, wie wir Dinge der Natur denken, für welche weder Verstand, noch praktische Vernunft gesetzgebend seyn kann; denn das Mannichfaltige, das den Inhalt des Gefühls der Lust ausmacht, ist nicht etwas, das an den Objekten angeschauet, und von dem Vorstande unter einen bestimmten Begriff subsumirt werden könnte; und es hängt schlechterdings nicht von unserm freyen Willen ab, wenn uns ein Gegenstand wohlgefällt oder mißfällt.

Kant nennt diese Formen der Natur auch Modifikationen der allgemeinen transscendentalen Naturbegriffe, ein Ausdruck, der faßlich werden wird, wenn man weiß, daß allgemeine transscendentalen Naturbegriffe, Begriffe a priori sind, die sich

auf

auf etwas, das da ist, oder geschieht, auf Anschauungen und die ihnen entsprechenden Erscheinungen, beziehen lassen; es muß möglich seyn, sie auf Erscheinungen anzuwenden. Ein solcher Begrif ist z. B. der von Substanz, von Ursache und Wirkung. Sobald ich einen solchen Begrif auf einen empirischen Begrif oder auf eine Anschauung anwende, ist er modificirt; denn es mag nun die Vorstellung, zu welcher ich ihn modificire, ein empirischer Begrif oder eine wirkliche Anschauung seyn, so ist in beyden doch immer jener transscendentale Begrif enthalten, und ohne ihn wäre es nicht möglich, das begriffene oder angeschaute Mannichfaltige in eine Einheit des Bewußtseyns zusammen zu fassen. Alle Arten und Weisen nun, wie dergleichen Begriffe sich von Stufe zu Stufe, vom höchsten Genus an durch alle Mittelspecies hindurch bis zur sinnlichen Anschauung — Substanz, vernünftiges Wesen, Mensch, Mann, Individuum, — specificiren lassen, können als soviel Modifikationen dieser allgemeinen transscendentalen Naturbegriffe betrachtet werden, von welchen Modifikationen denn auch jene, die wegen des ästhetischen oder teleologischen Gebrauchs, der von ihnen gemacht wird, durch die allgemeinen Verstandsgesetze, die nur auf die Möglichkeit einer Natur, als Gegenstandes der Sinne, überhaupt gehen, nicht zu bestimmen sind, unter die Gesetzgebung der reflektirenden Vernunft gehören.

Eben so wenig erläutert der Verf. den Grund der Allgemeingültigkeit der Lust in der bloßen Auf-

fassung der Form eines Gegenstandes der Anschauung, und unterläßt sogar dasjenige anzuführen, was Kant an mehrern Stellen seines Werks mit verändertem Ausdruck darüber gesagt hat, ohngeachtet diese veränderten Kantischen Vorstellungsarten sehr vieles zur Faßlichmachung dieses gewiß nicht auf der Oberfläche des Begreiflichen liegenden Gegenstandes beytragen. Hr. S. sagt darüber weiter nichts als: bey den Urtheilen über Schönheit, wenn sie rein sind, kommt das Vergnügen von der freyen Thätigkeit der Einbildungskraft in Auffassung des Mannichfaltigen und des Verstandes in der Zusammenfassung desselben her, welches Kant mit denselben Worten ebenfalls gesagt hatte, und seine unkundigen Leser müssen sich damit begnügen, ohne zu erfahren, auf welche Art sich denn jene Thätigkeit äußere. Weit faßlicher ist Kant selbst, wenn er an einem andern Orte hinzusetzt, daß die Einbildungskraft in der reflektirenden Urtheilskraft nur als Vermögen der Anschauung a priori, und der Verstand, nur als Vermögen der Begriffe überhaupt im Spiele sey, und die Thätigkeit beyder in der reflektirenden U. K. darin bestehe, daß die Einbildungskraft das Mannichfaltige der Formen der Anschauungen, als das gegebene besondere, auffasse, und der Verstand sich nach einem Allgemeinen, einem Begriffe, Princip umsehe, um jenes Besondere darunter zu subsumiren, obwohl er es nicht in sich selbst, unter seinen Categorien, sondern nur in dem der reflektirenden Urtheilskraft eigenthümlichen Princip der

Zweck-

Zweckmäßigkeit finden könne. Dieß will mit andern Worten soviel sagen: Nicht das Mannichfaltige in der Anschauung eines Gegenstandes selbst, sondern nur das Mannichfaltige in der durch das Gefühl der Lust oder Unlust bestimmten Vorstellung des Objekts, wird durch die Einbildungskraft aufgefaßt; sie bemächtigt sich des ganzen Inhalts des Gefühls der Lust oder Unlust, das ein Gegenstand, unangesehen dessen, was er an sich als Erscheinung, als Naturding, seyn möge, in dem Subjekte hervorgebracht hat; und der Verstand sucht, als Vermögen alles Gegebene unter Begriffe zu bringen, ein Allgemeines auf, um jenes Mannichfaltige, zum Behuf einer Einheit desselben, darunter zusammen zu fassen; wiewohl sein Nachsuchen, so lange er in den ihm selbst durch seine Categorien vorgeschriebenen Gränzen bleibt, vergeblich, und nur alsdann von Erfolg ist, wenn er zu der reflektirenden Urtheilskraft und dem derselben eigenthümlichen Princip der Zweckmäßigkeit seine Zuflucht nimmt. — Noch sind wir auf einige Stellen gestoßen, die Uebereilung und Mangel an Genauigkeit verrathen. S. 3 heißt es: „Erst nach der vollständigen Einsicht der Kantischen Theorie werde es dem aufmerksamen Leser leicht fallen, eine richtige Vergleichung zwischen den ästhetischen Schriften der ältern Philosophen und der Critik der Urtheilskraft des Hrn. Prof. Kants anzustellen.“ Hier ist der Ausdruck: ästhetische Schriften der ältern Philosophen, nicht passend. Denn ästhetische Schriften sind solche, die durch Darstellung des Schönen und Er-

habenen selbst die ästhetische Urtheilskraft oder den Geschmack beschäftigen. Der Verf. meynt aber nach dem Zusammenhange nicht diese, sondern solche Schriften, die die Grundsätze der Beurtheilung des Schönen und Erhabenen enthalten. S. 5 dürfte das, was über den Unterschied der drey Gemüthsvermögen, Erkenntnißvermögen, Gefühl der Lust und der Unlust und Begehrungsvermögen, gesagt wird, zur deutlichen Erkenntniß dieses Unterschiedes nicht hinreichen. „Das Erkenntnißvermögen, (heißt es) begreift alles in sich, was die Seele dazu thut, um sich Kenntnisse von Gegenständen zu verschaffen, sie mögen sinnlich oder nichtsinnlich seyn.“ Der Hr. Verf. erklärt aber nicht allein nicht, was denn das ist, was die Seele, oder besser das Gemüth, um Erkenntnisse von Gegenständen möglich zu machen, hinzu thut; sondern diese Erklärung paßt auch noch überdieses auf das Gefühl der Lust und Unlust; denn auch dieses faßt alles das in sich, was die Seele oder das Gemüth dazu thut, um sich Kenntnisse von den Formen der Dinge zu verschaffen, oder mit andern Worten, um Erkenntnisse von Gegenständen, als schönen, möglich zu machen. Nicht deutlicher wird die Sache, wenn der Verf. unbestimmt hinzu setzt: „Auch diejenige Arten von Thätigkeit des Gemüths, wodurch wir wenigstens uns bemühen, unsere Kenntnisse zu erweitern, oder neue zu erlangen, wenn diese Bemühung auch vergeblich wäre, gehören mit zu dem Erkenntnißvermögen im weitläuftigen Sinne, weil sie doch eine gewisse Beziehung

aufs

aufs Erkennen von Gegenständen haben.“ Sie gehören eigentlich nicht mit zu dem Erkenntnißvermögen im weitläuftigen Sinne, sondern zu den besondern Arten des Erkenntnißvermögen, dem Verstande, der Urtheilskraft und Vernunft, und das Erkenntnißvermögen überhaupt kann nicht thätig seyn, ohne daß sich diese Thätigkeit in einer dieser ihrer Arten äußerte; es sey nun daß diese Thätigkeit einen glücklichen Erfolg habe oder nicht. Dieser Zusatz trägt mithin zur Begreiflichkeit des Unterschiedes der drey Gemüthsvermögen, da er blos die Arten des Erkenntnißvermögens betrift, gar nichts bey. „Das Gefühl der Lust und Unlust, (sagt Hr. S. weiter) beziehet sich nicht auf Kenntnisse von Objekten, sondern nur auf das vorstellende Subjekt, welches bey gewissen Veranlassungen von diesen Gefühlen afficirt wird.“ Schwerlich dürfte jemand einen richtigen Sinn mit diesem Satze verbinden können. Das Gefühl der Lust und Unlust bezieht sich auf das vorstellende Subjekt, ist nichts gesagt; oder es ließe sich eben so gut auch sagen: Das Erkenntnißvermögen bezieht sich auf das vorstellende Subjekt; obgleich damit eben so wenig gesagt wäre. Auch ist die Behauptung falsch, daß das Gefühl der Lust und Unlust sich nicht auf Kenntnisse von Objekten beziehe, oder, welches wohl der eigentliche Sinn seyn soll, daß das Gefühl der Lust und Unlust keine Erkenntniß von Objekten gewähre. Warum nicht? Es giebt ja der reflektirenden Urtheilskraft die Data zur Erkenntniß der Gegenstände als wohlgefallender, obgleich

nicht durch Begriffe, dennoch mittelst der Art, wie es durch die Vorstellung der Gegenstände afficirt ist. Weit deutlicher und kürzer würde der Verf. gewesen seyn, wenn er gesagt hätte: Jede Veränderung des Gemüths ist irgend eine Vorstellung. Jede Vorstellung läßt sich im Bewußtseyn von dem Subjekte und dem Objekte derselben unterscheiden. Die Vorstellung beziehen wir nun entweder auf ihr Objekt, oder auf ihr Subjekt. Im letztern Falle fühlen wir. Im erstern Falle ist aber das Objekt entweder bereits gegeben und wirklich, oder es soll erst wirklich gemacht werden. Dort erkennen und hier begehren wir. Da nun die Wirklichkeit des Fühlens, des Erkennens und des Begehrens die Möglichkeit des Fühlens, Erkennens und Begehrens voraussetzt, oder, da wir nicht fühlen, erkennen und begehren würden, wenn nicht ein Grund der Möglichkeit dazu in uns vorhanden wäre, so haben wir auch ein Vermögen zu fühlen, zu erkennen und zu begehren, und diese Vermögen heißen wir, das Gefühl der Lust und Unlust, das Erkenntniß- und das Begehrungsvermögen. S. 8 drückt sich der Verf. nicht bestimmt und genau genug aus, wenn er sagt: Der Verstand sey das Vermögen, nach bestimmten Begriffen den Stoff der sinnlichen Anschauung zusammen zu fassen. Es sollte vielmehr heißen: er ist das Vermögen, den Stoff, oder das Mannichfaltige gegebener Anschauungen unter Begriffe zu subsumiren. Außerdem ist auch in diesem Begriffe nicht das Merkmal ausgedrückt, wodurch sich der Verstand von der Urtheilskraft und

der

der Vernunft unterscheidet, sondern nur implicite in demselben enthalten. Es hätte erst bestimmt werden sollen, was Verstand in der weiteren Bedeutung ist, in welcher er den Verstand im engern Sinne, die Urtheilskraft und die Vernunft, unter sich begreift. Er hätte sagen sollen: Verstand im weitern Sinne ist das Vermögen der Begriffe, oder der mittelbaren Vorstellungen. Die Operation, die der Verstand, in dieser Bedeutung, vornimmt, ist dreyerley. Entweder läßt er es blos bey Begriffen bewenden, er bildet blos Vorstellungen, die mehrere einzelne Vorstellungen unter sich begreifen, er verbindet das mannichfaltige Gegebene in eine Einheit: er stellt alsdann das Besondere, die gegebene Anschauung, in einem Allgemeinen, dem Begriffe dar, er denkt, — Verstand in engerer Bedeutung; oder er verbindet Begriffe mit Begriffen oder Anschauungen, bestimmt das Verhältniß zweyer oder mehrerer Begriffe, oder eines mit einer Anschauung verbundenen Begrifs, zur Einheit des Bewußtseyns; er subsumirt alsdann immer das Besondere unter das Allgemeine — er urtheilt — Urtheilskraft; oder er verbindet zwey oder mehrere Urtheile zu einem einzigen, leitet aus Urtheilen andere Urtheile ab; er derivirt alsdann das Besondere aus dem Allgemeinen; er schließt, und der Verstand in weiterer Bedeutung heißt nun Vernunft. Nun erst sieht jeder, worin alle drey von einander unterschieden sind. Wenn S. 9 von dem Verstande gesagt wird, daß er Einheit in die sinnlichen Anschauungen bringe, damit

sie für uns erkennbare Gegenstände würden; so sollte es vielmehr heißen: damit sie erkannt werden; denn erkennbar sind die sinnlichen Anschauungen immer, und sie brauchen es nicht erst zu werden. S. 33 ist der Unterschied der beyden Arten der reflektirenden Urtheilskraft, nämlich der ästhetischen und teleologischen anzugeben vergessen worden, welches doch zur deutlichen Bestimmung des Begrifs der ästhetischen Urtheilskraft gedienet hätte. Nächst diesem könnte man auch, so wie die Worte hier stehen, verführet werden zu glauben, als ob reflektirende und ästhetische Urtheilskraft gleichbedeutend wären. „Diese Verbindung (sagt Hr. S.) des Gefühls der Lust oder Unlust mit der Reflexion über die Natur ist der Grund, warum die reflektirende Urtheilskraft auch die ästhetische heißt.“ Man sollte sonach dafür halten, als ob die Meynung wäre, daß bey den Aeußerungen der reflektirenden Urtheilskraft das Gefühl der Lust oder Unlust immer mit der Reflexion verbunden sey, welches doch nicht ist, da die teleologische Urtheilskraft, die auch ein Zweig der reflektirenden ist, die objektive Zweckmäßigkeit der Natur nicht durch das Gefühl der Lust und Unlust, sondern durch Verstand und Vernunft beurtheilt. S. 59 beweist der Hr. Verfasser, daß wir uns bey allen reinen ästhetischen Urtheilen nothwendig eine Zweckmäßigkeit vorstellen müssen, so: „denn wir empfinden eine Lust bey der Vorstellung schöner Gegenstände, und diese kann nicht anders entstehen, als wenn wir bey unsern Vorstellungen eine gewisse zweckmäßige Uebereinstimmung

stimmung wahrnehmen.“ Zuförderst kann der Ausdruck, bey der Vorstellung schöner Gegenstände, den Gedanken erregen, als ob Schönheit eine an den Gegenständen selbst objektiv erkennbare Eigenschaft sey, da doch nur das Gefühl des Subjekts der Bestimmungsgrund des Urtheils ist, etwas schön zu nennen. Hiernächst ist der Satz: daß die Lust nicht anders entstehen könne, als wenn wir bey unsern Vorstellungen eine gewisse zweckmäßige Uebereinstimmung wahrnehmen, theils unbestimmt, theils auch nicht richtig. Unbestimmt, weil weder gesagt wird, ob die Vorstellungen unter einander selbst oder mit ihren Objekten übereinstimmen müssen, noch was das für eine gewisse zweckmäßige Uebereinstimmung sey. Unrichtig, weil bey reinen ästhetischen Urtheilen gar nicht von der Wahrnehmung einer zweckmäßigen Uebereinstimmung unserer Vorstellungen die Rede seyn kann. Es sind hier keine Vorstellungen in zweckmäßiger Uebereinstimmung, sondern die Erkenntnißkräfte, die in der reflektirenden Urtheilskraft im Spiele sind; Einbildungskraft und Verstand werden nur als bloße Vermögen der Anschauung und Begriffe in Harmonie gesetzt. Nicht weil Vorstellungen zweckmäßig übereinstimmen, gewährt der Gegenstand derselben Lust, sondern der Grund dieser Lust liegt darin, daß durch eine gegebene Vorstellung jene Erkenntnißkräfte unabsichtlich in Einstimmung gesetzt werden, so wie auch unmittelbar mit dem Begriffe einer Zweckmäßigkeit der Natur, Lust verbunden ist; und nur ein Gegenstand heißt zweckmäßig,

weil seine Vorstellung unmittelbar mit dem Gefühle der Lust verbunden ist. Vorstellungen können auch Begriffe, die auf Erkenntniß gehen, und diese zweckmäßig mit einander verbunden seyn, und mithin übereinstimmen, ohne gleichwohl eine Lust zur Folge zu haben. Dieses, und daß ästhetische Urtheile von Begriffen ganz unabhängig sind, und nur ein bestimmendes Urtheil zur Erkenntniß geben, räumt auch der Verf. anderwärts selbst ein. Ueberdies beweist der angeführte Schluß des Verf. auch nicht, was er beweisen sollte. Denn daraus, daß die Lust bey der Vorstellung schöner Gegenstände aus der Wahrnehmung einer gewissen zweckmäßigen Uebereinstimmung unserer Vorstellungen entstehe, folgt nicht, daß wir uns bey allen ästhetischen Urtheilen nothwendig eine Zweckmäßigkeit vorstellen müssen. Denn eine zweckmäßige Uebereinstimmung unserer Vorstellungen von Gegenständen und Zweckmäßigkeit der Natur, im Sinne Kants, den auch Hr. S. annimmt, sind doch ganz verschiedene Dinge. Ueberhaupt ist der angeführte Satz des Verfassers, daß wir uns bey allen ästhetischen Urtheilen nothwendig eine Zweckmäßigkeit vorstellen müssen, bey Kant nirgend zu finden. Die Vorstellung der Zweckmäßigkeit bey ästhetischen Urtheilen, d. i. die Idee, daß irgend ein Verstand, obwohl nicht der unsrige, den Grund der Einheit der mannichfaltigen Formen der Natur oder der durch die Gesetze, welche der reine Verstand a priori der Natur vorschreibt, unbestimmbare Modifikationen der allgemeinen transscenden-

scendentalen Naturbegriffe enthalte, um für uns in Ansehung derselben eine Erfahrung möglich zu machen, ist auch sicher weder allgemein noch nothwendig in allen Subjekten, wenn sie Gegenstände als schön beurtheilen, vorhanden; wohl aber das Gefühl einer formalen subjektiven Zweckmäßigkeit, das in der mit der Vorstellung, durch welche ein Gegenstand gegeben wird, unmittelbar verbundenen Lust liegt, oder das vielmehr diese Lust selbst ist, die den Bestimmungsgrund des Urtheils ausmacht, und die Harmonie der Erkenntnißkräfte, die in der Urtheilskraft, während sie sich äußert, im Spiele sind, anzeigt. Das Princip der Zweckmäßigkeit trägt eigentlich zur Bildung unserer Urtheile über das Schöne nichts bey, sondern dienet nur zum Behuf der Critik über dieselben, und um ein System der Erfahrungen in Ansehung dessen, was in den besondern empirischen Naturgesetzen durch die allgemeinen von dem Verstande in die Natur gelegten Gesetze unbestimmt gelassen ist, möglich zu machen, und die Arten, wie Vorstellungen von den Dingen der Natur in uns sind, unter eine gesetzliche Einheit zu bringen. Wenn mit der bloßen Apprehension der Form eines Gegenstandes der Anschauung Lust verbunden ist, sagt Kant, so wird die Vorstellung dadurch nicht auf das Objekt, sondern lediglich auf unser Subjekt bezogen, und die Lust kann nichts anders als die Angemessenheit des Objekts zu den Erkenntnißvermögen, die in der reflektirenden Urtheilskraft im Spiele sind, und so fern sie darin sind, also blos eine formale subjektive

Zweck-

Zweckmäßigkeit des Objekts ausdrücken. Die Lust ist es also, die allgemein und nothwendig den Bestimmungsgrund der ästhetischen Urtheile abgeben muß; und obgleich unter denen, die über Dinge, als schöne, urtheilen, die wenigsten sich, in dem Bewußtseyn dieser Lust, auch der Angemessenheit des für schön beurtheilten Gegenstandes zu den Erkenntnißvermögen, die in der Aeußerung ihrer Urtheilskraft im Spiele sind, als einer Vorstellung eines Begrifs, bewußt seyn mögen, so ist doch das, was durch diesen Ausdruck bezeichnet wird, wirklich vorhanden und in ihrem Urtheile ausgedrückt, und in der Lust, die den Grund des Urtheils ausmacht, enthalten, da beyde, Lust und Zweckmäßigkeit, Correlata sind, von welchen keines ohne das andere gedacht werden kann. Ohne also auch nur in dem Bewußtseyn jener Lust, die unser Urtheil bestimmt, sich eine Zweckmäßigkeit zu denken, ergiebt sich das, was dieses Princip selbst, ohne es zu denken, bewirken soll, von selbst: die Formen der Dinge der Natur oder ihre besondern empirischen Gesetze, die sich nicht unter jene allgemeinen Gesetze, die der Verstand der Natur als Erscheinung, um sie zu einem Objekt der logischen Erkenntniß zu machen, vorschreibt, bringen lassen, werden durch das Allgemeine des in der Natur der reflektirenden Urtheilskraft eigenthümlich liegenden Princips der Zweckmäßigkeit, man mag sich dasselbe unter einer Formel denken oder nicht, in eine Einheit verknüpft, die außerdem gar nicht möglich wäre; und zum gegebenen Besondern, welches uns die Wahrnehmung

nehmung darbietet, auf welches aber die Categorien des Verstandes und die auf dieselben gegründeten Gesetze nicht anwendbar sind, finden wir nun in der reflektirenden Urtheilskraft und ihrem Princip das Allgemeine, ohne welches gar kein Urtheil, hier keins über Schönheit, möglich seyn könnte, so wie uns auch dieses Princip geschickt macht, zu dem Verschiedenen, dem in jenen Formen der Dinge der Natur und ihren Vorstellungen widersprechend scheinenden, wieder den Grund der Verknüpfung zu finden.

IX.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Gotha, bey Perthes: Nekrolog auf das Jahr 1790. gesammlet von *Fr. Schlichtegroll.* Erster Band, 1791. 378 S. Zweyter Band, 372 S. 8. So gegründet die Klagen über die zunehmende Habsucht und Selbstsucht, den herrschendsten Seelenkrankheiten unsers Zeitalters, seyn mögen, so ist es doch damit noch nicht so weit gekommen, daß die Menschen sich ganz in ihr eignes Ich verlieren, und ihr edelstes Gefühl, die Sympathie mit andern Individuen ihrer Gattung, die Theilnahme an ihren guten und bösen Schicksalen ganz erstickt haben sollten. Im Gegentheil

gentheil gehören die Nachrichten von den Lebensumständen merkwürdiger Personen gerade zu der Art von Lektüre, die am meisten gesucht wird. Es war daher schon in dieser Rücksicht ein glücklicher Gedanke, am Schlusse jedes Jahres, die ausgezeichneten Menschen aller Art, die in diesem Zeitraum von der Bühne des Lebens abgetreten, zusammen zu stellen, die interessantesten Nachrichten von ihrem Leben und ihren Werken zu sammeln, ehe sie der Raub der Vergessenheit werden, und nach dem Ausdruck des Verf. der Menschheit gleichsam Rechnung abzulegen, was für ein Deficit in dieser Zeit unter dem entstanden ist, was sie gerade für ihr edelstes und schätzbarstes halten muß. Der Verf. gegenwärtigen Versuches schließt, was wir sehr billigen, keine Menschenklasse vom Fürsten bis zum Landmann, kein Geschlecht, keine Nation, kein Verdienst, das stille, unerkannte so wenig, als das laut, oft zu laut gepriesene Verdienst aus. Ein solcher Plan ist freylich mit einer Menge, zum Theil sehr großer, Schwierigkeiten verknüpft, allein Hr. S. kennt sie nicht allein, wie seine Vorrede hinlänglich zeigt, es fehlt ihm auch so wenig an Thätigkeit und gutem Willen, als an Vermögen und Einsicht, sie, wo nicht alle, doch größtentheils zu überwinden, und eine Sammlung biographischer Nachrichten zu liefern, die für den Augenblick eine angenehme und lehrreiche Lektüre und für die Zukunft dem Litterator ein Repertorium von bleibendem Werth seyn wird. In Ansehung der Schriftsteller, besonders, was Deutschland betrift, will

er

er sich bemühen, möglichste Vollständigkeit zu erreichen. Nicht alle Nachrichten, die das Publikum von Verstorbenen enthält, werden so kurz nach ihrem Tode bekannt, man kann also auch nicht allenthalben Vollständigkeit und Ausführlichkeit verlangen. Einige mußte der Verf. aus diesem Grunde auf den dritten Band versparen. Er hat nicht nur die in öffentlichen Zeitschriften und auf fliegenden Bogen erschienenen biographischen Nachrichten fleißig benutzt, sondern auch schon mehrere Proben gegeben, wie viel sich von den handschriftlichen Notizen, die er verspricht, erwarten läßt. Auch auf den Vortrag ist löbliche Sorgfalt verwendet: einzelne Stellen ausgenommen, die sich etwas zur Deklamation neigen, oder zu bilderreich sind, hat der Styl die der Biographie angemessene Simplicität und Würde. Der typographische Theil des Buchs ist so äußerst sauber und splendid, daß er nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Von den hier beschriebenen Personen erwähnen wir nur diejenigen, die in einigem Bezug mit unserer Bibliothek stehen: Reiz, Gräfinn v. Baßewitz, Lenz, Krahe, Crollius, Franklin, Unselt, Kuh, Schultze, Pfranger, Blum, Jani. Wir wünschen und hoffen, daß man den Verf. so thätig unterstützen möge, als sein nützliches Unternehmen verdient, und bey dem Sammeln der Beyträge auf die Winke achten möge, die er darüber giebt.

Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung: Geschichte des Herrn von L***, eines Vetters

des

des alten preußischen Offiziers, des Verfassers der Briefe über Friedrich den Großen. Von ihm selbst beschrieben. Erster Band. 8. 510 S. Ein Produkt der Natur, nicht der Kunst, Bekenntnisse eines Mannes, der viel in und mit der Welt gelebt hat, einen scharfen Beobachtungsgeist, vielen Witz, ein redliches Herz, und eine ungemeine Darstellungsgabe besitzt, aber kein geübter Schriftsteller ist. Roußeaus — dessen Confessions wahrscheinlich die erste Idee zu diesem Buche gegeben haben, aus denen aber keine einzige Situation, kein Gedanke entlehnt ist — Roußeaus feurige Beredsamkeit muß man daher hier nicht suchen: aber die Wahrheitsliebe des Verf. übertrift vielleicht noch die des Genfer Bürger. Auch ist seine Jugendgeschichte, die er in diesem ersten Bande erzählt, gewiß für weit Mehrere lehrreich; „denn ist gleich (sagt der Heraus„geber) Herr von L. kein so berühmter Mann als „Roußeau, so betrift das, was man daraus ler„nen kann, doch eine viel zahlreichere Klasse von „Menschen, nämlich alle die Kinder von wohlha„benden Aeltern, deren Erziehung diese nicht selbst „besorgen können: und an der Ausbildung derse„ben ist der Menschheit doch gewiß viel gelegen.“ Sie fällt zudem in die merkwürdige Epoche des siebenjährigen Krieges, und Herr von L. ist der Sohn eines Sächsischen Offiziers, der von seiner Großmutter in einem kleinen Sächs. Städtchen erzogen wird, daher man gelegentlich die damaligen Sitten in Sachsen, und die Veränderung, welche die

Preußen

Preußen darin bewirkt haben, aus dieser halb erdichteten Erzählung besser kennen lernt, als aus irgend einem historischen Werke. Auch kennen wir keinen Roman, in welchem eine Offizierswirthschaft, wie sie gewöhnlich zu seyn pflegt, so anschaulich und mit so wahren Farben geschildert würde, wie in diesem. Er gehört unter die wenigen ächten Originalwerke unserer Sprache, die nicht aus der Wiedererinnerung fremder Schriften geschöpft sind, und die Naivetät des Styls erhöht seinen Reiz. Recht vielen Dank verdient also, unsers Erachtens, der alte preußische Offizier, daß er die Bekanntmachung desselben befördert hat. Wir wünschen mit ihm, bald aus dem zweyten Bande dieser Lebensgeschichte zu sehen, was Anlagen, wie die des jungen von L***, mit so einer Erziehung verbunden, hervorgebracht haben, und wir sind ganz seiner Meynung, daß eine so nach der Natur gezeichnete Darstellung eines Charakters, mit samt den Bestandtheilen, woraus er gleichsam gebildet worden ist, dem Beobachter nicht anders als Gelegenheit geben kann, tiefe Blicke in die menschliche Natur und ihre Ausbildung zu thun, und daß die lebhafte Art, wie alles dieses erzählt ist, jedem Leser eine angenehme Unterhaltung verschaffen müsse, so geringfügig die Begebenheiten auch dem Nichtbeobachter scheinen mögen. Doch sind auch diese Begebenheiten theils so komisch, wie zum Beyspiel die Zählung der Dukaten, die der Onkel des Herrn von L***, ein ehrlicher alter Sächsischer Leutenant, seiner Frau Schwägerinn bey ihrer ersten

Niederkunft zu leihen gezwungen wird; das Frisiren des jungen Herrn von seinem Hofmeister, und das Brennen des Ohrläppchens anstatt der Papillote; das öftere Einbinden des großen Haarbeutels, besonders da er in der Kirchthüre von neuem herabfällt, und bald darauf wieder der Frau von Maschau beym Anrühren in der Kirchenkapelle in der Hand bleibt, die aber den Knoten fester zu knüpfen versteht; die Schilderung der löblichen Bürgerschaft zu Schmiedeberg und des Gastgebots bey dem Oberforstmeister von Troitsch; die ersten Symptome der Liebe in der Brust des jungen von L. und seiner Schwester; der letztern Zuneigung zu einem preußischen Cornet und das weise Betragen der Großmutter hierbey; des jungen von L. Bußangst; die verschiedenen Spielparthien seiner Frau Mutter, Großmutter und seines Hofmeisters; die Kriegserzählungen eines preußischen Husaren-Unteroffiziers u. s. w. theils so rührend, wie die Hinrichtung des Sächsischen Musketiers Koch; die Krankheit des jungen von L***; die Vergiftung seines mit ihm aufgewachsenen Pudels — und diese das Herz zerreißende Auftritte sind wieder mit so manchem komischen Zuge durchwebt, die dem Leser ein Lächeln abzwingen, während seine Augen voll Thränen stehen — daß auch diejenigen, welche blos zum Zeitvertreib lesen, eben so sehr bey diesem Buche ihre Rechnung finden werden, als es den Denker wegen seines psychologischen Werthes interessiren wird.

Eben.

Ebendaselbst. Karl Wendemann, eine Alltagsgeschichte; 432 S. in 8. Das Wort Alltagsgeschichte auf dem Titel soll vermuthlich anzeigen, daß man keinen der jetzt beliebten Ritterromane hier zu erwarten habe: da aber die Verwicklung der Begebenheiten nichts weniger als in dem gewöhnlichen Weltlaufe gegründet, sondern fast zu romanhaft ist, so scheint es uns doch nicht recht passend. Der Held dieser in einer launigten Manier geschriebenen moralischen Erzählung ist ein junger Mann, unter dessen Erkenntnißvermögen die Einbildungskraft, verbunden mit einem großen sinnlichen Verstande, prädominirt. Die erstere äußert sich, wegen der Feinheit seiner Gefühle, vorzüglich in dem schnellen Auffassen vieler und mannichfaltiger Gegenstände; der letztere in der Uebersicht, Vergleichung und Beurtheilung der verwickeltsten Dinge, wie auch der größten und wichtigsten Gegenstände, wofern sie nur sinnlich sind. Zu abstraktern Ueberlegungen, und zur Beurtheilung der Dinge nach entferntern Folgen ist er wenig geschickt. — Die Grundlage seines Charakters sind Frohsinn und Wohlwollen; die Richtung desselben ist vorzüglich auf folgende Art bestimmt:

1) Folgt aus der Einrichtung des Erkenntnißvermögens Stärke und Vielheit der Begierden;

2) Festigkeit und Dauer derselben, und alles dessen, was darauf beruht, auf der einen Seite; und eine Art von Wankelmuth auf der andern, sobald eine neue Reihe gegenwärtiger Dinge zum Gegentheile reizt. Häufiger Kampf mit sich

selbst, der noch durch die Pünktlichkeit vermehrt wird, wovon sein Benehmen durch die Erziehung einen Anstrich erhalten hat;

3) unbesonnene Fehltritte (weil er wegen der Lebhaftigkeit der Einbildungskraft oft einseitig urtheilt, und zu schnell handelt). Schnelle Reue, wenn üble Folgen eintreten; Besserung, wenn diese Folgen Andere treffen (wegen des Wohlwollens); Vernachläßigung des Fehlers, wenn sie ihn selbst treffen (wegen des Frohsinns; — und eben darum:)

4) Hang zu Vergnügungen, der aber einem edeln Stolze, und noch mehr dem Edelmuthe, untergeordnet ist;

5) stetes Streben nach Thätigkeit, und Beschäftigung mit Dingen, die wenigstens den Schein des Großen haben.

Schon aus diesem Entwurfe, den wir aus einem Briefe des Verfassers, unsers Mitgehülfen, gezogen haben, ergiebt sich, daß es ihm mehr darum zu thun war, ein psychologisch-moralisches Buch, als einen eigentlichen Roman zu schreiben; nicht sowohl etwas Abentheuerliches zu erzählen, um dem Leser die Zeit zu verkürzen, als nützliche Wahrheiten und seine Meynung über verschiedene Dinge, unter dem Vehikel einer sonderbaren Begebenheit, vorzutragen, weil er glaubte, daß sie so leichter Eingang fänden, und allgemeiner bekannt würden, als in einer förmlichen Abhandlung. Sein Karl Wendemann ist nicht nach einem Vorbilde in der Natur kopirt, sondern durch Abstraction entstanden;

eine

eine mißliche Art einen Charakter zu zeichnen, (wie schon Aristoteles bemerkt hat,) wobey man gar leicht eine für die Spannkraft erforderliche Muskel vergißt oder an eine unrechte Stelle setzt. Nur seltne Genies und sehr geübte Künstler können ohne Modell untadelhafte und völlig geendigte Figuren hervorbringen; obschon freylich das Modell immer in vielen Stücken verändert, immer veredelt werden muß, sofern man nicht blos porträtiren, keine ganz gemeine Natur schildern will. Das Modell hilft dem Künstler blos die wahre Beschaffenheit, die ächte Farbe der Gegenstände vollkommener darzustellen, hilft ihm, nicht in den Fehler zu fallen, Schattenwesen für Realitäten hinzustellen. Ordnung derselben zu einem bestimmten Zweck muß sein Verstand, und Geist und Leben muß sein Genius in das Bild bringen. Hätte der Verf. ein Original für seinen jungen Helden im Kopfe gehabt, würde er ihm dann wohl, bey einer Dorferziehung, im zwanzigsten Jahre, ohne eigentlich studiert zu haben, so viele gelehrte Kenntnisse und Kunstfertigkeit beygelegt haben? Hat der Dichter hier nicht, über den innern Bestandtheilen, aus denen er den Charakter zusammen setzte, die äußern Verhältnisse vergessen, durch welche jene erst ihre Bildung erhalten, so daß sie sich äußern können? — So sind auch die Begebenheiten und Lagen, in welche die Personen versetzt werden, nicht sowohl von der Phantasie erfunden, als durch den Verstand mit Hülfe des Gedächtnisses combinirt. Einige dünken uns ein wenig verbraucht; z. B. die Auftritte in

der Räuberhöle, die, als le Sage seinen Gilblas schrieb, zudem mehr Wahrscheinlichkeit hatten als itzt. Nicht entlehnt, sondern aus eigner Beobachtung und einem gefühlvollen Herzen entflossen, sind hingegen die Schilderungen ländlicher Gegenden am Harze, so wahr und schön, wie die Darstellung der innern Herzensgefühle der beyden Liebenden und die Charaktere des alten Landpredigers, seiner Haushälterinn, des Schulmeisters, und einiger andern Nebenpersonen. Ueberhaupt, verräth schon die Anlage des Werks keinen gebornen Dichter, so verräth dagegen die Ausführung einen denkenden Kopf, einen Mann von Kenntnissen und den größten Anlagen zum moralisch-satyrischen Schriftsteller. Dieß zeigt sich insbesondere in den kurzen Betrachtungen, die er jedem Kapitel angehängt hat: sie sind so voll feiner Bemerkungen und feinen Spottes, und so gut vorgetragen, daß sie öfter dürften gelesen werden, als die Erzählung selbst, und daß man sie nicht, wie das Räsonnement, womit Fielding jedes Buch seiner Erzählung anhebt, überschlagen wird. Eine Composition kann sehr fehlerhaft, und das Gemälde doch vortreflich seyn. Dieß, dünkt uns, ist hier der Fall.

Ebendaselbst. Die Liebe, eine Briefsammlung in 2 Bändchen; erstes 308, zweytes 350 Seiten in 8vo. Ein Roman voll Interesse und Natur, ganz auf Deutschlands Horizont gestimmt. Schade, daß dem Styl die letzte Politur fehlt! Zwar entschuldigt dieß einigermaßen die Briefform, und man muß dem Verf. zugestehn, daß er mit

Leich-

leichtigkeit schreibt und den Ton der angeblich schreibenden Personen zu treffen versteht: aber sollten sich diese, ohne daß die Wahrheit darunter gelitten hätte, nicht immer so haben ausdrücken können, daß sie Niemanden anstößig würden? Man kann seine Gefühle offen darlegen, und doch den Ausdruck wählen. Wenigstens sollte dieß Wilhelmine Wagner, die Heldinn der Geschichte, thun; ein Frauenzimmer voll Geist, die eine sorgfältige Erziehung genossen hat, ob sie gleich nur die Tochter eines bankerottirten Kaufmanns ist. Ein für die Liebe zu empfängliches Herz macht, bey der Freyheit, die sie als Wayse genießt, ihr Unglück. Die Verlegenheiten, in die sie dadurch gesetzt wird, der öftere Kampf zwischen Neigung und Pflicht, und die Reue über ihre Fehltritte sind meisterhaft dargestellt. Ihr zum Gegenbilde dient, die Tochter eines reichen Kaufmanns, ihre Freundinn, kalten Temperaments, und desto verständiger, die ihre Aeltern zwingen wollen, einen unerträglichen bürgerlichen Geck, mit einem Doctortitel, zu heirathen. Diese wird von ihrem Bruder, einem hellsehenden Kopfe, unterstützt, und jene wendet sich in ihren Bedrängnissen an einen rechtschaffenen Advokaten, der zu allem Fähigkeit hat, nur nicht zu einem Sachwalter. Seine Frau, gut aber empfindlich, wird über diese Verbindung eifersüchtig und über die beschränkte Lage ihres Gatten mismuthig, und außerdem von einem Schurken, der sie zu verführen denkt, verfolgt. Hiedurch werden noch mehrere Personen in die Haupthandlung ver-

wickelt, und aller Schicksal ist so angelegt, um die moralischen und physischen Folgen derjenigen Leidenschaft ins Licht zu setzen, die am öftersten und schnellsten das Glück, wie das Elend, der Menschen bewirkt, und durch die conventionellen Einschränkungen, der sie in civilisirten Staaten unterworfen ist, die Menschen oft zu bewunderungswürdigen und edelmüthigen Thaten antreibt, aber auch nicht minder oft dahin bringt, ihr Daseyn zu verfluchen und das Ende desselben zu beschleunigen. Den letztern Zweck beabsichtigen insbesondere die Auszüge aus Agathens Tagebuche, in ihren letzten Lebensstunden entworfen (am Schlusse des ersten Bands), denen wir nur eine mehr energische Sprache und einen höhern Flug der Phantasie wünschten. Die ähnlichen Fragmente in der Wilhelmine Arend (von Wezel), an die sie erinnern, können dem Verf. zeigen, was wir meynen. Ueberhaupt gelingt ihm die Schilderung des Häuslichen und des Komischen besser, als der Ausdruck des Pathetischen und Rührenden, der durchaus von einer gedrängten, kraftvollen Schreibart unterstützt seyn will.

Erfurt bey Keyser: Roland, eine tragikomische Geschichte aus den Ritterzeiten und unsern Tagen, 1791, 263 Seiten in 8. Die Worte aus unsern Tagen auf dem Titel, die neben den Ritterzeiten etwas sehr nonsensikalisch klingen, beziehen sich auf die Anspielungen auf neue Zeitumstände und zum Theil noch lebende Personen, die in die Geschichte des alten Paladins oft sonderbar und gezwungen genug eingewebt sind.

Seit

Seit Musäus durch seine häufigen Anspielungen seinen Schriften einen Reiz gab, der ihr Publikum so sehr vergrößerte, glaubt jeder ein Musäus zu seyn, wenn er ein paar witzig seynsollende Ausfälle auf Modethorheiten und ein paar gute oder elende Schriftsteller thut. So paradiren hier in dem seltsamsten Gemisch, Bahrdt, Cagliostro, Geisler d. j. Hirschens Luftsalzwasser, die Litteratur- und Völkerkunde, ja sogar die Uebers. von Eulers Differentialrechnung u. s. w. Der Verf. hat den Boyardo und Ariost zu Grunde gelegt: „aber auch nur zu Grunde gelegt" wie er geflissentlich wiederholt. Diese Versicherung war ganz überflüßig. Niemand wird glauben, daß Boyardo, geschweige Ariost, so kalte, steife Erzähler wären, als der Verf. Man vergleiche nur bey letzterm die treffliche poetische Beschreibung von Rolands Kur (39. Ges.) und die Szenen zwischen Angelika und Medor (19. Ges.) mit den paar Worten, womit sie von dem Verf. abgefertigt werden. Statt der entzückenden harmonischen Verse Ariosts bekömmt man hier den trockensten Kronikenstyl zu lesen: z. B. „Schon „vorher empfand R. eine große Begierde, sich mit „dem Haridan zu messen; jetzt ward solche noch „mehr vergrößert. Eilig machte er F. von dem „Baume los, und trat sofort mit ihr die Reise „an — — Nicht weit von der Brücke war ein „Baum befindlich. Unter demselben sollte F. „ausruhen. Sie kamen an, und R. erstaunte sehr, „an den Zweigen dieses Baums eine Menge Waffen aufgehangen zu sehen, unter welchen auch

„die Waffen seines Vetters Rinald befindlich „waren. Dieß brachte ihn auf die Gedanken, daß „derselbe höchstwahrscheinlich sein Grab allhier „müsse gefunden haben u. s. w.

Berlin und Leipzig bey Petit und Schöne: Briefe an Theokles. Erster Theil, 1789. 214 S. 8. Der Hauptgegenstand dieser Briefe ist die Seelengröße; allein der Verf. hat eine so desultorische Manier zu schreiben, er mischt so viel fremdartige Dinge ein, läßt sich oft durch ein Wort von seiner Straße ablenken, daß es viel Mühe kostet, ihm zu folgen. Nichts ermüdet die Geduld mehr, und schwerlich würde sie bey diesen Briefen lange aushalten, wenn er nicht wieder so oft durch einen schönen Gedanken, ein glückliches Bild, eine feine Bemerkung überraschte, und den Leser wieder mit sich versöhnte. Aus allem sieht man, daß der Verf. noch ein junger, aber feuriger, heller, selbstdenkender Kopf ist, der viele Erwartung erregt. Vor der Hand ist seine Denkkraft noch nicht gereift, und sein Geschmack nicht gereinigt und befestigt. Er philosophirt noch zu viel in Bildern, und vernachläßigt oft über dem Ausmahlen des Bildes den Gedanken. Der Ausdruck ist oft so schwankend und räthselhaft, oft so gesucht, und dann wieder so gemein und platt. Nur ein paar Proben: „Die „Bosheit ist kalt, wie die Umarmung des Teu„fels.“ — „Unsere weichen Seelen zerfließen, „wie Semmel in Milch.“ — „Zweyerley Be„dürfnisse von edlerer Art fühlen wir alle, Thätig„keit und Liebe. Beyde quillen empor aus dem

„Ur-

„Urborn des Guten; beyde zielen ins Unermeßli-
„che; beyde sind in den meisten menschlichen Na-
„turen mit Unkraut und Nesseln verwachsen, bey-
„de sind aber die ewigen Direktionslinien der Voll-
„kommenheit: beyde können, wo sie zur Leiden-
„schaft aufwallen, auch einem Engel nicht Schan-
„de machen. Ohne Thätigkeit ist der Mensch ein
„Schwamm, der die Natur aussaugt, ohne etwas
„von sich zu geben; ohne Liebe ist er weniger, als
„der Hund, der seinem Herrn anhängt u. s. w.“

Hannover in Commißion bey Schmidt: Gedichte und kleine prosaische Aufsätze, guten Menschen gewidmet von Wilhelmine B. 1789. 187 Seiten (12 gr.). Die Verfasserinn hat einen Vater, der im Elend schmachtet. Zu seiner Unterstützung war ihr kein ander Mittel möglich, als der Druck dieser Bogen. Dieß entwaffnet die Kritik, die aber auch ohne diese Rücksicht manches des Lobes werth finden wird. Allenthalben leuchten ächte Bescheidenheit, eine edle, gefühlvolle Seele, und religiöse Empfindungen hervor, die wir alle, selbst wenn sie etwas ungeläutert und überspannt sind, am Frauenzimmer lieben. Die Versification hat viel Leichtigkeit, und die Prosa ist so rein und fließend, daß die Verf. manchen gelehrten Doctor und Professor beschämt. Es giebt eine Menge Leute, die ihr Geld für Bücher ausgeben, die sie oft — nicht lesen. Warum sollten sie nicht auch diese paar Bogen kaufen, da sie dadurch zugleich eine der ersten Pflichten der Menschheit erfüllen,

eine

eine Thräne von der Wange eines Bruders zu trocknen?

Augsburg. Sappho, ein Melodrama nebst andern Gedichten von I. I. H—b—r. 1790. 54 Seiten in 8. Der Verf. ging seine Papiere durch, um das Unnütze davon den Flammen zu übergeben. Er war auch schon im Begriff, diese Blätter ins Feuer zu werfen, als — der böse Genius, Autorsucht genannt, diesen weisen Vorsatz in ihm erstickte. Man kann sich nichts kahleres denken, als dieses Melodrama, an welches schwerlich irgend ein Tonkünstler und Theater, Talente, Mühe und Kosten verschwenden werden. Am unglücklichsten ist Hr. H. dann, wenn er Feinheiten anbringen will. S. 7. „Welche glückliche „Stunden, welche selige Tage verlebte ich damals „in den blühenden Haynen, an den Ufern, in den „Felsengrotten dieser Insel — damals, als noch „Phaon sein ganzes Daseyn nur aus meinen Bli„cken zu saugen schien — da noch jeder Blick, je„der Händedruck — jeder Pulsschlag von ihm „Treue mir schwur — da ich noch ganz sein, Phaon „noch ganz mein war! — — war! — (mit „steigendem Affekt) war! — — " Die angehängten verschiedenen Gedichte sind dem Inhalt, aber nicht dem Werthe nach verschieden. Folgende Zeilen sind aus einer höhern Ode:

Ein Engel trägt auf glänzendem Gefieder
Die Wünsche schnell zum Himmel auf,
Legt sie der Gottheit vor, sie blicket lächelnd nieder,
Und lispelt: Ja! darauf.

Erlauch-

Erlauchter Graf! verzeih dem kühnen Liede,
Das meine Ehrfurcht dir gebracht,
Ich hätt' es nie gewagt, doch deine seltne Güte
Hat mich beherzt gemacht.
Wahr ists, mein Lied fliegt auf zu niedern Schwingen — —

Ein kühnes Lied, das auf zu niedern Schwingen fliegt, eine lispelnde Gottheit!! In dem Lobliede eines Bauermädchens auf ihren Geliebten heißt es:

Im Spaß sollt't ihr ihn raufen sehn,
Mit zween und auch mit drey,
Da schlägt er euch die Kerls beym Blitz!
Zusammen, als wie Brey.
O wäre doch der Herbst schon da!
Wie glücklich wär' ich dann,
Da werd' ich Anne Hansens Frau
Und Hanns wird Annens Mann.

Frankfurt am Mayn: Die Wichtigkeit des Buchhandels. Bey Eröffnung einer Kunstbuchhandlung. 1791. 31 S. in 8. Es ist allerdings wahr, daß wegen der ungeheuern Menge neuer Bücher die Sortimentsbuchhändler sich nothwendig einschränken und nur auf die gangbarsten Artikel Rücksicht nehmen müssen. Daher entstehen die gegründeten Klagen, daß kostbare, mit Kupfern versehene Werke oder eigentliche Kunstwerke, vorzüglich die des Auslands, ohne vorhergegangene Bestellung, und oft auch so nicht, zu haben sind. Hr. W. Fleischer in Frankfurt am Mayn hat jetzt eine eigne Kunstbuchhandlung, wie er sie nennt, errichtet,

richtet, und diese Blätter als eine Ankündigung derselben drucken lassen. Hrn. Fs. Plan ist vielumfassend, und erstreckt sich auf mathematische, physikalische, naturhistorische, anatomische, geographische ꝛc. Werke, Reisebeschreibungen, Künste, schöne und mechanische, Kupferstichwerke für die Jugend, auch außerwissenschaftliche, z. B. die Quartausgabe der Geßnerschen Werke u. d. gl. Die kleine Rede über die Wichtigkeit des Buchhandels enthält freylich nichts neues, allein sie zeigt doch, daß Hr. F. nicht gemeine Begriffe von seinem Geschäft habe. Enthusiasmus, und wär er auch ein wenig zu weit getrieben, ist bey jeder Unternehmung, die mit Schwierigkeiten verknüpft ist, immer besser, als Frost und zu kalte Gleichgültigkeit. Nur bitten wir Hrn. F. zu bedenken, daß das, was er von dem Buchhändler im Allgemeinen fordert, und was auch wirklich einzelne Männer unter ihnen geleistet haben, und zum Theil noch leisten, unmöglich von allen gefordert werden, oder auch allen ohne Unterschied nützen könne. „Der „Buchhändler soll die Kräfte der Gelehrten dahin „leiten, wo sie am nöthigsten sind, und wo sie sich „am wirksamsten zeigen können. Er ist gleichsam „der Direktor der Litteratur. Er muß durch seine „Einsichten, durch seine Kenntnisse im Stande seyn, „mehrere Gelehrte zu einem einzigen großen litte„rarischen Unternehmen so zu vereinigen, daß, ver„möge ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen, ein „zweckmäßiges, wohlgeordnetes Ganze daraus ent„stehe.“ Wie übertrieben! Warum von einem

ganzen

ganzen Stande fodern, was unter funfzig Personen desselben kaum Einer leisten kann, und zu leisten nöthig hat? Wenn Gelehrte Direktion brauchen, so ist es schon schlimm genug, vor Direktoren der Litteratur aber wolle der Himmel den gelehrten Freystaat ja in Gnaden bewahren. „Wie „kann der Gelehrte, fährt Hr. F. fort, der For„scher, dessen Augen stets nur auf einen Gegen„stand gerichtet sind, der, vom menschlichen Leben „entfernt, den Zustand desselben nur durch Zeitun„gen erfährt, wie kann dieser, sage ich, die geisti„gen Bedürfnisse ganzer Länder einsehen?“ Sollte man, dieser Schilderung nach, nicht glauben, die Gelehrten ohne Ausnahme lebten in den Wüsteneyen von Sibirien oder Kamtschatka, oder säßen wenigstens als Staatsgefangene auf Festungen? Hr. F. ist kein Philosoph und braucht es nicht zu seyn, als ein künftiger Direktor der Gelehrten sollte er jedoch billig Logik genug verstehen, um sich vor solchen fehlerhaften Folgerungen vom Einzelnen auf das Allgemeine zu hüten.

Berlin, königl. Realschulbuchhandl. K. H. Jördens Blumenlese deutscher Sinngedichte. 1789. XVI. und 208 S. 8. Zweyter Theil. 1791. 294 S. 8. Wenn ein Mann, wie Ramler, aus einer Menge größtentheils wenig gelesener oder ganz vergessener Dichter die schönsten Stücke mit dem feinsten Geschmack auswählt, sie von einzelnen Flecken und Auswüchsen reinigt, und eine Sammlung von dem Werth seiner Bluhmen- und Fabellese liefert, so wird er sich zwar gegen Tadel und

schiefe

schiefe Urtheile nicht ganz schützen können, allein der Dank aller Unpartheyischen, der Leser von ächtem und feinem Geschmack, die den Zweck und das Verdienst seiner Arbeit einzusehen und zu schätzen wissen, kann ihm nicht entgehen. Solche Sammler verdienen Dank und Lob, denn ihre Arbeiten sind mühsam und nützlich, allein weder das eine noch das andere sind Compilationen, wie die hier angezeigte, und so können ihre Urheber auch weder auf Dank noch auf Lob Ansprüche machen. Was ist leichter als aus Büchern, die in jedermanns Händen sind, auf gerathe wohl, schöne, mittelmäßige und schlechte Stücke abzuschreiben, und neben einander abdrucken zu lassen? Im Anhang (den Hr. J. im Scherz, aber warlich mit dem größten Recht seine epigrammatische Polterkammer zu nennen pflegt) verspricht er, werde man auf manches unvermuthete Kleinod stoßen, und auch ungedruckte vortrefliche Epigrammen finden. Wir suchten, und suchten und fanden kaum ein paar gute Stücke, die wir nicht schon gekannt hätten: z. B.

Der sterbende Landjunker.

Gott tröste Sie, gestrenger Herr,
Sprach jüngst des Dorfes Prediger,
Und weihe Sie nach solchem Leid
Zum Bürger seiner Herrlichkeit!
Zum Bürger? was? fing jener an:
Ich bin und bleib' ein Edelmann.

Leipzig.

Leipzig. Kritische Briefe über einige Gegenstände der alten Litteratur von J. A. G. N. 1790. 254 S. 8. Der Verfasser, ein junger Mann, der, wie der Herausgeber erzählt, seitdem gestorben ist, beschäftigt sich größtentheils mit Kritiken von Uebersetzungen griechischer und lateinischer Schriftsteller. Er ist streng, doch nicht unbillig in seinen Urtheilen. Wer die Geduld hat, diese Briefe ganz zu lesen, und in den gewöhnlichen deutschen Uebersetzungen alter Sprachen nicht belesen ist, der wird erstaunen, wie so gar elend viele von ihnen beschaffen sind. Der Horaz von Herzlieb, Virgils Eklogen von Esmarch, und die Uebersetzungen eines Ungenannten von Bion, Moschus, Anakreon und Sappho, (Berlin 1787. kl. 8.) werden in ihrer ganzen Blöße dargestellt. — — Die Klagen über die Gleichgültigkeit des deutschen Publikums in Sachen des Geschmacks sind übertrieben. Es kauft und liest noch genug, freylich nicht immer die besten Bücher am meisten. Wie konnte der Verf. von Michaelis sagen, er sey verhungert? — Die Aufschrift des letzten Briefs erregte eine Erwartung in uns, die sehr getäuscht ward. Sie lautet: „Ueber das ganz neu entdeckte Fragment „eines griechischen Dichters. Es wird beschrieben „und eine Uebersetzung davon mitgetheilt.“ Es ist dieß nichts, als eine oft gebrauchte Wendung, neue Waare unter der Firma des Alterthums an den Mann zu bringen; ein burleskes Gedicht, betittelt: die Manipulation im Olymp, voll gesuchten und platten Witzes.

Hannover bey Pockwitz: Leßings Denkmahl, eine vaterländische Geschichte, dem deutschen Publikum zur Urkunde vorgelegt von Großmann. 1791. 136 S. gr. 8. Daß Leßing einer der größten Männer dieses Jahrhunderts ist, daß wenige, so wie er, die Ehre verdienen von ihrer Nation ein öffentliches Denkmahl der Dankbarkeit und Anerkennung seiner Verdienste zu erhalten, darüber ist in dem bessern und hellern Theile Deutschlands nur Eine Stimme. Allein sobald es nun zur Ausführung kommen, sobald der eine unbezahlt ein kleines Geschäfte übernehmen, der andere seine Börse öffnen soll, so ist auf einmal alles still und stumm; da hört und sieht man nichts als Achselzucken, Entschuldigungen; man vertröstet, bedauert, oder verweigert sich geradezu. Das ist der alte Gang, und so ging es auch hier Hrn. Großmann mit seinem Plane, dem unsterblichen Leßing ein Denkmahl zu setzen. Wer in Deutschland für eine solche Idee nicht Verdruß statt Freude zum Lohn haben will, der muß die Mittel zur Ausführung selbst in den Händen haben, und auf keines Dritten Bereitwilligkeit und Großmuth, am allerwenigsten auf das Unding deutscher Nationalgeist rechnen. Folgendes Mittel versuchte Hr. G. zur Erreichung seines Zwecks. Er lud sämmtliche Schaubühnen Deutschlands ein, am Todestage Leßings eines seiner Schauspiele zu geben, und die Einnahme zu diesem Behuf zu verwenden. Von den meisten erhielt er gar keine Antwort. An einigen Orten, als Breslau, Coblenz, Straßburg,

burg, Dresden, Reval, schlug man das Gesuch rund ab, an andern machte man Bedingungen, wie in Berlin, Hamburg ꝛc. Ein paar charakteristische Züge aus diesen Antworten müssen wir doch unsern Lesern mittheilen. Hr. Schröder: „Ganze Einnahmen weiß ich für die Versorgung meiner „Schauspieler besser anzuwenden.“ Mad. Wäser: „So gern ich Ihrem Verlangen Genüge leistete, so wenig vermag ichs. Ich gebe alle Jahre ein Benefizschauspiel zum Besten der Armen, „und schon da muß ich das Publikum flehentlich „bitten, daß es seine milde Hand aufthue.“ Auch meynt Madam, daß „man selbst Leßings Tod „durch die Länge der Zeit vergessen habe.“ Als Stephanie den Grafen Rosenberg in Wien ersuchte, dem Kaiser die Sache vorzutragen, gab er zur Antwort: „Was geht uns Leßing an? Seine „Verwandte und Freunde mögen ihm ein Mausoläum für ihr Geld bauen; wir sorgen für unsre „Leute.“ Das war ächt wienerisch gedacht und gesprochen! Hr. Eschenburg, den Hr. G. um die Verfertigung einer Trauerkantate gebeten hatte, die zugleich mit den Leßingschen Stücken auf den Bühnen aufgeführt werden sollte, entschuldigte sich mit seinem poetischen Unvermögen. Hr. G. ruft hiebey aus: „Ey, ey, zu viel Bescheidenheit bey „so allgemein anerkanntem dichterischen Talente!“ Ein junger ungenannter Dichter machte nunmehr einen Versuch, der hier abgedruckt steht. Er ist nicht schlecht, aber auch nicht vorzüglich. Die den Meisten unverständliche altdeutsche Mythologie

ist darin gewiß nicht am rechten Orte angebracht. Was soll die Telyn, was soll Braga, Minner, was sollen die Nornen, Odin, Filea in einem Lobgedicht auf Leßing? — — Hr. Waitsch, ein geschickter Mahler in Braunschweig, hat verschiedene Entwürfe zu einem Denkmahl gemacht. In dem ersten (S. 78) dünkt uns der schöne Genius mit der umgekehrten Fackel nur nicht charakteristisch genug, und am zweyten wollen uns die Klageweiber, die die Frontispice der Rotunde tragen, nicht gefallen. Die Trauer über den Tod eines Verstorbenen soll und darf nur vorübergehend seyn. Bey den Griechen dauerte alle Trauer nicht über eilf Tage, und sie würden es für höchst unschicklich gehalten haben, auf das Grab eines großen und verdienten Mannes Statüen von klagenden Weibern zu setzen. Sollten Christen, Philosophen im 18ten Jahrhundert Ursache haben, anders zu urtheilen? — — Man eröffnete eine Subscription für ganz Deutschland. Hr. Campe, an den die Beyträge eingeschickt werden sollten, erhielt — fünf Thaler! In Cassel ward Minna von Barnhelm zu diesem Behuf gegeben. Die Einnahme betrug — 15 Thaler 12 Groschen. Kurz, in allem sind kaum 100 Thaler zusammen. So weit ist die Sache bis jetzt gediehen. Von dem weitern Erfolg verspricht Hr. G. künftig Nachricht zu geben. Nichts kann wahrer, aber auch zugleich nichts niederschlagender seyn, als was Jemand (S. 129) bey dieser Gelegenheit sagte: „Leßing, Weiße, Brandes, Großmann, Iffland, Schröder sind vergessen.

„sen. Deutschland hat immer nur Einen drama„tischen Lieblingsdichter, und der ist jetzt Kotze„bue.“

Bonn. Ueber deutsche Poeterey. Eine Rhapsodie. 1791. 32 S. 8. Man schreibt zwar in ganz Deutschland 1791, allein zwischen der Cultur und dem Geschmack der verschiedenen, besonders der nördlichen und südlichen Provinzen Deutschlands scheinen ganze Jahrhunderte zu liegen. Nicht, als ob man in Sachsen, Thüringen, Brandenburg u. s. w. nicht auch schlechte Verse und schlechte Prosa schriebe. Die Zahl der geistlosen Scribenten ist auch da leider sehr groß, aber so ganz unbeschreiblich platt, armselig und barbarisch, als in Oesterreich, Bayern, den Rheingegenden schreibt doch in Norddeutschland keiner. Der Verfasser dieses gereimten Aufsatzes scheint ein Mann nicht ohne Geist und Kenntnisse zu seyn; er sagt den elenden Poeten seiner Gegend derbe Wahrheiten: allein wie ungeläutert auch sein Geschmack noch seyn muß, zeigen seine eigenen Verse:

Gutmüth'ges deutsches Publikum!
Was gleicht an Langmuth dir? Was schierst du dich darum,
Was deiner Schreiber Zunft zum Besten giebt?
Wer dich der Strenge zeiht, ist unrecht dran. Wer übt
Die Duldung christlicher, wie du fürwahr
Mit deiner Schrift-Verfasser Schaar?
Woher entstünde sonst der Unfug, daß sein Spiel
Ein jeder treibt, und keiner sein Gefühl

Darob empfängt? — Der hebt im hohen Jambus an,
Spinnt einen langen Vers, wie auf der Seilerbahn,
Und eh er sich des Spuks versehen,
Geht, wie behext, sein Vers den hinkenden Trocheen u. s. w.

Leipzig bey Gräff. Gedichte von Ludwig Theobul Kosegarten. Zwey Bände. 1788. 1ster Band, 406 Seiten. 2ter Band, 432 Seiten. 8.

Rhapsodien von Ebendemselben. 1790. 228 Seiten. gr. 8. Die neulich erschienenen Rhapsodien dieses Dichters haben uns ihn, der längst schon einer Erwähnung in unserm Journal verdient hätte, wieder ins Gedächtniß zurückgerufen. Jetzt, da die Sammlung seiner Gedichte bereits drey Jahre in den Händen des Publikums ist, kann diese Anzeige keinen andern Endzweck haben, als theils ihm selbst unsere Hochachtung zu bezeigen, theils unserer Bibliothek, die sichs seit einiger Zeit von neuem zum Gesetz gemacht hat, keinen merkwürdigen Namen zu übergehen, auch den seinigen einzuverleiben. Wir begnügen uns indeß, wegen dieser Verspätung, wie billig, mit einer allgemeinen Charakteristik. Eine solche wird hoffentlich Leser, welche diese Gedichte kennen, am wenigsten ermüden, und zugleich hinreichend seyn, um diejenigen, denen sie unbekannt sind, aufmerksam auf sie zu machen. — Unser Dichter ist mehr ein Mann von innigem und tiefem Gefühle, als von geläutertem und geübtem Geschmacke, ein Sohn der Natur, der sich am liebsten ihrer Führung überläßt,

und daher zwar alle Kraft und Energie, aber auch alle Wildheit und Ungebundenheit, die den Kindern der Natur eigen ist, in sich vereinigt. Er entschüttet sich in begeisternden Augenblicken seiner Empfindungen, ohne sie nachher in der kühlen Stunde der Ueberlegung von neuem sorgfältig zu prüfen, auszusondern und einander unterzuordnen. Daher kömmt es, daß die meisten seiner Stücke, und gerade seiner erhabensten, keinen ganz reinen Genuß gewähren, und mehr durch einzelne meisterhafte und in einer großen Manier gedichtete Stellen erschüttern, als durch einen harmonischen Zusammenklang aller Theile entzücken. Da seine Seele am meisten für das Majestätische, Rührende und Feyerliche gestimmt ist, so ist er nirgends glücklicher, als wenn er Gott, dem ungenannten, oder die Unsterblichkeit, oder die Wonne der Auferstandnen, oder das Bleibende und Vergängliche dieser Erde, oder die höhern Schmerzen und Freuden der Liebe, oder Menschenbestimmung, Unschuld und Tugend singt. In Gesängen von solchem Inhalte reißt er den Leser bald zu einer Höhe mit sich empor, von der er, in sich selbst verloren, kaum niederzuschauen wagt, und bald in eine Tiefe hinab, wo ihn Schauer auf Schauer faßt. Er ist da in einzelnen Wendungen und Strophen ganz so stark und gewaltig, wie Klopstock, und nicht selten auch so sanft und schmelzend, wie er. — In seinen Erzählungen hält er sich itzt näher, itzt entfernter an den Gang und an die Manier Ossians: aber wir sympathisiren weniger mit ihm, als mit dem Barden. Die Sa-

gen, die unser Dichter bearbeitet hat, sind meistens nicht blos schauerlich, sondern gräßlich, und seine Darstellung ist oft geschickter, das Herz zu zerreissen, als es zu rühren. — Was wir ihm wünschen, ist eine strengere Beurtheilung seiner Versuche, Beschneidung der vielen üppigen Auswüchse, größere Beständigkeit, Uebereinstimmung und Richtigkeit in seinen Bildern, mehr Behutsamkeit im Gebrauche neuer Wörter und Zusammensetzungen, deren einige für unsre, obgleich kühne, Sprache doch noch zu kühn sind; endlich Vermeidung solcher Elisionen und Abkürzungen, die auch der geschmeidigsten Zunge auszusprechen unmöglich fallen. — Wer die meisten Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten unsers Dichters in einem Gemälde vereinigt sehen will, lese den Hymnus an die Tugend, mit welchem sich die Sammlung eröffnet. Mehr denn einmal haben wir dieß Gedicht, und in verschiedener Stimmung gelesen, und immer sprach unsere Empfindung für gewisse Stellen laut und vernehmlich, aber eben so sehr bedauerte es unser Geschmack, daß er die Gesetze der Allegorie so oft übertreten, daß er die Bilder nicht rein, sondern aus mehrern Gegenständen zusammengesetzt, endlich daß er die Vergleichung stets zu weit getrieben, und der müßigen Wiederholungen und leeren Verse so viele fand.

Frankreich.

Le Siège de Cythére, par Mr. Dumoustier, Paris chez Cailleau 1790. 8. Dieses kleine

kleine Gedicht hat einige glückliche Zeilen, etwas Witz, leichte Verse, aber weder der Plan noch die Ausführung etwas hervorstechendes.

Der bekannte Le Mierre hat zwey neue dramatische Stücke aufführen und drucken lassen: Barnevelt, Traged. 123 p. 1791. 8. und Calas ou le Fanatisme, drame en 4. a. en prose. 148. p. 1791. Beyde wurden mit Beyfall gegeben, der aber gewiß großentheils durch die gegenwärtigen Zeitumstände erzeugt wurde. Sie haben, wie alle Werke dieses fruchtbaren Dichters, viel einzelne wahre Schönheiten; Meisterstücke aber sind es nicht. Die den französischen Dichtern noch so neue Freyheit, kühne und starke Wahrheiten aufs Theater zu bringen, verleitet sie nur gar zu oft zu Anspielungen, die mit dem Stoff selbst keine Gemeinschaft haben, und zu übel angebrachten Deklamationen, die indeß beklatscht werden. In diesen Fehler, der freylich entschuldigt zu werden verdient, fällt auch Le M. in diesen beyden Stücken nicht selten.

Lettres sur les Confessions de J. J. Rousseau. Par Mr. Guinguené. Paris chez Barrois 1790. 8. Rousseau hat an diesem schon durch mehrere kleine prosaische und poetische Aufsätze vortheilhaft bekannten Verf. (seinen Versuch über den Tasso haben wir unsern Lesern ganz mitgetheilt) einen warmen und beredten, vielleicht oft nur zu begeisterten Vertheidiger gefunden. Seine aus vier Briefen und einer Menge Anmerkungen bestehende kleine Schrift enthält verschiedene bisher

ungedruckte Anekdoten und Aufklärungen über interessante Punkte in Rousseaus Leben. Die Idee, sein Leben zu beschreiben, entsprang gewiß nicht zuerst aus seiner Eitelkeit. Sein Freund Duclos, sein Verleger Rey in Amsterdam und eine Menge anderer Personen drangen deshalb in ihn. Die ersten Bücher der Confessions, sagt Hr. G. kann man als ein Supplement zum Emil ansehen. Daß das Complot gegen Rousseau keine Schimäre gewesen, wie man hie und da behaupten wollte, beweist ein Brief Voltairs an einen seiner Correspondenten in Paris, der ohnlängst in einem Pariser Journal bekannt gemacht wurde. V. schrieb ihn zu der Zeit, wie das Gerücht ins Publikum kam, R. wolle sein Leben schreiben, und wie er wirklich einzelne Stücke daraus seinen Freunden verlas. Ce sont vos éloges, sagte V. c'est votre enthousiasme aveugle qui ont fait de cet homme ce qu'il est aujourd'hui. Sa reputation, sa gloire sont votre ouvrage, et vous voyez qu'elle en sera la recompense, si son libelle, ou aucun de nous doit être épargné, paroit jamais. Je ne vois contre cet ingrat qu'un seul parti à prendre: c'est de nous conjurer tous contre lui, c'est de le discrediter de toutes manières, de ne plus lâcher prise avec lui, et à force de ridicules de le reduire au point de ne pouvoir plus être crû sur rien. Je donnerai l'exemple; imitez moi tous; souvenez vous de l'Akakia: me restoit-il rien à redouter de Maupertuis

après

après ce pamphlet? . . . Rousseau hatte von seiner Jugend an eine tiefe Verehrung für V. Wie er anfing zu schreiben, ergriff er jede Gelegenheit, ihm seine Achtung zu beweisen, ihn seinen Lehrer zu nennen, und mit Empfindung und Feinheit zu loben. In Voltairs Antworten herrschte immer ein sonderbarer, ironischer Ton, der für die Folgen dieser Correspondenz nichts gutes versprach. Als R. sich darauf stark genug fühlte, Voltairen über einige wichtige Punkte der Moralphilosophie, wiewohl in der feinsten, mit den feinsten Lobeserhebungen verbundenen Wendung zu widersprechen, erhielt er ein kurzes Billet von ihm zur Antwort, in dem die Sache selbst gar nicht erwähnt war. Rousseaus Ansehn wuchs, und mit ihm Voltairs Abneigung gegen ihn. — D'Alembert, der seinen Haß gegen Rousseau, so lange dieser lebte, zu verstecken suchte, verläumdete ihn auf eine äußerst gehäßige Art. Auch Diderot stieß die gröbsten Schmähungen gegen ihn aus. Unter seine erklärten Feinde gehörten ferner der Baron von Holbach, der Hr. v. Grimm. Der Verf. versichert, er kenne keinen von den vertrauten Freunden des B. v. Holbach, der sich nicht die unanständigsten Ausdrücke, (z. B. gueux, drôl, vil coquin, scélérat infâme) im Gespräch von Rousseau bedient habe.

Gaspard de Thoring ou l'Insurrection de Bavière, piece historique en 5. a. du theatre allemand. Nancy Bachot 1791. 75 p. 8. Obgleich der Uebers. sich gegen alle Ausdeutungen verwahrt, und versichert, daß man vergeblich

geblich zwischen verschiedenen Scenen dieses Stücks und neuern Begebenheiten Beziehungen suchen werde, und daß die Uebersetzung schon über drey Jahre im Manuscript fertig gelegen habe, so wird er doch schwerlich damit Glauben finden, wie er ihn wohl auch nicht im Ernst erwartet. „Vielleicht," sagt er vom Verfasser, „hat er seinem Genie allzuviel „Freyheit gelassen. Man wird in seiner Arbeit „die Schönheiten und Fehler der Shakspearschen „und Götheschen Stücke bemerken. Diese drama„tische Gattung ist vielleicht die nützlichste und in„teressanteste von allen, besonders wenn sie Natio„nalbegebenheiten darstellt, und ein treues Gemälde „der Sitten und des Charakters der Nationen lie„fert."

Nicodême dans la Lune ou la revolution politique, folie en prose et en 3. a. melée d'ariettes et de vaudevilles par le Cousin Jacques. Paris chez l'auteur 1791. 8. Der laute und anhaltende Beyfall, mit dem dieß Possenspiel aufgenommen worden, hat zuverläßig mit darin seinen Grund, daß es, wie man in Paris zu sagen pflegt, so ganz im Sinn der Revolution geschrieben ist. Doch wäre es Ungerechtigkeit zu läugnen, daß nicht auch die angenehmen Spiele der Phantasie, die glücklichen Allusionen, die pikanten Scenen, die rührenden ganz aus der Natur gegriffenen Züge und die Menge ächt komischer Einfälle, die es vortheilhaft von andern Produkten dieser Gattung auszeichnen, das Urtheil des Publikums gestimmt und seine Zufriedenheit gerechtfer-

rechtfertigt hätten. Wir können unſern Leſern hier nur einige Arien davon mittheilen. Die erſten ſingt Nicodeme, ein Bauer, die andern ein Pfarrer im Monde, wo die Scene des Stücks liegt. Beyde ſind an den Mondkaiſer gerichtet.

J' vous dirai donc en verité
Q' votre peuple ſe déſeſpere,
E qu' à l'inſcu de Vot' Majeſté
On l'plonge dans la miſere.
Mqué par-ci, foulé par-là,
Nuit et jour il travaille.
Vos courtiſans ſont cauſes de ça.
Tnez, moi j' vous dis q' tous ces gens-là
N' front jamais rien qui vaille.

J' peux bin vous ajouter franch'ment
Q'gnia rien là qui m'étonne,
Et qu'on a toujours plus tourment
Que d'agrément ſur l'trône.
Un roi ſouvent eſt déteſté
Quand i mérit' qu'on l'aime:
Tout l'mond' li cache la vérité,
Et c'eſt partout d'même.

* * *

Un prince eſt une roſe
Qu'amuſe le Zéphyr;
A peine eſt-elle écloſe
Qu'on cherche à la fletrir.
Une epine cruelle
Offrant des traits,
De ce fleur ſi belle
Defend l'acces.

Cette

Cette roſe eſt l'emblême
De votre Majeſté,
Chez vous le diadême
Couronne la beauté.
Mais ce qui nous chagrine
Helas! Seigneur,
Vos flatteurs ſont l'épine
Et vous la fleur.

La France régénéré, poeme civique en un chant, par A. L. Baudin citoyen françois Cherbourg. 1790. 23 p. 4. Der Verf. wäre ein großer Dichter, wenn ſein poetiſcher Enthuſiasmus eben ſo feurig und lebendig wäre, als ſein politiſcher. Er will ſein Gedicht als ein bürgerliches Glaubensbekenntniß, als einen Tribut der Verehrung für die Apoſtel und Stifter der Conſtitution angeſehen haben. Er hoft die Trugſchlüſſe und Ränke der Ariſtokraten aufgedeckt zu haben, und verzweifelt daher nicht an ihrer Bekehrung zum Bürgerglauben (foi civique). Daß der Verf. übrigens in der Kunſt, Verſe zu machen, weder Stümper noch Neuling ſey, beweiſt unſers Bedünkens ſchon folgende Anrede an den Adel:

Monarque de nos bois et le doyen du monde,
Un vieux chêne, étendoit ſa racine profonde,
Et vainqueur à la fois des ſaiſons et des ans
Il s'énorgueilliſſait d'ennemis impuiſſans;
Mais le ſommet trop fier méconnut la racine:
Le faîte avoit du tronc merité la ruine
Et la cognée enfin par un ſévere arrêt
Detrône d'un ſeul coup le roi de la fôret.

Nobles

Nobles reconnoiſſez votre fidelle image.
Vieux chêne, vous perdez les honneurs du feuillage — — —
Nos faſtes toutefois encor reconnaiſſans
Conſerveront vos noms et vos faits éclatans — — —
Mais ſi leur ſouvenir doit même être aboli,
Si rien de vous n'échappe au courroux de l'oubli,
Du tems qui détruit tout réparez les outrages,
Faitez vous d'autres noms, conquérez nos ſuffrages,
Laiſſez vos titres vains dans la nuit du tombeau,
Frayez vous à la gloire un chemin tout nouveau,
Et moins fils que rivaux de vos illuſtres péres,
Convainquez nos décrets d'avoir été ſéveres.....

Almanach des Graces, étrennes érotiques chantantes, dediées à Mme. d'Artois, pour l'année 1791. 264 p. 16. Unter den Verfaſſern, die diesmal Beyträge geliefert haben, iſt Cübieres der einzige, der einigen Namen, und deſſen Verſe etwas Poeſie haben. Der gröſßte Theil rührt von Anfängern her, die wahrſcheinlich ewig Anfänger bleiben werden, und deren Uebungsſtücke voller Verſtoße gegen den guten Geſchmack, den Anſtand, und ſelbſt gegen die Sprache und Proſodie ſind.

Des Academies par S. R. N. Chamfort de l'academie françoiſe. Paris chez Buiſſon. 1791. 40 p. 8. Daß Schriftſteller, denen ihre Verſuche in die Acad. fr. aufgenommen zu werden, mißglückten, ſich entweder durch Spöttereyen zu rächen, oder ſie durch ernſtliche Gründe als ein überflüßiges, vielleicht gar ſchädliches Inſtitut vorzuſtel-

zustellen suchten, war eine eben so gemeine als begreifliche Erscheinung: desto auffallender aber und einziger in seiner Art ist der Schritt, den Chamfort hier thut. Er selbst eines der angesehenern Mitglieder der Akademie spricht in dem feurigsten Ton gegen sie, und dringt auf ihre gänzliche Aufhebung. Die Gründe, auf die er die Nothwendigkeit dieser Veränderung stützt, sind nicht alle neu, und noch weniger überzeugend. Mit Recht rügt er zwar mehrere Mängel ihrer Verfassung, allein daraus folgt, unsers Bedünkens, noch keinesweges, daß es wohlgethan sey, ein Institut, wie dieses, das doch offenbar in den Augen der Nation den Wissenschaften einen gar nicht zu verachtenden äussern Glanz und eine Würde gab, die sie vorher nicht gehabt hatten, gänzlich zu vernichten. Es ist wahr: Corneille, Voltaire, la Fontaine würden ihre unsterbliche Werke eben so gut geliefert haben, auch wenn keine Akademie in der Welt gewesen wäre: und Moliere war darum um nichts kleiner, daß ihm seines Standes wegen der Eintritt in dieselbe verwehrt blieb: Racine, Boileau ꝛc. kamen nur durch ausdrückliche Befehle des despotischen Ludewigs XIV. hinein. Es ist wahr, die Akademie zeigte bey vielen Gelegenheiten, besonders unter dem genannten König, einen niederträchtigen Geist der Schmeicheley, und übertraf darin noch bey weitem die schamlosesten Höflinge: sie gab als einen Gegenstand poetischer Behandlung die Erörterung der Frage auf: welche von den Tugenden des Königs verdient die meiste Bewunderung? Worte,

über

über die der sein Lebelang an die gröbsten Schmeicheleyen gewöhnte Despot gleichwohl erröthete! Es ist wahr, das von ihr gelieferte Wörterbuch ist äusserst mittelmäßig, unvollständig, unphilosophisch bearbeitet; die Sprachlehre und Rhetorik, die doch ausdrücklich in ihrem Stiftungsdiplom als Mitzweck angegeben wird, hat sie gar nicht geliefert. Die gewöhnlichen discours de receptions enthielten wenig mehr, als schale Complimente, geistlose Phrasendrechslerey und Wortkünsteley. Viele große Männer äußerten geradezu ihre Verachtung für dieses Corps, qui n'a point fait grands ceux qui honorent sa liste, mais qui les a reçus grands et les a rapetissez quelquefois. Es ist wahr, wenn die neue Constitution des Reichs Bestand hat, so fallen die Reden, welche die Akademie gewöhnlich an die Könige, die Königinnen, Prinzessinnen, Kardinäle ꝛc. zu halten pflegte, fast ganz hinweg, und die ausgesetzten Preise auf rednerische und poetische Ausarbeitungen, die noch nie etwas sehr vorzügliches hervorgebracht haben, sollten wenigstens hinwegfallen — es ist wahr, alles das sind Gründe einer vielumfassenden Reform, aber nicht einer gänzlichen Vernichtung. Aehnliche Vorwürfe macht der Verf. der Akademie der Innschriften und schönen Wissenschaften, der er ein ähnliches Schicksal zugedenkt.

Fables d'Esope, traduites du grec. Nouvelle Edition, augmentée de la traduction des fables de Lockmann par MM. Cholet et Mulot. Paris Voland 1790. 8. Diese

Uebersetzung des griechischen Fabulisten ist weder vollständig noch treu genug. Außer der auf dem Titel erwähnten Vermehrung findet man noch die Lebensbeschreibungen der alten Fabeldichter, und eine Abhandlung des Abbe Aubert über die beste Art, die Fabeln zu lesen.

Poesies diverses, par M. La Montagne. Paris Knapen. 1791. 8. Auch da, wo sich dieser junge Dichter von seiner vortheilhaftesten Seite zeigt, erscheint er doch immer als Nachahmer. Dieß macht jedes Urtheil über seine Anlagen und Talente sehr unsicher.

Essai sur l'éloge de François de Salignac de la Mothe Fenelon, lû dans la seance publique de la société nationale des neuf Soeurs. Paris chez Onfroy 1791. 8. Der Gegenstand fast allein giebt dieser Lobschrift das Interesse, das sie für den Philosophen und Menschenfreund hat. Die Behandlungsart und Wahl der Materialien ist nicht vorzüglich. Die Spuren der Eil sind zu häufig.

Les Etats généraux de l'Europe, poëme lu à l'assemblée du Lycée le 11. Mars 1791. p. A. M. Cubieres. Paris chez Cousin. 8. Die Idee dieses kleinen scherzhaften Gedichts ist eben so sinnreich, als die Ausführung launig und treffend gerathen ist. Der Dichter denkt sich alle Könige, alle Häupter der europäischen Freystaaten zu einer allgemeinen Staatenversammlung verbunden, in welcher der bekannte A. d. St. Pierre präsidirt. Die drey Sekretäre derselben sind Rousseau,

Mably

Mably und Raynal. In den Reden, die der Dichter den Präſidenten an jedes einzelne Glied der Congregation halten läßt, iſt viel Wahres, aber auch mancher falſche, ſchiefe Gedanke. So iſt gleich die erſte Zeile ſeiner Anrede an den Pabſt die gröſte Unwahrheit, die ſich denken läßt:

De la religion vous êtez le ſoutien.

Deſto beſſer iſt der Schluß derſelben:

Quels que ſoit vos projets, ô pontife romain!
La verité ſe montre aux yeux du genre humain.
Il vous reſpecte encor, mais il ne vous craint guére,
Et vous faitez pitié même au groſſier vulgaire.
Soyez donc raiſonnable autant que généreux!
De l'Inquiſition n'allumez pas les feux;
Ne nous menacez pas d'une foudre riſible,
Et gardez vous ſurtout de vous croire infaillible.

Leopold erhält ein ſchönes und verdientes Lob. Die Rede an die ruſſiſche Kaiſerinn iſt noch etwas mehr, als freymüthig:

— — ſuperbe Catherine,
Lui dit le préſident, eſt ce vous que je vois?
Vous qui des nations violez tous les droits,
Et qui de l'équité meconnaiſſant l'empire,
Semblez vouloir regner ſur tout ce qui reſpire?
Les talens, grace à vous, les ſciences, les arts,
Ont en foule accouru au palais des czars,
Et l'amitié longtems vous unit à Voltaire.
Soyez par la beauté maitreſſe de la terre,
A vos ſacrés genoux enchainez mille amans,
Et de vos jours ainſi prolongez le printems,
J'y conſens, mais pourquoi? . . . .

Der Präſident beſchließt endlich die Sitzung mit den Worten:

Embraſſez vous, traitez vous en amis,
Et par les mêmes nœuds ſoyez toujours unis.
C'eſt de vous que depend le bonheur de la terre.
Voulez-vous l'affermir? renoncez à la guerre,
Et jurez tous enfin de toujours vivre en paix . . .
Nous le jurons: s'écrie auſſi-tôt le congres . . .

Alle umarmen ſich; nur der Pabſt — —

Comme on ſait que jamais un prêtre ne pardonne,
Le pape fut le ſeul qui n'embraſſa perſonne.

England.

Poems. By J. Aikin M. D. London Johnſ. 1791. 136 p. 8. Hr. A. iſt ſchon als einer der beſten jetztlebenden engliſchen Dichter bekannt. Seine Muſe iſt glücklich in der Wahl ihrer Gegenſtände, und die Behandlung derſelben verfehlt ſelten ihre Wirkung auf den Verſtand und das Herz der Leſer. Am liebſten verweilt ſie bey politiſchen und häuslichen Sujets, wovon ihr wieder die letztern am beſten gelingen. Zur Probe geben wir eine Stelle aus einem Gedicht, das die Aufſchrift führt:

A Wife's abſence lamented,
Anno conjugii 13.

I want — the miſtreſs of my board;
The guardian of my little hoard;
The ruler of my ſmall domain,
The miſtreſs of my infant train;

My

My beſt adviſer, ſureſt guide,
Of faith approv'd, of wiſdom tried;
The ſoother of each pain and grief;
From toil and care the ſweet relief;
The friend of ſenſe and taſte refin'd,
In all my fav'rite ſtudies join'd;
The cheerful partner of my day,
With whom the hours roll ſwift away;
The lovely ſharer of my night,
Sweet ſource of ever new delight,
Within whoſe fond encircling arms
I taſte of more than virgin charms.
All theſe my Delia was to me,
And theſe, when ſhe returns, will be.
What lover then has cauſe to ſigh,
For abſence half ſo much as I?
Yet ceaſe, my heart! complain no more,
But count the joys thou haſt in ſtore.

Seventeen Hundred and Ninety-one. a Poem in imitation of the thirteenth ſatire of Juvenal. By Arthur Murphy. London Robinſ. 1791. 29. 4. Eine geiſtvolle Nachahmung einer der ſchönſten Satyren Juvenals, die neben den Johnſonſchen der dritten und zehnten Satyre, (die unter den Titeln London und The vanity of human wiſhes bekannt ſind) eine Stelle verdient. Hr. M., ein vertrauter Freund von J., hatte oft in ihn gedrungen, auch dieſes Stück zu bearbeiten, allein ſeine Antwort war immer: „ich wollte, es wäre geſchehen.“ Da Hr. M. ſich nun dieſer Arbeit ſelbſt unterzogen hat, ſo hat das Publikum nichts dabey verloren.

Ode for the fourteenth of July 1791. the Day consecrated to freedom. By R. Merry. London Bell 1791. 4to. Hr. M. Verf. von dem Gedicht della Crusca und anderer gut aufgenommenen Stücken, ist ein enthusiastischer Vertheidiger der französischen Revolution. Auch der, welcher seine politischen Grundsätze nicht billigen kann, muß ihm doch das Lob geben, daß er seinen Gegenstand als ein Mann von Talent behandelt hat. Und wer könnte wohl folgenden Zeilen Wahrheit absprechen?

Have not the titled sons of earth
Usurp'd prerogative of birth,
As tho' appropiate to descent
Were high and noble sentiment?
What sentiments can noble be
But those of truth and liberty?
And what can dignity dispense,
But Justice and Benevolence?
And are not these the common share
Of all, who breathe this vital air?
And has not kind, impartial Heav'n
To ev'ry rank an equal feeling giv'n?
Virtue alone should vice subdue,
Nor are *the Many* baser than *the Few*.

The Bosom Friend. In five books. By an Etonian. London Faulder 1791. 51 p. 8. Ein heroisch-komisches Gedicht voll Geist und Laune, in schönen wohlklingenden Versen. Der hier besungene Busenfreund ist ein Hermelinstreif, der, wie der schalkhafte Dichter erzählt, von

Dianen

Dianen mit eigner Hand aus ihrem Gewand geschnitten, und von Amorn der spröden Neäre überreicht, ward, um sich im Winter der Schönheit desselben zu bedienen.

Be this Neaera's: since forbid to know
Connubial blifs and matrimonial woe,
Secure in this the lovely maid may live,
Save in the present Dian deigns to give.
When the hot ball and crowded rout shall end,
Whilst midnight dews in baneful showers descend,
If this with genial warmth protect her breast,
No storms shall scare her, and no gales molest:
Who, tho' no bean with soft attentive air
Proclaim her coach, or hand her to her chair,
Thro' showers and dews undaunted she shall go,
Tho' none shall offer, she shall need no beau.

Juvenile Poems with remarks on poetry etc. by J. Armstrong. Edinburgh Hill 1789. 231 p. 8. Der Verf. dieser Gedichte ist noch ein sehr junger Mann, der diese Versuche zwischen seinem 13 bis 18 Jahre gewagt hat. Sie sind ein Beweis, daß seine Verstandskräfte sich früh entwickelt haben, und vielleicht allzufrüh auf Unkosten der Imagination, der doch ein Dichter am allerwenigsten entbehren kann. Seine Verse sind schon zu regelmäßig und zu kalt, als daß sich von dem Verf. als Dichter für die Zukunft etwas besonders erwarten ließe.

The Epitaph Writer etc. By J. Bowden. London Sael 1791. 160 p. 12°. Dieser Hr. B. ist ein poßirliches Original. Seine Sucht,

Leuten aller Art, aller Stände, Würden, Alters, Geschlechts ꝛc. Grabschriften zu setzen, ist wohl ohne Gleichen. Hier liefert er auf einmal mehr als 600 auf Könige, Herzoge, Bürger und Bauern, Väter und Mütter, Kinder und Waisen, in ernsthaftem, moralischen, satyrischen, launigen Ton. Allein sie sind auch darnach:

Here the *dead image* of a lovely maid
Deep in the bosom of the earth is laid:
Her *living image* still survives impress'd
Deep in her dear surviving lovers breast.

Salmagundi; a miscellaneous Combination of original poetry: consisting of illusions of fancy; amatory, elegiac, lyrical, epigrammatical and other palatable Ingredients. London 1791. 151. p. 4. Dieser affektirte, marktschreyerische Titel verspricht nicht viel gutes, allein man wird durch den Inhalt selbst auf eine angenehme Weise getäuscht. Es ist eine seltne Erscheinung, daß sich Ein Mann zu gleicher Zeit in so verschiedenen Gattungen mit so vielem Glücke versucht, und sich allenthalben über das Mittelmäßige emporschwingt. Am meisten scheint er gleichwohl Talent zu witzigen, humoristischen Gedichten zu haben. Die Nachahmung des bekannten Mihi est propositum in taberna mori, S. 76, steht indeß, nach unserm Gefühl, der Bürgerschen nach. Hier sind die beyden letzten Strophen:

When

When I exhauſt the bowl profound and gen'-
rous liquor ſwallow,
Bright as the beverage I imbibe the gen'rous num-
bers follow:
Your ſneaking water-drinkers all, I utterly con-
demn'em,
He that would write like Homer, muſt drink like
Agamemnon.

Myſteric and prophetic truths I never could
unfold them
Without a flagon of good wine and a ſlice of a
cold ham;
But when I've dram'd my liquor out, and eat what's
in the diſh up,
Tho' I am but an Arch-deacon, I can preach like
an Archbiſhop.

Das Buch iſt auf ſchönes Papier vortreflich gedruckt, und das Titelblatt mit einer niedlichen Vignette von Heath nach Burney geziert.

Odes to Mr. Paine, Author on Rights of Man. By P. Pindar Eſq. London Evans 1791. 10 p. 4to. Es fällt, beym erſten Anſchein, widrig auf, daß gerade Männer, wie Burke und Woolcot *), wovon der Eine über drey-

*) Peter Pindar iſt nämlich, wie leicht zu erachten, nur ein angenommener Name, der ohngefähr ſo komiſch klingt, wie Herzog Michel. So wie das Prädicat Herzog mit dem Namen Michel contraſtirt, ſo contraſtirt auch der gemeine Vorname Peter mit dem Namen Pindars, bey dem man ſich

ßig Jahr, sich jedem Schritte des englischen Ministeriums im Parlamente widersetzt hat, und der Andere, seit zwölf Jahren, keine Gelegenheit vorbey gehen ließ, wo er den Königen und Hofleuten unangenehme Dinge sagen konnte, sich mit so vieler Heftigkeit, die an Erbitterung gränzt, den englischen Lobpreisern der neuen französischen Constitution in den Weg stellen: aber wenn man bedenkt, daß diese Lobpreiser sich nicht damit begnügen, die französische Revolution von ihrer besten Seite zu zeigen, und die Vortheile, welche Frankreich vielleicht, nach einem halben Jahrhunderte, durch solche erhalten dürfte, zu entwickeln, sondern daß sie auf eine ähnliche Staatsveränderung in England dringen, wo die Umstände doch ganz anders sind, als sie in Frankreich waren, kurz, daß sie Factionsmacher sind; so begreift man nicht nur, warum Männer, wie Burke und Woolcot (eben so wie Raynal und Mounier in Frankreich), die auch vorher die Sache der Freyheit vertheidigt hatten), sich in ihrem Gewissen für verbunden halten, mit den anmaßlichen Regierungsverbesserern eine Lanze zu brechen, sondern sie erwerben sich dadurch auch unsere Achtung, so wie die Dankbarkeit aller ächten englischen Patrioten: denn so willkührliche Eingriffe in das Eigenthum, wie die französische Natio-

erhabene Loboden denkt, und die des Engländers sind sarkastisch; er besingt nicht die bewunderungswürdigen, sondern die thörichten Handlungen der Helden seiner Zeit.

National-Versammlung gethan hat, eine so ungerechte als unpolitische Vertilgung von im Namen des Regenten geschlossener Contracte, wie das Dekret dieser Versammlung zur Aufhebung des noch nicht abgelaufenen Privilegiums der Ostindischen Compagnie, würden einen Staat, wie England, der ganz auf den Handel beruht, mit einmal in Verfall bringen, da sie hingegen in Frankreich, dessen innere Stärke viel gesicherter ist, freylich einzelen Personen großen Schaden thun, aber doch den Staat nicht ruiniren. Die Häupter der Oppositionsparthey in England halten es zwar aus guten Gründen für nothwendig, auf die Schritte derjenigen, welche die öffentliche Gewalt ausüben, ein wachsames Auge zu haben, damit diese solche nicht misbrauchen; aber sie vereinigen sich mit den Königlichen Beamten, jeden zu binden, der Feuer an das Staatsgebäude legen, oder es auch nur seiner Zierrathen berauben will. Raisonniren, ja selbst spötteln darüber, kann man hingegen wie man will; denn dadurch fällt das Gebäude nicht zusammen, oder nur die geringste Zierrath herunter, vielmehr, meynen sie, mache es die Aufseher des Gebäudes zuweilen auf einen Fleck aufmerksam, dessen nöthige Reparatur diese, ohne die Kritiken des Publikums, nicht in Zeiten würden bemerkt haben, und treibe sie an, ihre Sorgfalt für die Erhaltung und Verschönerung des Gebäudes zu verdoppeln.

Poems on various Subjects; consisting of meditations, contemplations, Soliloquies, poetical Epistles, Moral Reflections,

Hymns

Hymns and paraphrases of several parts of scripture etc. By T. May. London 1791. 162 p. 8. Der Verf. zeigt sich durchaus als einen guten, frommen Mann, einen feurigen Christen; die Kunst zu denken und zu schreiben aber ist ihm ganz fremd, und mit der Poesie haben seine abgesetzten Zeilen nichts ähnliches, als den Reim. Gegen Vernunft und Philosophie hegt der Verf. eine tiefe Verachtung. Man muß ihn bedauern, da man hingegen gewisse deutsche Sophisten verachten muß, die wider ihre bessere Ueberzeugung, den Menschen, das Edelste, was sie haben, verdächtig zu machen suchen.

The Millers Tale. From Chaucer. London Rigdway 1791. 27 p. 4. Mehrere neue englische Dichter von Verdiensten, die aber im Punkt der Delikatesse es so genau nicht nehmen, haben es versucht, Chaucers Erzählungen zu modernisiren. Wenn Laune Ausschweifungen und Plumpheit entschuldigt, so ist auch die Apologie dieses Versuchs gemacht, dessen Verf. viel Talent für Versification verräth, dem aber eine bessere Anwendung zu wünschen wäre.

Sonnets from Shakspeare. By Albert. Lond. Debrett 1791. 76 p. 8. Der Gedanke, einige der schönsten Sentiments aus den Werken des großen Dichters in Sonnette zu bringen, ist neu; aber auch glücklich? Einige seiner Nachahmungen und Ausbildungen können die Vergleichung mit dem Original aushalten, und das ist zu ihrem Lobe nicht wenig gesagt, andere hingegen

bleiben

bleiben freylich deſto weiter hinter demſelben zurück. Der gröſste Theil dieſer Sonnette iſt aus Einem Stücke Sh. gezogen: man kann leicht rathen, aus welchem. Aus Romeo und Juliet. Hier iſt die Nachahmung einer auch bey uns ſehr bekannten Stelle:

»Hark, Romeo, hark! O for a falconers ſkill,
This taſſel gentle back again to claim!
But bondage bids alas! my tongue be ſtill,
Elſe would I weary Echo with his name.

Thou com'ſt, but muſt no longer tarry here,
'Tis morn, and why I call'd thee I've forgot:
And ſhouldſt thou ſtay, thy preſence is ſo dear,
'T would all remembrance from my boſom blot.

I'd have thee goo, and yet ſo much I love,
No farther than a bird in ſilken chain,
Whom its fond miſtreſs ſcarce allows to rove,
Then inſtant pulls it to her hand again.
Good night! good night! parting is ſuch ſweet ſorrow,
That I ſhall ſay — good night, till it be morrow.«

Poems. By Mrs. M. Robinſon. London Bell 1791. 223 p. 8. Die meiſten von dieſen Gedichten waren ſchon in einem Journal erſchienen, allein ſie verdienten in jeder Rückſicht von neuem abgedruckt und in einer Sammlung aufbewahrt zu werden. Sie gehören gröſstentheils in die Klaſſe der Oden, Elegien und Sonnette. Feine, zärtliche Geſinnungen, Reichthum an lieblichen

chen Bildern, harmoniſche Verſe ſind die charakteriſtiſchen Merkmahle derſelben. Folgende Stanzen geben wir zur Probe: nicht als ob ſie zu den ſchönſten Stücken gehörten, ſondern weil wir den Raum zu ſchonen haben.

When fragant gales and ſummer ſhow'rs
Call'd forth the ſweetly ſcented flow'rs
When ripen'd ſheaves of golden grain,
Strew'd their rich treaſures o'er the plain;
When the full grape did nectar yield,
In tepid drops of purple hue;
When the dick grove and thirſty field,
Drank the ſoft ſhow'r and bloom'd a new;
O then my joyful heart did ſay,
»Sure this is Nature's Holy-day.«

But when the yellow leaf did fade,
And every gentle flow'r decay'd;
When whiſtering winds, and drenching rain,
Swept with rude force the raked plain;
When o'er the deſolated ſcene,
I ſaw the drifted ſnow deſcend;
And ſadneſs darken'd all the green,
And Nature's triumph ſeem'd to end;
O then my mourning heart did ſay,
»Thus Youth ſhall vaniſh, Life decay.«

When Beauty blooms and Fortune ſmiles,
And wealth the eaſy breaſt beguiles;
When pleaſure from her downy wings,
Her ſoft bewitching incenſe flings;
Then, friends look kind — and round the heart
The brighteſt flames of paſſion move,

False

False Flatt'ry's soothing strains impart
The warmest Friendship, fondest Love;
But when capricious Fortune flies,
Then Friendship fades — and Passion dies.

A descriptive and plaintive Elegy on the Death of the late Rev. John Wesley. By Th. Olivers. London 1791. 24 p. 4to. Wesley war, das können auch seine Gegner nicht läugnen, ein Mann von großen und mannichfaltigen Verdiensten, und das edelste Geschäfte des Dichters ist es gewiß, Verdienste der Welt anzupreisen: allein nicht alle gereimten Zeilen sind Poesie, und nicht jede Art von Verdienst ist ein schicklicher Gegenstand für das Lied der Muse. W. war ein Muster von Fleiß und Thätigkeit, allein die Geschichte seiner langen Reisen, seinem Frühaufstehen und Spätzubettegehn nimmt sich in Versen nicht aus, am wenigsten, wenn sie so sind, wie diese:

He often rode, as through the land he past
Full thirty miles, before he broke his fast!
Then added forty more, before he stopt to dine!
And ten or twenty more, before his preaching time!

Reflections on the Tomb of Columbus. By a Lady. London Kearsly 1791. 26 p. 4to. Columbus Verdienste und die Undankbarkeit der Spanier gegen ihn sind der Gegenstand dieses Gedichts. Die Materialien sind größtentheils aus Robertsons Geschichte von Amerika geschöpft. Das Vergnügen, das die Lektüre dieses Gedichts gewährt,

gewährt, entspringt mehr aus der Richtigkeit und Angemessenheit der Ideen, als aus dem poetischen Ausdruck und der Versification.

Nature. A Poem. London Johnſ. 1791. 32 p. 4to. Besser, als die längste Stelle aus diesem Gedichte, wird folgender kurzer Vorbericht, den der Verf. demselben vorgesetzt hat, ihn und sein Werk charakterisiren. „Der Verfasser dieses kleinen Stücks nährte längst schon die Idee, daß er ein gewisses Maaß poetisches Talent erhalten habe, allein eine Reihe mühsamer Arbeiten von aller Art hinderten ihn, die Sache näher zu untersuchen. Vor einigen Wochen endlich bekam er Muße, seine Kräfte in dieser Rücksicht zu probiren. Das Resultat dieses Versuchs legt er hier dem Publiko vor, und wartet den Ausspruch desselben mit keiner andern Empfindung, als der der Neugierde, ab. Er wird ihn belehren, ob er einen Vorzug besitzt oder nicht, der, so schön er an sich selbst ist, seinen Eignern selten einen reellen Vortheil verschaft hat, und überhaupt in unsern Tagen wenig geschätzt wird. In dieser Erwartung will er nicht weiter erwähnen, wie wenig Tage, oder vielmehr, wie wenig Stunden er auf die Verfertigung dieses ersten Stücks, das er je der Welt vorlegte, verwenden konnte.“

Animal Magnetism. A Ballad. With explanatory notes and Observations containing several curious Anecdotes of animal Magnetisers, ancient as well as modern. By Valentin Absonus Esq. London Johnſ. 1791. 44 p. 8. Eine treffende Satyre auf die-

sen

sen modischen Unfug, der auch in England eine Zeitlang viel Freunde und Gönner fand. Das Gedicht, und noch mehr die Noten, können dienen, manchem die Augen zu öffnen, der diese Charlatanerie noch nicht für das hält, was sie ist.

The Observer: being a Collection of moral, litterary and familiar Essays. Vol. V. London Dilly 1790. 309 p. 8. Mit diesem fünften Bande beschließt der berühmte Cumberland gegenwärtige mit vielem Beyfall aufgenommene Sammlung. Er steht den vorigen am Werth nichts nach. Die Aufsätze dieses Schriftstellers sind immer lehrreich, wenn gleich nicht immer tiefeindringend; seine Bemerkungen sind immer angenehm, wenn gleich nicht immer ganz genau; stets bestrebt er sich, Zufriedenheit und Menschenglück zu befördern. Die vorzüglichsten Stücke sind diejenigen, in denen er Eigenthümlichkeiten menschlicher Charaktere und ihren Einfluß auf die Vorfälle des gemeinen Lebens schildert: als z. B. Mr. Billy Simper, Geschichte von Nic. Pedrosa. Am Schluß nimmt der würdige Greiß rührenden Abschied von seinen Zeitgenossen: I have done my best to merit his (the readers) protection, and as I have been favorably heard, whilst yet talking with him, I hope I shall not be unkindly rememberd when I can speak no more. I have passed a life of many labours, and now beeing near its end have little to boast but of an inherent good will towards mankind, which disappointments, and

age itſelf, have not been able to diminiſh. It has been the chief aim of all my attempts to reconcile and endear man to man: I love my country and contemporaries to a degree of enthouſiasm that I am not ſure is perfectly defenſible; though to do them juſtice each in their turns have taken ſome pains to cure me of my partiality. 'Tis however one of thoſe ſtubborn habits, which peoples are apt to excuſe in themſelves by calling it a *ſecond nature*.

The hiſtory of Herodotus, translated from the Greek. With Notes. By the Rev. W. Beloe. IV. Voll. 8. London 1791. zuſammen 1580 p. Hier haben die Engländer nun auch von dieſem alten Schriftſteller, dem Vater der Geſchichte, eine Ueberſetzung erhalten, die ihres Originals würdig iſt. Hr. Beloe überſetzt mit Treue, und doch mit Geſchmeidigkeit und Eleganz: nur bisweilen ſcheint er mehr, als vielleicht nöthig geweſen wäre, paraphraſirt zu haben. Der Text iſt mit einer Menge gelehrter, paſſender und unterhaltender Noten erläutert. Weßeling und Larcher thaten ihm hier gute Dienſte, doch hat er ſelbſt eine Menge Fakta, Erläuterungen, Parallelen, Anekdoten ꝛc. aus andern alten und neuen Reiſenden zuſammengetragen. Den vierten Band füllen größtentheils kritiſche Unterſuchungen über einzelne Punkte, eine Skizze vom Leben des Herodot, und ein vollſtändiges Regiſter. Der Verf. läßt uns noch einen fünften Band erwarten, der eine

Ueber-

Uebersetzung von Plutarchs Abhandlung über den Herodot, und den drey Dissertationen des Abbé Geinoz über diesen Gegenstand, und einen sechsten, der eine Abhandlung über die Geographie des Heradet enthalten soll.

A Farewell for two Years to England. A Poem. By H. M. Williams. London Cadell 1791. 15 p. 4to. Die Verf., die im Begriff ist, eine zweyte Reise nach Frankreich anzutreten *), nimmt in diesem schönen Gedichte von ihrem Vaterlande Abschied. Dieses leitet sie natürlich auf ihren Lieblingsgegenstand, die Erneuerung der französischen Freyheit, und sie spricht mit Eifer, zugleich aber auch mit Würde und Anstand, gegen diejenigen ihrer Landsleute, die, wie sie glaubt, ihren Nachbarn den Segen der Freyheit, den sie selbst genießen, nicht gönnen; welches jedoch wohl schwerlich bey einem Burke der Fall seyn dürfte.

Ah! when shall Reason's intellectual ray
Shed o'er the moral world more perfect day?
When shall that gloomy world appear no more
A waste, where desolating tempest's roar?
Where savage Discord howls in threatning form,
And wild Ambition leads the madd'ning storm;
Where hideous Carnage marks his dang'rous way,
And where the screaming vulture scents his prey?

*) Ihre erste Reise hat sie in prosaischen Briefen beschrieben, die kürzlich zu Leipzig, bey Reinike, übersetzt worden sind, und gelesen zu werden verdienen.

Ah! come, bleſt Concord! chaſe, with ſmile ſerene,
The hoſtile paſſions from the human ſcene!
May Glory's lofty path be found afar
From agonizing groans and grimſon war;
And may the ardent mind, that ſeeks renown,
Claim not the martial, but the civic crown!

Lines in Memory of the Rev. Mr. J. Wesley. London Rob. 1791. 16 p. 4to. Ohne ein poetiſches Meiſterſtück zu ſeyn, verdient dieſes Gedicht dennoch vor der oben angeführten Elegie auf denſelben Gegenſtand unendlichen Vorzug. Der Charakter W., der ein verdienter und in vieler Rückſicht ein wirklich großer Mann war, wird ſehr treffend und ſchön geſchildert:

Plowing with Chriſtian Zeal and Patriot fire,
With all the love that Country can inſpire,
With all the warmth that Genius can impart,
He pours the living precept on the heart:
Spreads on the darkling mind th' illuming ray,
And all the glories of *eternal day*.
Conſoles the feeble and confirms the ſtrong,
And leads the timid fearleſsly along:
Grief, Sickneſs, Sorrow, Want, his bounties ſhare,
And needy worth becomes his guardian care.
Around his board no pamperd laquies wait,
In all the pomp of Oriental ſtate.
He rears no palaces, no wide ſpread plain
Calls him ſole Lord of all its proud domain.
He courts no grandeur and he hoards no wealth,
And Toil and Temperance procure him health.

Not

Not even Avarice the vice of age,
Clouds the mild luſtre of his life's laſt Page.
Rich in the treaſures of a feeling mind,
He knows no good but that of all Mankind,
No ſelfiſh aim inſpires his great deſign,
But holy love and charity divine:
While to the wrangling ſons of noiſy ſtrife
He gives th'example of a blameleſs life.

Ariſtarchus, or the principles of Compoſition. Containing a methodical arrangement of the improprieties frequent in writing and Converſation, with ſelect Rules for attaining to purity and elegance of expreſſion. London Bourne 1790. 432 p. 8. Der Verf. dieſes Werks iſt der verſtorbene D. Withers, deſſen Sonderbarkeiten und Unglücksfälle gleich ſehr bekannt ſind. Es ward anfangs in einzelnen Nummern ausgegeben, die hier geſammelt erſcheinen. Obgleich der Titel eine methodiſche Anordnung verſpricht, ſo iſt doch davon im Buche ſelbſt keine Spur zu finden. Der Werth deſſelben beruht auf einer Menge einzelner ſinnreicher, gründlicher, gelehrter Bemerkungen über den Styl, die zwiſchen andern zerſtreut liegen, die blos ſpitzfindig, geſucht ſind, und ihren Grund blos in der Eil, mit der ſie gemacht worden, dem Eigenſinn und den Vorurtheilen des Verfaſſers haben. Mit beſonderm Feuer eifert er gegen die Thorheit, auch in dem Grammatiſchen der neuern Sprachen ſich auf die Autorität der Alten zu berufen. Mr. Dryden ſaw and lamented the imperfect ſtate

of the engliſh language. But inſtead of conſulting his excellent underſtanding when a ſuſpected phraſe occurred, he translated it into Latin. But I would as ſoon appeal to modern Rome for the truth of my creed, as to ancient Rome for the propriety of my diction. From a ſyſtem of Syntax ſo eſſentially different it is abſurd to expect information as to Concord and Government. And as to the arrangement of the words, it is well known, that elegant Latin, when translated into engliſh verbatim, makes an uncouth, ridiculous appearance. Der Stelle, die der Verf. zur Beſtätigung aus Milton anführt, könnte man eine Menge ähnlicher aus unſern berühmteſten Schriftſtellern an die Seite ſetzen. Milton überſetzte die Horaziſche Strophe:

Qui nunc te fruitur credulus aurea:
Qui ſemper vacuam, ſemper amabilem
Sperat, neſcius aurae
Fallacis — —

alſo:

Who now enjoys thee credulous, all Gold,
Who allways vacant, allways amiable
Hopes thee, of flattering Gales
Unmindful — —

Gewiß nicht ſchlimmer, als die Verdeutſchung des Virgiliſchen:

Quid tibi odorato referam ſudantia ligna
Balſamaque — —

Aut

Aut quos Oceano propior gerit India lucos,
Extremi sinus Orbis — — —

durch:

Was gedenk ich dir noch wohlriechendes Holzes entquollne
Balsame —
Oder was Indien sonst dem Oceanus nahe vor Waldung
Trägt, die äußerste Bucht — —

Und solch undeutsches Lateinischdeutsch findet Bewunderer, und so Gott will auch Nachahmer!

Lindor and Adelaide a moral Tale. By the Author of Observations on D. Price's Revolution Sermon. London Stockdale 1791. 358 p. 12. Dieser Roman enthält ungleich mehr Räsonnement, als Handlung. Der Vers. sucht die Wirkungen zu schildern, die die französische Revolution auf den Landmann dieses Reichs gehabt haben, und die, seiner Meynung nach, äußerst verderblich seyn sollen. Er läßt Anhänger und Gegner der Revolution auftreten: die letztern sind Muster aller menschlichen Tugend, die ersten an Körper und Seele gleich sehr verwahrloßt. Die Hauptperson ist ein Prior, der den jungen Lindor aus einem warmen Freund der Freyheit zu einem unbesonnenen Verfechter des alten Despotismus macht; allein zu dieser schnellen Bekehrung mögen wohl die Reize Adelaidens, die ganz von dem Prior abhing, mehr beygetragen haben, als die Gründe des Priesters. Die Schreibart hat viel Leben, und auch an interes-

santen Situationen fehlt es, besonders gegen das Ende, nicht.

Seit einiger Zeit erscheint in London bey Evans unter dem Titel The Speculator ein periodisches Blatt, das sich durch verschiedene interessante Aufsätze auszeichnet. Unter andern findet man auch eine kurze Abhandlung über die deutsche Litteratur. Da wir es uns zum Gesetz gemacht haben, alle Urtheile von Ausländern über unsre schöne Litteratur, die nur einige Aufmerksamkeit verdienen, unsern Lesern mitzutheilen, so geben wir ihnen auch von diesem Aufsatz einen kurzen Auszug. Der Verf. giebt zuvörderst die Ursachen des geringen Interesse an, das man bis jetzt in England an den Produkten des deutschen Genies genommen. Erst seitdem Werthers Leiden übersetzt erschienen, fing man an zu glauben, daß es sich wohl der Mühe lohnen könne, die deutsche Litteratur einer nähern Betrachtung zu würdigen. Der Verf. verweilt vorzüglich bey dem Theater. Die Deutschen, sagt er, bestimmen den Werth der dramatischen Dichter nach ihrem Talent, die Empfindungen und Leidenschaften zu schildern. Ihre Tragödie trotzt allen Regeln, und zeigt die Natur in ihrer ganzen Nacktheit, allein sie fesselt die Aufmerksamkeit, erregt Erwartung, Interesse, Mitleid und Schrecken, das heißt, sie erreicht ihren Hauptzweck vollkommen. Jede Scene bringt einen tiefen Eindruck hervor, und wenn dieß gleich oft durch zu gewaltsame Mittel geschieht, so sind diese heftigen Erschütterungen doch gewiß besser, als Frost und Käl-

te. Im Trauerspiel muß das Herz stark gerührt gepreßt, zerrissen werden. — — Göthe, der Verf. einiger bewunderten deutschen Tragödien, ist ein Dichter von großer Originalität. Große Plane, eine kühne, sonderbare Composition charakterisiren die Schule, deren Stifter er ist. Das Feuer, der Enthusiasmus, die angreifende Empfindsamkeit, die in Werthers Leiden herrschen, sind unter uns bekannt genug. Die nervöse Energie, das feurige Gefühl, das dieses originelle Werk auszeichnen, finden sich auch in seinen andern Gedichten. Man bemerkt darin eine ihm eigne Zärtlichkeit, eine rührende Sanftheit, die von aller Kunst entfernt ist. So fähig sein Genie der kühnsten Wagstücke der dramatischen Kunst ist, so rührt er doch gewöhnlich nur Saiten des Herzens durch eine natürliche Simplicität und ein kunstloses Gefühl, das man nicht in allen deutschen Trauerspielen findet. Besonders haben seine weiblichen Charaktere eine Delikatesse, und eine Menge Züge, die den großen Meister verrathen. Zum Beweis können seine Stella, und die naive Einfalt der unglücklichen Heldinn seines Clavigo dienen. — — Auch Schillers Schönheiten zeugen von einem Originalgenie. Dieser Dichter ist der Aeschylus der Deutschen. Ein natürlicher Hang scheint ihn vorzüglich zu jenen Scenen des Entsetzens zu führen, vor denen weniger starke Seelen, als die seinige, zurückbeben. Sein ungezügeltes, feuriges Genie scheint sich mit Wohlgefallen in die höchsten Regionen aufzuschwingen, die der tragischen Poesie ganz

unzugänglich zu seyn schienen. Hier verweilt er, wie in seinem Element, mitten unter Sturm und Ungewitter, und den Explosionen der wildesten Leidenschaften, die die Seele in Zuckungen versetzen, und das Herz zerreißen. Er ist zu groß, sich der kleinen Ressourcen der Kunst zu bedienen. Er trift die Saiten des menschlichen Herzens mit einer Kühnheit, die sich der Verwegenheit nähert. Seine Fehler sind Roheit und Unregelmäßigkeit seiner Plane, seine schrecklichen Episoden, die, dem Schein nach, übertriebene Anstrengung, seinen Ideen den höchsten Grad von Nachdruck zu geben. Die entsetzliche Scene in Kabale und Liebe, der kalte Entschluß Mariens, die ihrem Liebhaber entsagen, ihm einbilden muß, sie sey ihm untreu, dieser kalte Entschluß zu sterben, und die Anstalten, die sie dazu macht, sind auf dem Theater ohne Beyspiel u. s. w.

X.

Kunstnachrichten.

Leipzig. Unter dem bescheidenen Titel: Versuche im Radiren, sind von Mlle. Juliane Bause, der Tochter unsers berühmten Bause, acht allerliebst radirte Blätter, wovon 7 angenehme Landschaften nach Bach, Kobell, Sachtleben, Both und Wagner in Notenformat erschienen, die sie zu dem Range der geschicktesten Künstlerinn erheben.

Das

Das lezte stellt auf der einen Hälfte des Blattes ein Tupapau oder Begräbnißort in Otaheite: auf der zweyten zwey Tihhis (d. i. Geister oder Seelen) auf der Osterinsel in der Südsee, als Werke der Kunst von den Insulanern gefertiget, vor.

Ebend. Die Rostische Kunsthandlung giebt eine Anzeige von 7 Seiten heraus, worinne sie ein Unternehmen ankündiget, das gewiß jeder Kunstliebhaber und Sammler mit Beyfall aufnehmen und ihm seine Unterstützung nicht versagen wird. Es sollen nämlich von Zeit zu Zeit Verzeichnisse aller Blätter eines jeden Künstlers, welcher in Sammlungen verdient aufgenommen zu werden, in der möglichsten Vollständigkeit, Heftweise in Octavformat, und auf Schreibpapier mit lateinischen Lettern, subscriptionsweise, mit dem ähnlichen Bildnisse des Künstlers, ausgegeben werden. Das nähere Detail von der Einrichtung dieses der Kunst so vortheilhaften Unternehmens giebt die Anzeige vom 1. Dec. 1791 selbst, auf die wir die Liebhaber verweisen.

Von eben dieser Handlung haben wir den 1sten Februar 1792 die Versteigerung einer ansehnlichen Kupferstichsammlung, alter, neuer und seltener Blätter berühmter Meister, nebst einigen Handzeichnungen, Gemälden, Kupferstich- und Kunstwerken von vielerley Art zu erwarten. Die vortheilhafte und einsichtsvolle Einrichtung ist den Kennern zu bekannt, als daß wir ihnen vorgreifen wollen. Der Catalogus, No. XI. bezeichnet, enthält, ohne

einen

einen Anhang von seltenen Kunstwerken, 4930 Nummern, auf 384 Seiten gedruckt.

Dresden. Hr. Günther, der die Natur so getreu in seinen schönen Kupferstichen oder vielmehr Malereyen im Aberlischen Geschmacke copirt, hat sein Werk wieder mit etlichen, theils großen, theils etwas kleinern Blättern vermehrt, die sowohl seiner Wahl der Gegenstände, als seinem Verstande in der malerischen Beleuchtung Ehre machen.

1) Aussicht über Wehlstädtel nach Raden.

2) Ansicht des Liliensteins von der Morgenseite; dieß, wie das vorhergehende zu 6 Thaler. Beyde sind von der Größe seines Königsteins und der zwey Vorstellungen des Brocken, und können, als Gegenbilder, zu jenem dienen.

Zu den kleinern gehören zwey Ansichten von Seifersdorf ohnweit Meißen, Preis jedes 12 gr.

Vier Stück Schlösser, als Kriebstein, Tharant u. s. w. und

Zwey Stück Aussichten aus dem großen Garten, jedes zu 10 gr.

Petersburg. Von hier haben wir folgende großen Kupferblätter in schwarzer Kunst vor uns:

Ein holländisches Conversationsstück nach Verkoyelle.

Jephta's Rash Vow, nach Pierre Miznard: beyde Blätter im größten Atlasfolio.

The Card Players nach einem Gemälde von Theodor Rombours.

Peterdenies Christ, nach Moisé Valentin. Diese Blätter sind etwas kleiner, als die beyden vorigen.

Eine

Eine alte sitzende Matrone, vor der ein lesender Knabe in ein Buch blickt, das auf ihrem Schooße liegt; nach Rembrant.

Ein Greis, der ein nackendes Kind in seinem Arme hält, das mit einer Kugel spielet, und ihn ernstlich ansieht, indem er mit Zärtlichkeit darauf blickt; nach Guido Reni.

Generalfeldmarschall Fürst Potemkin. Diese sind sämmtlich von James Walker, einem Engländer, Kaiserlichen Kupferstecher, in schwarzer Kunst gestochen, und der Russischen Kaiserinn zugeeignet.

Ansichten in großen Blättern von verschiedenen Palästen mit daran liegenden Plätzen, in aqua tinta braun abgedruckt.

A View on the Fontanika Canal St. Petersburg.

A View of the Marble Palace etc. in the Great Million, St. Petersburg.

The Public Shops in the Nevsky Perspective St. Petersburg.

The Imperial Academy of Petersburg.

The Arsenal, Canon Foundery etc. in the Litanie, St. Petersburg.

The Imperial Academy of Sciences at St. Petersburg.

Die Aufschriften sind auch französisch, und die Blätter von Joseph Hearn gezeichnet und von Thomas Malton gestochen. Sie sind in der Rostischen Kunsthandlung in Commission zu finden.

Neapel.

Neapel. Von hier aus kündigt der Kunsthändler Michel Rosen folgendes große Werk an: Recueil de Gravures, d'après des Vases antiques, la plûpart d'un Ouvrage Grec, trouvés dans des tombeaux en 1789 et 1790 dans les Royaume des deux Siciles, mais principalement dans les environs de Naples, tirés du Cabinet de Monsieur, le Chevalier Hamilton, Envoyé Extraordinaire et Plenipotentiaire de S. M. Britannique à Naples, avec des Observations sur chacun des Vases par l'auteur de cette collection publiée par Mr. *Guillaume Tischbein*, Directeur de l'Academie Royale de Peintures à Naples. Es wird dasselbe englisch und französisch in 3 Bänden, groß Folio, auf Royalpapier abgedruckt; jeder enthält 60 Platten, nach den Originalen abgezeichnet und gestochen, die die Künstler stets unter Augen haben werden, um die kleinsten Züge und Umrisse der griechischen Zeichnungen zu liefern. Dieß Werk wird die Fortsetzung von dem großen, in England herausgekommenen Werke des Hrn. d'Hancarville in 4 Bänden in Folio, ebenfalls aus dem Cabinette des Chevalier Hamilton gezogen, ausmachen. Der erste Band ist bereits im October vorigen Jahres erschienen, dem die andern beyden bald folgen werden. Der Preis jedes Bandes ist quatre onces monnoye de Naples, ou soixante livres tournois (ungefähr 13 Thaler). Die Subscribenten erhalten den Vorzug der besten Abdrücke, die bey dem Empfange bezahlt werden.

Parma.

Parma. Schon vor zwey Jahren iſt in hieſiger Königl. Druckerey ein Prodromo von einer Enciclopedia metodica delle belle Arti ausgegeben werden, die auf Subſcription erſcheinen ſoll. Jetzt kündiget der Autor in einem in Folio gedruckten Briefe agli Amatori, Dilettanti, e Profeſſori delle belli Arti, (die zugleich zur Unterſtützung des großen Werks aufgefordert werden), an, daß er bald nächſtens damit zu Stande ſey, und der Anfang des Druckes ſolle gemacht werden. Da jenes Prodromo vielleicht nicht in aller Liebhaber Hände gekommen, ſo wollen wir hier den Inhalt der acht Theile angeben, aus der dieſe Enciclopedia metodica delle belle Arti beſtehen ſoll.

I. Indice alfabetico dei Profeſſori tutti, ed Artefici, i quali in qualunque ramo delle noſtri Belle Arti eſſendoſi in qualche maniera diſtinti, ſe n'abbia a ritenere memoria.

II. Raccolta di Cataloghi ragionati de' più celebri Maeſtri d'Inciſioni a varie foggie, tanto antichi, quanto moderni.

III. Catalogo ragionato univerſale delle Stampe claſſiche antiche e moderne.

IV. Catalogo generale delle Marche, tanto ſemplici, quanto compoſte, dei Ligogrofi, Rebus etc. colle loro ſpiegazioni.

V. Vite di tutti i Profeſſori delle Belli Arti, dei quali ſi preſentarono i nomi nella prima Parte.

VI. Se-

VI. Serie di tutte le Opere più pregievoli in materia di Belle Arti, che ſi trovano ſparſe nella colta Europa.

VII. Spiegazione de' Fatti Storici, Mitologici, Favoloſi, e d'altri generi de' Soggetti ritrovati eſiguiti in Pittura; e Scultura, Diſegno, ed Inciſione nelle antecedenti Parti deſcritti.

VIII. Bibliografia generale ragionata delle Belle Arti.

Neue engliſche Kunſtſchriften.

A Picturesque Tour through Holland, Brabant, and Part of France, made in the Autumn of 1789. Illuſtrated with Copper-Plates in Aqua tinta from Drawings made on the Spot. Bg. *Samuel Ireland.* 2 Vols. 8vo pp. 230. and 209. Egertons. 1790. Wenn der Liebhaber der Naturſchönheiten in dieſer maleriſchen Reiſe nicht die reizenden Schilderungen der Naturſcenen findet, wie in des Hrn. Gilpin ſeinen, die wir zu ſeiner Zeit angezeigt haben, da Holland ſowohl ſeiner platten Lage, als ſymmetriſchen Verzierungen und Abtheilungen ſeiner Ländereyen wegen, dergleichen nicht anbietet; ſo wird doch der Liebhaber der Kunſt manches Unterrichtende und Intereſſante darinnen finden: denn er erhält nicht nur eine Nachricht von den mannichfaltigen Gemälden, womit dieſes Land prangt, und allerley Anekdoten von Künſtlern, die beynahe einen ganzen Band einnehmen; ſondern das Werk iſt auch

mit

mit einer großen Menge von Land- und Waſſeranſichten, von Städten, Häfen und Landhäuſern, und andern Verzierungen angefüllt, daß es in einer Kunſtbibliothek wohl eine Stelle einzunehmen verdienet.

A Diſcourſe, delivered to the Students of the Royal Academie, on the Diſtribution of the Prizes, Dec. 10. 1790. By the Preſident 4to. pp. 31. Cadell. 1791. Der gelehrte Präſident der engliſchen Malerakademie, Hr. Joſhua Reynolds, der in dieſer Rede als Autor von der Akademie und von der gelehrten Welt, wegen ſeines hohen Alters und ſchwächlicher Geſundheit, Abſchied nimmt, giebt in dieſer Rede noch einige herrliche Erläuterungen über die Grundſätze, die er ſeinen Schülern in ſeinen vorgängigen Abhandlungen und Vorleſungen eingeprägt hat: beſonders ſchildert er auf eine geiſtreiche und meiſterhafte Art den Charakter des Michel Angelo, als den höchſten Lehrer und Vater der neuern Kunſt, von denen er nicht nur Erfinder war, ſondern die er durch die Energie ſeiner eigenen Seele bis zum höchſten Gipfel der Vollkommenheit getrieben hat, nebſt einem Unterrichte, mit welchen Augen man ſeine Kunſtwerke anſehen und beurtheilen muß.

A Treatiſe on the Decorative Part of Civil Architecture, Illuſtrated by fifty Original, and three additional Plates, engraved by Old Rooker, Old Foudrinier, Charles Grignion, and other eminent Hands.

By Sir *William Chambers* etc. The third Ed. considerably augmented. Imperial Folio. 3. l. 3. s. Cadell. 1791. Wenn ein Werk von solcher Kostbarkeit bis zur dritten Ausgabe kömmt, so muß der Werth desselbigen ziemlich anerkannt seyn. Wir zeigen es dem Liebhaber der Architektur hauptsächlich wegen der neu hinzugekommenen neuen Platten und Zusätze an.

Neue englische Kupferstiche.

Gestochene Blätter.

Adonis carried off by Venus und Diana deceived by Venus. Zwey schöne Landschaften nach Swanefeld, von J. Brown gestochen, 20½ Zoll hoch, 26 Zoll breit; beyde 21 Schillinge.

Moses striking the Rock, von T. Chesham gemalt und gestochen, 21½ Zoll hoch, 25½ Zoll breit; 12 Schillinge.

A View of Gibraltar with the Spanish Battering Ships on fire. Es stellt die große Begebenheit vom 14. Sept. 1782 vor, wo der englische Brigadier Curtis, währendem Brande der schwimmenden Batterien, einen Theil der verunglückten Spanier aus der See rettete, von J. K. Sherwin gemalt und geistreich gestochen, 20½ Zoll hoch, 26 Zoll breit; 12 Schillinge.

The Forsaken Fair, nach Goldsmiths deserted Village, von eben diesem Künstler gemalt und meisterhaft radirt, von gleichem Maaß; 10½ Schilling.

Landschaften in braun lavirter Manier, alle von M. Catharina Prestel.

Gainsboroughs Forest, von Gainsborough gemalt, 23 Zoll hoch, 28 und ein halb Zoll breit; 21 Schillinge.

Hobbimas Village, von Hobbima gemalt, von gleichem Maaß; 21 Schill.

A Wood Scene, von P. Breughel gemalt, von gleichem Maaß; 15 Schill.

Evening with the Repose of Cattle Rosa of Tivoli pinx. von gleichem Maaß; 15 Schill. Ein vortreffliches Blatt.

Evening, von Moucheron und V. Velde gemalt, von gleichem Maaß; 15 Schill.

Punktirte Manier.

Alexander the Great, led by Thais to the burning of Persepolis in Persia, von Orme gemalt und gestochen, 21 Zoll hoch, 26 Zoll breit; 21 Schillinge.

Master Kemble in the Character of King Richard the third, von W. Hamilton gemalt und F. Bartolozzi gestochen, 27 Zoll hoch, 19½ Zoll breit; 21 Schill.

A Shipwreek'd Sailor Boy telling his Story at a Cottage door, von W. R. Bigg gemalt und T. Gaugin gestochen. Ein sehr interessantes Blatt, voller Wahrheit im Ausdruck, 26 Zoll breit, 22 Zoll hoch; 21 Schill.

Sommerset place, von Farrington gezeichnet und Stadler gestochen, ist in lavirter Ma-

nier, und in Farben abgedruckt, 22 Zoll hoch, 28 Zoll breit; 12 Schill.

Death of Arcide, von W. Hamilton gemalt und F. Bartolozzi gestochen, 18 Zoll hoch, 21½ Zoll breit; 21 Schill.

The Genius of Modesty proventing Love unveling Beauty, nach J. B. Cypriani von Ryder und Cossé gestochen, 15 Zoll hoch, 17 Zoll breit, 7½ Schill.

The Alpin Lovers und the Pasketmakers, beyde nach F. Wheatley von Branson und J. Backer gestochen, 18 Zoll hoch, 15 Zoll breit; beyde 15 Schill.

4 Bl. englische Soldaten: Light Infanteriemann, Life Guardsmann, Foot Soldier, und Light Horsemann, alle nach H. Bunbury von F. D. Soyron gestochen, 18 Zoll hoch, 12 Zoll breit; alle 4 Bl. 10 Schill.

2 Blatt: Venus showing Eneas the Road to Carthage und Penelope taking down the Bow of Ulysses, zwey schöne Blätter nach Ang. Kauffmann von T. Ryder gestochen, 17 Zoll hoch, 12 Zoll breit; beyde 16 Schill.

Lord Grantham, Frederic et Philip Robinson, nach J. Reynolds von T. Chesmann gestochen, 19 Zoll hoch, 13½ Zoll breit; 7½ Schill.

2 Bl. Children at play und Bacchanals, von der Lady Beauclerk gezeichnet und Bartolozzi gestochen, 15 Zoll hoch, 12 Zoll breit; beyde 10½ Schill.

Mfr.

Mſr. Abbington, in the Character of Roxalana, ein geiſtreiches Portrait, Halbfigur, nach J. Reynolds, von J. K. Sherwin, 12 Zoll hoch, 8½ Zoll breit; 5 Schill.

A Goaſt, drey Kinder, von denen das eine ein Geſpenſt vorſtellt. Ein kleines intereſſantes Blatt, nach R. Weſtall von Schiavonetti geſtochen, 10½ Zoll hoch, 12 Zoll breit; 5½ Schilling.

Blätter in ſchwarzer Kunſt.

Zwey intereſſante Blätter, Henry the Fourth of France reconciles the Dutcheſs of Beaufort to Sully, und the Earl of Eſſex firſt Interview with Queen Eliſabeth, after his return from Ireland, nach R. Weſtall von W. Ward, 24 Zoll hoch, 28 Zoll breit; beyde 30 Schillinge.

Chriſt among the Doctors, ein meiſterhaftes Blatt, nach A. van der Werff, von V. Green, 28 Zoll hoch, 18½ Zoll breit; 32 Schillinge.

Caſtor and Pollux, carrying off the Daughters of Leucippus, ein vortrefliches Blatt, nach P. P. Rubens, von V. Green, 26 Zoll hoch, 21½ Zoll breit.

The Death of the Elk, nach Rubens von W. Ward, 21½ Zoll hoch, 26 Zoll breit; 21 Schillinge.

Zwey Blatt, Boys and Dogs und Cottage Children, nach T. Gainsborough von H.

Birche gestochen, 24½ Zoll hoch, 16½ Zoll breit; beyde 31⅓ Schilling.

A. View of Morea on of the Friendly Islands in the South Seas, von Clevely gemalt und von F. Juker gestochen, 21½ Zoll hoch, 28 Zoll breit; 10½ Schill.

Setting Sun, Kinder in einer Landschaft, welche bey untergehender Sonne spielen, nach J. Hoppner, von J. Young, 23 Zoll breit, 18½ Zoll hoch; 12 Schill.

Poverty, ein Kind sitzend, als Bettler, nach Rising von Graham gestochen, 14 Zoll hoch, 16½ Zoll breit; 5 Schill.

Frankreich.

Confédération des départemens du Nord, de la Somme et du Pas-de-Calais, faite à Lille le 14. Juillet 1790. nach einem Gemälde von M. L. Watteau, Professor der Akademie zu Lille, von Helman gestochen, kostet 6 Liv.

Pascal Paoli, né à Rostino en Corse, ein Bildniß 25 Zoll hoch, 10 breit, von Drelling, gestochen von Henriquez.

Portrait de Jean-Sifrein *Maury*, né à Vauréas le 26. Juin 1746, prédicateur du Roi, l'un des quarante de l'académie françoise, député de Péronne etc. aux Etats-Généraux de 1789, nach einer Zeichnung von Moreau, gestochen von Courbe

Jesus au Tombeau, ein Basrelief nach Boichot, Bildhauer des Königs — Desgl. ei-

nes

nes nach van Dyk von Hoin geſtochen, Preis 1 Liv. 4 S.

La France Sacrifiant à la Raiſon, ein Blatt 21 Zoll hoch, 15 breit, in engliſcher Manier von Bonnieu nach ſeinem in der Nationalverſammlung den 14. Julius 1791 aufgeſtellten Gemälde, Preis 15 Liv.

Vue de fédération du 14. Juillet 1790. priſe du Coté de Grenelle, 21 und ein halb Zoll breit, und 9 hoch, von Janinet geſtochen, Preis 12 Liv.

Apothéoſe d'Honoré-Gabriel Riquetti *Mirabeau*, von Hoin, Maler der Akademie zu Dijon ꝛc. geſtochen.

Portrait de M. Amiot, Correſpondent de l'academie des Inſcriptions etc. de Paris, Miſſionaire apoſtolique à Pekin, in China von Panzy gemalt, und von Helman zu Paris geſtochen. Preis 1 Liv. 4 S.

Von dem Abrégé de l'Hiſtoire Univerſelle, en figures, deſſinées et gravées par les premiers Artiſtes de la Capitale, ou Recueil d'Eſtampes repréſentant les Sujets les plus frappant de l'hiſtoire, tant ſacrée que profane, ancienne et moderne; avec les explications qui s'y rapportent, par M. *Vauvilliers*, iſt Nummer 9. 1 Livre des Rois erſchienen. Pr. 4 Liv.

Galerie du Palais Royal, 23 Lage, zu 12 Liv. enthält La Mort d'Actéon, ein Gemälde von Titian Vercelli, geſtochen von J. Couche:

L'Adoration des Rois, nach Charles Caliari, von J. Beljambe; l'Enfance de Jupiter, nach Giulio Romano von Patas; un Chriſt mort nach A. Schiavone, von J. Michault: le Concert de chats, nach Peter Breugel, von J. Couché, und Agar et Iſmael nach P. F. Mola, von J. B. Racine.

Von der Edition complette de la Sainte Bible, ornée de 300 figures, d'après deſſins de M. Marillier, iſt die ſechſte Lieferung, die den Anfang des 2ten Bandes ausmacht, erſchienen, koſtet in 4to 24 liv. in 8vo 12 liv.

Les Apprêts du Ballet, von Freſca nach Lavrince geſtochen: Preis 6 liv.

Tableaux, ſtatues, basreliefs et camées de la Galerie de Florence et du Palais Pitti, gezeichnet von Wicar, Zögling des Hrn. David, und unter der Aufſicht des Delacombe geſtochen, mit Erklärungen des Hrn. Mongez des Aeltern, von der königl. Akademie der Aufſchriften, neunte Lieferung, koſtet 18 liv.

Portraits des Grands Hommes, Femmes illuſtres et Sujets mémorables de France, gravés et imprimés en couleur, die 43. Lieferung. Enthält les Portraits et Notices de Rollon, ſurnommé Raoul, et de Guillaume I. dit le Bâtard et le Conquérant.

Louis XVI. à l'Aſſemblée Nationale accepte ſolemnellement la Conſtitution: ein Blatt von David, nach Le Jeune, Preis 12 liv. erſte Abdrücke auf papier velin 24 liv.

Les

Les Regrets mérités, ein Blatt von de Launay, nach einem Gemälde der Demoiſelle Gerard, Schweſter und Schülerinn des Hrn. Fragonard.

Les faſtes de la revolution françoiſe, eine Folge von Kupferblättern 15 Zoll breit, 11 hoch, die die merkwürdigſten Epoken der Revolution von 1789, mit intereſſanten Anmerkungen unter jedem, darſtellen ſollen, von M. Pouce, Capitain der Nationalgarde. Zwey ſind bereits davon erſchienen, 1) la fédération des François, avec l'etat circonſtancié des Gardes Nationales de chaque département. 2) l'Aſſemblée Nationale, priſe dans l'inſtant du premier don patriotique offert par les Dames artiſtes, avec un prècis de la révolution et de la conſtitution. Jedes zu 4 liv. 4 S. und 9 liv. ſorgfältig colorirt.

Les Premiers Martyrs de la liberté Françoiſe, ou Le Maſſacre de la Garde Nationale de Montauban, le 10. Mai 1790. Von B. Epinaſſe componirt, und geſtochen von Simonet. Preis 12 liv.

L'ouverture des Etats-généraux à Verſailles le 5. Mai 1789, und la Conſtitution en Aſſemblée Nationale, et le ſerment des Deputés qui la compoſoient à Verſailles le 17. Juin 1789. Zwey Gegenbilder von Moreau dem jüngern gezeichnet und geſtochen: beyde zu 16 liv. Unter jedem iſt die Liſte der Namen

der Deputirten, die die Versammlung ausmachten, angegeben.

Portraits de Mrs. *Robespierre*, *Henri Jessé*, *Jérôme Pethion* et *Pierre Louis Roederer*, députés d'Arras, de Beziers, de Chartres et de Metz à l'Assemblée Nationale, von J. Guérin gezeichnet und von Fiezinger gestochen.

Barriere des Champs-Elysées, prémier Mai donné à la Ville de Paris par l'Assemblée Nationale, qui suprime tous les droits aux barrières. Ein Blatt 13 Zoll hoch, 20 lang, mit 4 buntfarbigen Platten gestochen, macht das Gegenbild von Champs de Mars aus, Preis 6 livres.

L'Heure Première de la liberté, ein Blatt, worinne der erste Augenblick der Freyheit, das ist, sogleich nach Einnahme der Bastille, vorgestellt wird, und die daraus befreyten Gefangenen durch die Straßen in Paris im Triumph geführt werden.

Serment civique du village de M*** en Fevrier 1790, 21 Zoll breit, 15 hoch, gezeichnet von Rozier, gestochen von Genisson, 6 liv. bister und schwarz, 18 livres colorirt.

Schweden.

Beschreibung der Gemäldesammlung des Königs von Schweden, in der großen Gallerie des Stockholmer Schlosses.

Die Grazien sind die Göttinnen der schönen Künste. Dichter, Bildhauer und Maler begnügen sich nicht, diesen reizenden Wesen zu opfern;

sie

sie versuchen es auch, ihre Züge in ihre Werke überzutragen, und ihnen das Gepräge ihrer unbeschreiblichen Reize aufzudrücken. Nach und nach ward die Kunst kühner: verschiedene Künstler versuchten es, vollständige Bildnisse von den Grazien zu liefern. Unter die, welche dieses Wagstück mit dem glücklichsten Erfolg auszuführen hoffen durften, gehörte gewiß Rubens.

Drey Schönen, kaum über die Jahre der Kindheit hinaus, tragen hüpfend ein Körbchen mit jungen Rosen, die gleichwohl weniger frisch und zart scheinen, als die Reize der liebenswürdigen Gruppe, auf deren Händen sie schweben. Sie sind sämmtlich ohne allen Schmuck, als den sie aus den Händen der Natur erhielten. Die eine hat blondes, die andre schwarzes, die dritte schönes kastanienbraunes Haar. Aus ihren Blicken strahlt ein unschuldiger Frohsinn, der gleichwohl etwas wollüstiges hat. Die schönen Formen ihrer Körper und die zarte, fast durchsichtige Naktheit, haben keinen Schleyer, als die Bescheidenheit ihrer Stellungen. Wenn man sie betrachtet, so wird die Täuschung so stark, daß man mit Ungeduld erwartet: ob sie sich bewegen werden?

Figuren von solcher Wahrheit müssen nothwendig nach der Natur gemalt seyn. Aller Zweifel verschwindet vollends, so bald man durch diese Reize (wenn gleich nur schwach) die flamländische Tournüre durchschimmern sieht. Was würde dieses Gemälde nicht seyn, wenn es seine Muster aus

dem

dem Vaterland eines Apelles und Lycipp entlehnt hätte!

Die Schönheit der Figuren desto mehr zu heben, hat Rubens den Hintergrund seines Gemäldes mit einer dunkelrothen Draperie bedeckt, die kunstlos über Zweige von Bäumen ausgebreitet ist. Das wenige, was man von diesen letztern sieht, und die Blumen im Körbchen sind von Breugels Hand.

Dieses Gemälde bestätigt einen Satz, der den Malern nicht gleichgültig seyn kann, auf das unwidersprechlichste; nehmlich, daß Rubens sich zu seiner Carnation des Ultramarins bedient habe. Sollte dieses nicht in allen Arbeiten, die eine ungewöhnliche Delikatesse des Colorits erfordern, nachgeahmt zu werden verdienen? Auch von Mengs und andern weiß man, daß sie sich desselben mit Glück bedient haben.

Wenn gleich dieses schöne Gemälde im Ganzen gut erhalten ist, so trägt es dennoch einige Spuren von dem nagenden Zahne der Zeit. Die hölzerne Tafel, die aus drey zusammengeleimten eichenen Platten bestand, hatte Sprünge bekommen, durch welche die Malerey destomehr gelitten hatte, da sie auf einen Grund von Kreide aufgetragen war. Nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen, diesem Uebel abzuhelfen, entschloß man sich, das Gemälde auf Leinwand übertragen zu lassen. Diese Operation ward vor ohngefähr 30 Jahren in Paris vorgenommen. Mit der Art, wie es geschehen, sind die Kenner nicht ganz zufrieden. Hätte man bis

jetzt

jetzt gewartet, so hätte diese Erneuerung im Lande selbst, und von der Hand eines Schweden *) geschehen können, der sich durch wahre Wunderwerke in dieser Art bekannt gemacht hat.

Die Vermählung der Amphitrite, gleichfalls von Rubens, hat einen hohen Grad von Vollendung und macht großen Effekt. Obgleich die Figuren nicht über 3 bis 4 Zoll haben, so sind die Verhältnisse doch von bewundernswürdiger Richtigkeit und die Physiognomien sprechend. Neptun fährt in seinem Wagen über die leicht bewegten Wellen. Er scheint stolz darauf, seinem weiten Gebiete seine reizende Eroberung darzustellen. Die junge Schöne, die sich vertraut auf ihren Gatten lehnt, betrachtet ihn mit einer Miene, aus der Wohlgefallen und Wollust spricht. Der Wagen mit zwey schneeweißen Seepferden bespannt, und von Nymphen und Tritonen umgeben, nimmt den Mittelgrund des Gemäldes ein. Von der einen Seite sieht man in der Entfernung den Berg Atlas und die Küste von Afrika, die sie hinter sich lassen. Am Ufer angezündete Feuer scheinen Opfer für Juno anzudeuten, die Schutzgöttinn der Ehe ist, und in der Luft auf einem von zwey Pfauen gezogenen Wagen erscheint. Auf der andern Seite sieht man den Bacchus, den Gott der Feste und der Freude, der umringt von Silenen, die auf Tritonen reiten, dem glücklichen Paar entgegen kömmt. Das Colorit hat eine Frische, und selbst Schimmer. Die Zusam-

*) Hr. Halblad, Professor der königl. Malerakademie.

sammensetzung ist reich und gut geordnet. Der Ausdruck in einzelnen Figuren ist so künstlich vertheilt, daß sie die Wirkung des Ganzen befördern, und die vortrefliche Luftperspektiv vollendet die Täuschung.

Dieß Gemälde ist wunderbar gut erhalten. Sehr viel trägt dazu bey, daß der hölzerne Grund nur Ein Stück ausmacht, ob er gleich 38 Zoll lang und 28 Zoll hoch ist.

Das Sujet eines dritten Gemäldes von Rubens sind zwey nakte Kinder, die ein Fruchtkörbchen tragen. Die schöne Simplicität macht es sehr schätzbar, wenn gleich die Malerey nicht sehr ausgearbeitet ist.

Unter den Gemälden von geringerm Umfang, sieht man noch drey Skizzen von Rubens, die bemerkt zu werden verdienen. Die erste stellt die drey Töchter des Cecrops vor, die den kleinen Erichthonius aus dem Korbe nehmen. Man liest in ihren Augen die Neugierde, die Ueberraschung beym Anblick der monströsen Bildung seiner Füße, die Schlangen gleichen, und den Schrecken, den ihnen die Furcht für dem Zorn der Minerva einflößt, die ihnen verboten hatte, den Korb zu öffnen. Die zweyte zeigt den Herkules im Kampf mit dem Löwen: ein Gemälde von vieler Kraft. Das dritte hat den Charakter der Weichlichkeit, der dem Sujet sehr angemessen ist, welches den Herkules zwischen der Venus und dem Cupido vorstellt.

Rubens prächtigstes Werk aber aus der Klasse der profanen Sujets ist ein Merkur in Lebensgröße.

größe. Der Gott ist unter der Gestalt eines jungen vollkommen schönen Mannes abgebildet, schwebt in den Lüften, hat den Caduceus in der einen und einen wohlgefüllten Beutel in der andern Hand. Um die Mitte des Körpers ist er mit einer Draperie von sehr blendendem Roth umgürtet, und trotz dieser sehr unvortheilhaften Decoration scheint das Fleisch so natürlich, daß man in Versuchung kömmt es anzufühlen, um sich zu versichern, daß es keine Wärme hat.

Die Hauptfigur ist mit kleinen Genien umringt, die auf verschiedene Weise beschäftigt sind. In der Tiefe zeigt sich das ferne Meer, und im Vordergrunde erblickt man Ballen von Kaufmannswaaren und andere Sinnbilder der Handlung. Dieses Gemälde war für den großen Saal der Antwerper Börse verfertigt worden.

(Der Beschluß folgt.)

In der Verlagshandlung dieses Journals ist seit Anfang dieses Jahrs fertig geworden:

Beyträge zur Ergänzung der deutschen Litteratur und Kunstgeschichte, herausgegeben von Joh. Friedr. Köhler, (Diacon zu Taucha.) Erster Theil. gr. 8vo 18 Gr.

Medizinische Versuche, von D. Fr. Albr. Ant. Meyer, (zu Göttingen.) 8vo 12 Gr.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte; angefangen von den beyden Herren D. Gehler, und fortgesetzt von D. E. B. G. Hebenstreit, 4ten Bandes 6tes Stück, gr. 8vo 8 Gr.

Alexis, oder das Häuschen im Walde. Eine Handschrift, die am Ufer der Isere gefunden ward; herausgegeben von dem Verfasser von Lolotte und Fanfan. 2 Theile, 8vo 1 Thlr. 18 Gr.

Vorschrift der französischen Nation an seine Stellvertreter im Jahr 1789. Nebst einigen Bemerkungen darüber. Als Beylage zur Urkunde der französischen Reichsverfassung, 8vo 12 Gr.

(Diese Schrift enthält das Resultat der 500 Cahiers, welche die Deputirten zu den Generalstaaten im April 1789 mit nach Versailles brachten, und eine Prüfung der neuen Constitution nach ihren wesentlichsten Punkten.)

Ankündigung.

Die hiesigen gelehrten Zeitungen werden für das Jahr 1792, wie zeithero, unter Aufsicht Herrn Professor Becks herauskommen; nur hat den Verlag derselben die Dykische Buchhandlung allhier übernommen, und sie wird solche mit deutschen Lettern drucken lassen, auch aller vierzehn Tage, nämlich den 1sten und 15ten jedes Monats, den Interessenten eine Beylage von einem halben, oder nach Beschaffenheit ganzen Bogen gratis mit abliefern. Diese Beylagen sollen enthalten: 1) Beförderungen und Todesfälle von Gelehrten; 2) Kurze Nachrichten von den Lebensumständen kürzlich verstorbner berühmter Männer; 3) Kleine lateinische und deutsche Lobgedichte auf Gelehrte oder merkwürdige Schriften; 4) Ankündigungen von Büchern, die unter der Preße sind, herabgesetzte Bücherpreise, kurze Berichtigungen litterarischer Irrthümer, und andere für Gelehrte, Künstler und Buchhändler interessante Notizen; 5) Eine vorläufige Anzeige neu herausgekommener Bücher mit dem Verkaufspreise, auch zuweilen eine interessante Stelle aus einem nicht sehr in Umlauf gekommenen Buche von gemeinnützigem Inhalte. — Wer in diese Beylagen etwas will einrücken lassen, meldet sich bey der Verlagshandlung, und bezahlt für jede eng gedruckte Seite in gr. 8. 1 Thlr. keine volle Seite betragende Anzeigen aber jede Zeile mit 1 Gr. — Nachrichten von gemeinnützigen Anstalten, Lebensumstände kürzlich verstorbener Schulmänner und Schriftsteller, werden ohnentgeldlich eingerückt; jedoch behält man sich vor, solche nach Befinden abzukürzen, und die Schreibart umzubilden.

Was die Rezensionen neuer Bücher betrift, so wird man sich vorzüglich bestreben: 1) von allen wich-

tizen in Deutschland herausgekommenen, und besonders den von vaterländischen Schriftstellern herrührenden, Werken den Inhalt anzugeben; 2) die deutschen Uebersetzungen, vor deren Menge unsre eigene Litteratur nicht emporkommen kann, und welche seit einiger Zeit, selbst unter dem Schilde berühmter Schriftsteller, blos fabrikenmäßig behandelt werden, streng zu sichten; 3) Unter der Rubrik ausländische Litteratur, alle für deutsche Gelehrte wichtige Werke der Britten, Franzosen und Italiener, besonders aber die medizinischen und historischen, in der Kürze anzuzeigen, ihren Inhalt auszuziehen, und das Urtheil, welches von den Kritikern des Auslands darüber gefällt worden, beyzufügen; daher dieser Artikel den Kern ausländischer Journale, in so fern sie die Gelehrsamkeit angehen, enthalten wird; 4) Alle kleinere akademische und Schul-Schriften, vorzüglich Sachsens, aber auch so viel möglich anderer protestantischen und katholischen Universitäten und Gymnasien mit wenigen Worten anzuzeigen, und bittet man deshalb um die Einschickung solcher Schriften zur Meßzeit mit Buchhändler-Gelegenheit.

Die Pränumeration auf den ganzen Jahrgang beträgt 3 Thaler. Als Quartalschrift wird sie in den Buchläden unter folgendem Titel zu haben seyn:

Litterarische Denkwürdigkeiten vom Jahr 1792, oder Nachrichten von neuen Büchern und kleinen Schriften, vorzüglich der Churſächsischen Universitäten, Schulen und Lande; herausgegeben von Christ. Dan. Beck. Jedes Bändchen 20 Gr.

Alles für die Litteratur Merkwürdige soll zuverläßig darin verzeichnet werden.

Inhalt.

Inhalt.

Erstes Stück.

I. Ueber die vierte und fünfte Betrachtung in Hrn. Prof. Heidenreichs System der Aesthetik S. 3

II. Bliomberis; ein Rittergedicht in 12 Gesängen von Alxinger 63

III. Das befreyte Jerusalem (nach Tasso von Manso,) 114

IV. Erscheinungen und Träume von Mercier und einigen deutschen Gelehrten. (Maaß, Manso, Schaz, Dyk.) 141

V. Vermischte Nachrichten.

Italiänische Litteratur.

Poesie militari dell' *G. Cassola* 152

Th. Serr. Valentini Carminum libri IV. 153

Englische Litteratur.

Lorenzo, a Tragedy by *R. Merry* 153

The Rights of Kings, or Loyal Odes to disloyal Academicians, by *Peter Pindar* 154

Stanzas of Woe, by *A. Yearsly* 155

Verses on the arrival of the great Musician, Haydn, in England 155

Inhalt.

Miscellaneous Poems by *Sam. Ross* S. 156
Translation of *Juvenal* and *Persius* by *M. Madan* 156
The Alliance of Music, Poetry and Oratory, by *A. Bayley* 157
Tracts philological, critical and miscellaneous by *J. Jortin* 157
Popular Tales of the Germans (Musäus Volksmährchen.) 158

Zweytes Stück.

VI. Reise (eines Hypochondristen) in die mittäglichen Provinzen von Frankreich 163
VII. Ernst Platners neue Anthropologie für Aerzte und Weltweise; mit besonderer Rücksicht auf Physiologie, Pathologie, Moralphilosophie und Aesthetik, 1ster Band, 199
VIII. Darstellung und Erläuterung der Kantischen Kritik der ästhetischen Urtheilskraft von Fr. Wilh. Dan. Schnell 220
IX. Kürzere Anzeigen:
Nekrolog von Fr. Schlichtegroll 237
Geschichte des Hrn. von L*** 240
Karl Wendemann 243
Die Liebe, eine Briefsammlung 246
Roland, eine tragische Geschichte 248

Gedichte

Inhalt.

Gedichte und kleine prosaische Aufsätze von Wilhelmine B. S. 251
Sappho, ein Melodrama 252
Die Wichtigkeit des Buchhandels, bey Eröffnung einer Kunstbuchhandlung von Wilh. Fleischer 253
K. H. Jördens Bluhmenlese deutscher Singgedichte 255
Kritische Briefe über einige Gegenstände der alten Litteratur 257
Geschichte des (projektirten) Lessingschen Denkmahls von G. F. W. Großmann 258
Ueber deutsche Poeterey, eine Rhapsodie 261
Gedichte und Rhapsodien von L. Th. Rosegarten 262

Französische Litteratur.

Le Siège de Cythere, par Mr. *Dumoustier* 264
Barnevelt und Calas, zwey neue Trauerspiele von Le Mierre 265
Lettres sur les Confessions de J. J. Rousseau, par Mr. *Guinguené* 265
Eine französische Bearbeitung des Trauerspiels: Kaspar der Thorringer 267
Nicodéme dans la Lune, par le Cousin Jacques 268
La France régénéré, poëme civique par *A. L. Baudin* 270

Inhalt.

Almanach des Graces pour l'année 1791. S. 271
Des Academies, par *S. R. N. Chamfort* 271
Fables d'Eſope et de Lockmann p. *Cholet* et *Mu-*
loet 273
Poeſies diverſes par. M. *Monsagne* 274
Eloge de Fenelon 274
Les états généraux de l'Europe, poëme p. *A.*
M. Cubières 274

Engliſche Litteratur.

Poems by *J. Aikin* 276
Imitation of the thirteenth Satire of Juvenal by
Arthur Murphy 277
Ode for the 20. July 1791 by *R. Merry* 278
The Boſom Friend, by an Etonian 278
Juvenile Poems by *I. Armſtrong* 279
The Epitaph Writer etc. by *J. Bowden* 279
Salmagundi; a miſcell. Combinations of origi-
nal poetry 280
Odes to Mr. Paine, by *P. Pindar* 281
Poems on various Subjects, by *T. May* 284
The Millers Tale, from *Chaucer* 284
Sonnets from Shakſpeare, by *Albert* 284
Poems by Mrs. *M. Robinſon* 285
Elegy on the Death of John Wesley by *Th.*
Olivers 287

Refle-

Inhalt.

Reflexions on the Tomb of Columbus, by a Lady S. 287

Nature; a Poem 288

Animal Magnetism; a Ballad by *Val. Abfouus* 288

The Observer Vol. V. (von Cumberland.) 289

Herodotus, transl. by *W. Beloe* 290

A Farewell for two Years to England; a Poem by *H. M. Williams* 291

Lines in Memory of *J. Wesley* 292

Aristarchus, or the principles of Composition, (von D. Withers.) 293

Lindor and Adelaide, a moral Tale 295

The Speculator; (ein periodisches Blatt.) 296

Kunstnachrichten.

Radirte Blätter von Dem. Bause 298

Verzeichnisse, die von den Werken verschiedener Kupferstecher herauskommen sollen 299

Neue Landschaften von Günther 300

Neue Kupferstiche aus Petersburg 300

Neue italiänische Kunstwerke 302

Englische: Sam. Irelands Kunstreise durch Holland, Brabant und Frankreich; eine akademische Rede von Reynolds; neue Ausgabe von W. Chambers Anleitung Zimmer zu decoriren 304

Inhalt.

Neue englische Kupferstiche S. 306
Französische und Fortsetzungen von Kunstwerken 310
Beschreibung der Gemäldesammlung des Königs von Schweden, in der großen Gallerie des Stockholmer Schlosses 314
Ankündigung von Hrn. Profess. Becks litterarischen Denkwürdigkeiten 321

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Goethe

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Siebzigster Band.

Leipzig, 1800.
In der Dykischen Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Stück.

I. Ueber die Natur und das Wesen schöner Empfindungen S. 3

II. Gedichte von Fr. Wilh. Gotter 2ter Band (Trauerspiele) 21

III. Sakontala, oder: der entscheidende Ring. Ein indisches Schauspiel, aus den Ursprachen Sanskrit und Prokrit ins Englische und aus diesem ins Deutsche übersetzt von G. Forster 64

IV. Akademie der schönen Redekünste; herausgegeben von J. A. Bürger 73

V. Schreiben an Hrn. M. über den Voßischen und Bürgerschen Musenalmanach auf 1792 95

VI. Vermischte Nachrichten.

Sinngedichte von Friedrich H. 137

G. Forsters Ansichten vom Niederrhein 140

Ueber die Ehe. Dritte Ausgabe 146

Theseus auf Kreta; ein lyrisches Drama von Fr. Rambach 149

Klop-

Inhalt.

Klopstock; Er und über ihn, von C. F. Cramer, 4ter Theil S. 152
Angenehme Bibliothek, 6 Theile 153
Französische Litteratur:
L'Histoire universelle, Comédie par le Cousin Jacques. 156
Contes et Idylles par *A. H. Keratry* 157
Paul et Virginie, Comédie 158
Oeuvres diverses par Mad. *de Montanclos* 158
Italien:
Dell' Influenza degli Arabi sull' origine della poesia 159
Scelta d'Epigrammi greci tradotti in versi latini et italiani 160

Zweytes Stück.

VII. Vergleichung des Baumgartenschen und Kantischen Begriffs der Schönheit 163
VIII. Memoires, ou Essay sur la Musique par Mr. *Gretry* 192
IX. Medea in Korinth und Medea auf dem Kaukasos; zwey Trauerspiele von F. M. Klinger 254
X. Fortsetzung des im vorigen Stücke abgebrochenen Briefs an Hrn. M. 282
XI. Vermischte Nachrichten. Französische Litteratur;
Opuscules poetiques, par *Michel Métrophile* 297

Poesies

Inhalt.

Poeſies diverſes par *de Bonnard* S. 299
S. Antiſſiodorenſis Eccleſiae Faſtorum carmen, libri XII. 301
Recueil de Monumens pour ſervir à l'hiſtoire de l'Empire françois, par *Aubin Louis Millin* 302

Engliſche Litteratur:

The Excentricities of *John Edwin*, Comedian; arr. by *A. Pasquin* 303
An analytical Eſſay on the greek Alphabet, *R. Payne* 303
The Teſt of England; a Poem 304
Remarks on foreſt Scenery and other Woodland Views, by *W. Gilpin* 304
Eſſays philoſ. hiſtor. and literary V. II. 306
Whiſt, a Poem. 308
The aboriginal Britons, a Prize Poem by *G. Richards* 310
Poetical Eſſays on the following ſubjects etc. 311
The Bruce; written in ſcottiſh verſe by *J. Barbour*, publ. by *John Pinkerton* 311
An Heroic Epiſtle to Edmund Burke 312
Poems by Mr. *Polwhele* 313
The miſcellaneous works of *A. M' Donald* 314
A poetical Epiſtle from Maria Antoinette, by *Thomas Arkinſon* 314
True Honour, an Ode occaſ. by the death of J. Howard 315

Epiſtle

Inhalt.

Epistle to William Wilberforce (wegen seiner Bill zur Abschaffung des Sklavenhandels) by *Anna Letitia Barbauld* S. 315

An Address to every Briton on the Slave Trade 316

XII. Kunstnachrichten:

Ankündigung eines kostbaren Kupferstichwerks zur Erläuterung von Hume Geschichte von Großbrittannien 317

Zwanzig Prospekte von dem See Killarney in Irrland 320

Neue englische Kupferstiche 320

Florenz, Geschichte der toskanischen Malerey aus Denkmälern, von den Kupferstechern Pagni und Bardi 323

Neue französische Kupferstiche und Fortsetzungen von Kunstwerken 324

I.

Ueber die Natur und das Wesen schöner Empfindungen. Veranlaßt durch Alisons Versuch über den Geschmack.

Alison erklärt den Geschmack durch die Fähigkeit des Menschen, das Schöne und Erhabne zu fühlen. Ich würde glauben, durch das Wohlgefallen am Schönen, die Bedeutung des Wortes Geschmack nach unserm Sprachgebrauche hinlänglich bestimmt zu haben. Das Erhabne muß entweder schön seyn, oder es kann nach meiner Empfindung kein Gegenstand für den Geschmack werden. Der Anblick eines Schlachtfeldes, — ein Beyspiel, dessen sich Alison selbst bedient — ist fähig, erhabene Empfindungen in dem Menschen zu erwecken; aber wir würden Bedenken tragen, von jemanden, blos deßwegen, weil er sich solcher Empfindungen bewußt wäre, zu behaupten: er habe Geschmack. Dem Sprachgebrauche zu Folge läßt sich auf alle Gegenstände des Geschmacks die Redensart anwenden: man finde Geschmack daran. So sagt man, ich finde Geschmack an Landschaften, an englischen Gärten, an musikalischen Fugen u. s. w. Aber niemand wird von Gegenständen des Erhabenen, so lange sie nicht mit dem Schönen verschwistert sind, behaupten mögen: man könne Geschmack daran finden. Ein verheerender Donnerschlag, ein feuerspeyender Vulkan, ein rasender Seesturm sind Ge-

genstände, welche in uns erhabene Empfindungen erzeugen. Wo hört man aber jemanden sagen: ich finde Geschmack an Donnerschlägen, u. s. w. Von allen Gegenständen des Schönen hingegen läßt sich ohne Anstoß behaupten; man finde Geschmack daran. Die Empfindungen des Erhabenen können die Empfindungen des Schönen begleiten, aber beyde wollen nicht so neben einander gestellt seyn, daß sie im Reiche des Geschmacks als zwey verschiedene Provinzen angesehn werden müßten, die zusammen das ganze Gebiete ausmachten.

Ohnstreitig hat sich Alison von seiner Lieblingshypothese verleiten lassen, dem Erhabenen gleichen Rang mit dem Schönen anzuweisen, weil es ihm außerdem schwer geworden seyn würde, die unmittelbaren Würkungen sinnlicher Schönheit zu leugnen.

In seiner ganzen Untersuchung über die Natur des Geschmacks geht der Engländer von dem Grundsatze aus: daß Materie nur in so fern ein Gegenstand für den Geschmack sey, als sie Eigenschaften ausdrücke, welche Empfindungen des Schönen und Erhabenen in uns erzeugten. Dadurch wird alles aufgehoben, was sich Kunstverständige von den unmittelbaren Würkungen des Sinnlichschönen jemals gedacht haben.

„Schöne Gegenstände, sagt Alison, erzeugen ganze Reihen angenehmer Vorstellungen, deren Bewußtseyn das Wesentliche einer schönen Empfindung ausmacht.“ Es ist unleugbar, daß jede Empfindung des Schönen von tausend ähnlichen begleitet

gleitet wird, die durch sie in unsrer Seele zugleich wieder aufgeweckt werden. Aber wir dürfen nur bis auf die erste aller dieser Empfindungen zurück gehn, um zuzugeben, daß diese keine andre gefunden habe, die sie hätte erwecken, oder wieder ins Bewußtwerden zurück rufen können.

Die erste Empfindung des Schönen war also nothwendig die Würkung eines unmittelbaren Eindrucks, den irgend ein schöner Gegenstand auf unsre Seele machte. Und wenn es die erste war, warum sollen es die folgenden nicht auch seyn, wenn sie auch, nach den Gesetzen der Ideenverbindung, die vorhergegangenen allemal wieder aufweckten, und auf diese Art bey jedem neuen Eindrucke die Totalempfindung verstärkten, und ihr einen grenzenlosen Umfang ertheilten?

Doch es giebt noch andre Wege, auf denen wir zu der Ueberzeugung gelangen können, daß schöne Gegenstände unmittelbar auf unsre Empfindung würken.

Wir dürfen nur auf die Beschaffenheit unsrer Organe achten, vermöge welcher wir Schönheit empfinden, um zu sehen, daß Schönheitsgefühl in uns erregt werde auch ohne Association von geistigen Ideen und Empfindungen der Eigenschaften, die von der Materie ausgedrückt werden.

Die sinnlichen Gegenstände, von denen wir umgeben sind, machen nothwendig allemal einen Eindruck auf unser Empfindungsvermögen, der an und für sich schon durch die Art, wie unsre Nerven

berührt werden, ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl in uns erzeugt.

Niemand wird leugnen, daß wenn unsre Nerven lebhafter gespannt sind, sie eine weit stärkere und lebhaftere Schwingung ertragen, als wenn sie erschlafft sind. Rührt es nicht von der jedesmaligen Beschaffenheit unsrer Nerven her, ob eine helle Farbe, ein heller Ton, einen süßen oder schmerzhaften Eindruck auf uns machen soll? Läßt sich daraus nicht erklären, warum der Vergnügte, dessen Nerven höher gespannt sind, lebhaftere Farben, der Traurige düstre Farben liebt? Wird der Mangel an Lichtstrahlen bey dem, dessen angegriffne Organe Schonung verlangen, nicht ein angenehmeres Gefühl hervorbringen, als die heftigere Berührung lebendiger Farben, die wegen ihrer vielen Lichtstrahlen weit mehr Erschütterung bewürken? Hier bedarf es keiner Ideenassociation, zum vollkommensten und deutlichsten Bewußtseyn einer angenehmen oder widrigen Empfindung. Doch ich will lieber ein andres Beyspiel von einer Empfindung entlehnen, die man schön zu nennen noch weniger Bedenken tragen darf. Welche Ideenassociation sollte es wohl seyn, die den harmonischen Dreyklang jedem Ohre schmeichelhafter, als alle andere Tonverbindungen machen könnte? Beruht denn das Wesen der Schönheit eines regelmäßigen Accordes nicht in der Uebereinstimmung der unmittelbaren Eindrücke, die unser Ohr empfängt?

Wenn mein Ohr etwas widriges empfindet, sobald es zwey Mißtöne zusammen auf einmal vernimmt,

nimmt, und dagegen etwas beruhigendes, wenn zwey Consonanzen sich zusammen hören lassen, liegt denn nicht der Grund davon in der einfachen Berechnung, daß wenn der eine Ton zweymal die Nerven erschüttert, während daß sie der andere nur einmal erschüttern kann, diese Bebung in einer ewigen akustischen Parallele fortlaufen müsse, welches bey unverhältnißmäßigern Zahlen nie geschehen kann?

Was für eine andre Idee soll sich mit dieser unmittelbaren Empfindung von Uebereinstimmung zweyer Töne associiren, um sie zur angenehmen oder schönen zu erheben? Dasselbe findet ja auch bey einzelnen Tönen statt.

Man vergleiche einmal den rauhen Ton eines schlechten Saiteninstruments mit dem süßen Tone einer Harmonika.

Liegt es nicht in der Materie des tönenden Instruments, daß das eine, wegen der ungleichförmigen höckrigen Schwingung und Erschütterung seiner unreinen Composition, einen rauhen, das andre, wegen der Reinigkeit seiner Masse, wegen der gleichförmigen Schwingungen und Bebungen seiner homogenen Theile, einen süßern Ton erzeugt? Braucht sich eine andre Idee mit meiner sinnlichen Empfindung zu associiren, damit in meiner Seele eine mehr oder minder schöne Empfindung erzeugt werde? Und was ist es denn, was den leeren Schall zum Tone bildet? Ist es nicht die Gleichförmigkeit der Berührungen, die mein Ohr empfindet? Würde sich nicht der angenehmste Ton in ein verworrnes und unverständliches Geräusch ver-

wandeln, so bald diese Gleichförmigkeit, dieser gleiche Abstand einer Percussion von der andern unterbrochen würde? Eben der Grund, welcher Statt findet, daß ein Ton angenehmer, als ein bloßer Schall zu empfinden sey, muß auch bey dem größern oder kleinern Grade von Anmuth der Töne selbst und ihrer Verschiedenheit unter einander statt finden.

Wir werden in der Folge sehen, daß dasselbe auch von den angenehmen oder unangenehmen Eindrücken auf unsre Gesichtsnerven gelten könne.

In der Ueberzeugung: daß das Sinnlichschöne unmittelbar empfunden werde, ohne nothwendige Einmischung fremder Ideen und Empfindungen, die durch Betrachtung eines schönen Gegenstandes in uns erweckt werden, bestärkt mich ferner die Erfahrung: daß das intellektuelle Schöne unendlich schwerer zu fassen sey, als das Sinnlichschöne. Erst muß der Mensch mit diesem bekannt und vertraut geworden seyn, ehe er sich bis zu jenem erheben kann, und um das erstere dem Menschen empfindbar zu machen, muß man das letztere oft zu Hülfe rufen. Es sollte Alison gewiß schwer werden, uns zu erklären, worin denn nun eigentlich das Wesen einer intellektuellen Schönheit bestehe, worauf er die Empfindung gründet, die ein materieller Gegenstand nach seiner scharfsinnigen Hypothese nur veranlassen kann. Worin besteht denn das angenehme Gefühl über die Begriffe von Güte, Weisheit, Ordnung, Zweckmäßigkeit u. s. w. welche in uns durch die sinnlichen Aeußerungen dieser

geisti-

geistigen Schönheiten erzeugt werden? Ist es nicht wieder, sobald wir es zergliedern, eine mehr oder minder süße Schwingung der Nerven, die aber in diesem Falle mehr von innen als von außen berührt werden? Sind geistige Begriffe und Vorstellungen vermögend, eine solche angenehme, harmonische Nervenerschütterung in uns zu erzeugen, warum sollen es denn sinnliche Eindrücke nicht vermögen, die doch bey weitem sichtbarer auf unsre Nerven würken, und bey denen sich die Uebereinstimmung unsers Gefühls, mit der Beschaffenheit der Materie, die solche Eindrücke erzeugt, viel deutlicher und anschaulicher machen läßt?

Es scheint mir unleugbar zu seyn, daß, wofern es uns möglich ist, die Natur und das Wesen einer schönen Empfindung völlig zu zergliedern, wir dazu auf keinem andern Wege gelangen können, als auf dem Wege sinnlicher Eindrücke. Wir müssen beobachten, was mit uns selbst vorgeht, wenn wir uns einer solchen Empfindung bewußt sind, die man nach dem gemeinen Sprachgebrauche eine schöne Empfindung nennt.

Folgende Betrachtungen sollen nur Winke seyn, die den urtheilsfähigen Mann von Geschmack zu weiterm Nachdenken über einen so interessanten Gegenstand einladen mögen:

Alle materiellen Gegenstände würken auf unsre Sinne: entweder unmittelbar durch Berührung unsrer sinnlichen Werkzeuge (dieß ist der Fall beym Riechen, Schmecken und Fühlen) oder durch Mit-

elorgane (beym Ohre durch Lufterschütterungen, beym Auge durch Aethersibrationen). *)

Durch diese Berührungen werden unsre Nerven erschüttert: und diese Nervenschwingungen machen das aus, was wir Empfindung nennen.

Je heftiger und lebhafter diese Erschütterung ist, desto stärker ist unsre Empfindung; je leiser und sanfter, desto zarter und schwächer.

Jede unsrer Empfindungen ist mit einem Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen begleitet, welches sich von ihr nicht trennen läßt.

Dieses Gefühl hat seinen Sitz unmittelbar in der Empfindung von Nervenerschütterung, deren ich mir gegenwärtig bewußt bin. Eine angenehme Empfin-

*) Da die gröbern Sinne des Geruchs, Geschmacks und Gefühls keine Mittelorgane haben, durch welche die Eindrücke sinnlicher Gegenstände gleichsam verfeinert auf sie gebracht werden, ihre Nerven überdieß bey weitem nicht der Feinheit und Mannichfaltigkeit von Empfindungen fähig sind, die uns die edlern Sinnwerkzeuge des Gesichts und Gehörs verstatten; so darf es uns nicht wundern, daß sie bey Betrachtung des Schönen keine sonderlichen Ansprüche auf unsre Aufmerksamkeit machen. Wiewohl ich glaube, daß sie den Grad von Nachläßigkeit nicht verdienet haben, mit der man sie in der Aesthetik gewöhnlich behandelt, wenigstens schon um deßwillen nicht, weil die lebhaften Empfindungen, die sie erzeugen, den Eindruck überaus schwächen oder verstärken können, den das Schöne auf unsre edlern Sinne hervorbringt.

Empfindung setzt nothwendig eine andre Art von Nervenschwingung voraus, als eine unangenehme.

Die Beschaffenheit derselben können wir wegen ihrer übermäßigen Feinheit auf keine Weise sinnlich wahrnehmen: aber wir können darüber Vermuthungen wagen, die durch angestellte Vergleichungen unsrer Empfindung mit der Sache, die sie hervorbringt, überaus viel Wahrscheinlichkeit gewinnen, und durch ihre Brauchbarkeit in der Anwendung überaus viel Gewicht erhalten.

Eine solche Vermuthung ist es, die ich hier öffentlich zur Prüfung ausstelle.

Die Schwingungen unsrer Nerven sind der schnellsten und mannichfaltigsten Modificationen fähig, die man sich nur immer denken kann. Dieß werden vollkommen durch die Berührungen bestimmt, welche der Nerve bey jeder Erschütterung leidet, d. h. die Berührungen der Nerven verhalten sich zu ihren Schwingungen und Erschütterungen wie Ursach und Würkung. Der Nerve fibrirt gerade so, wie er berührt wird, — wird er stark berührt, so ist seine Erschütterung stark und lebhaft u. s. w. Nur der einzige Unterschied zwischen Berührung und Erschütterung der Nerven findet hier Statt, daß diese noch fortdauern kann, wenn jene schon aufgehört hat.

Es scheint also, als wenn wir wenig Gefahr laufen würden uns zu irren, wenn wir von der Natur und Beschaffenheit der verschiednen Berührung unsrer Nerven einen Schluß auf die Beschaffenheit ihrer Schwingungen machten. Wer nun

einiger-

einigermaßen den Eindruck beobachtet, den sinnliche Gegenstände auf unsre Nerven machen, der wird sehr bald gewahr werden, daß die Gleichförmigkeit oder Ungleichförmigkeit der Berührungen, wodurch unsre Nerven erschüttert werden, mit dem Angenehmen oder Unangenehmen unsrer Empfindungen auf das genaueste übereinstimmen. Daraus läßt sich folgern:

Je gleichförmiger unsre Nerven erschüttert werden, desto angenehmer muß unsre Empfindung dabey seyn.

Unter gleichförmiger Erschütterung verstehe ich den gleichen Abstand einer Percussion von der andern, *) wie ich schon oben berührt habe, wodurch unsre Nerven in die regelmäßigste Schwingung versetzt werden. Eine solche gleichförmige Erschütterung **) war es, die, nach unsern obigen Betrachtungen, den wesentlichen Unterschied zwischen Ton und Schall ausmachte. Und niemand wird

*) Percussionen, die ein langsames gleiches Zeitmaaß beobachten, erzeugen im Ohr die Empfindung von tiefen Tönen, im Auge wahrscheinlich die Empfindungen von dunkler Farbe. Schnelle Percussionen hingegen erzeugen im Ohre die Empfindung hoher Töne, im Auge wahrscheinlich die Empfindung heller Farben.

**) Wer sich davon eine sinnliche Vorstellung machen will, der beobachte die feinen und schnellen Bebungen auf der Oberfläche eines Wassertropfens in einer tönenden Harmonika Glocke.

wird Bedenken tragen, einen Ton angenehmer, als einen Schall zu nennen.

Wir nennen aber eine angenehme Empfindung schön, wenn wir dabey nicht an die eigentliche Beschaffenheit des Gegenstandes denken, der sie veranlaßt; sondern uns einzig und allein dem Eindrucke überlassen, den er auf unser Gefühl hervorbringt.

Angenehm ist uns jede Sache, die uns Nutzen und Vortheil verspricht, auch wenn sie keine angenehmen Eindrücke auf unsere Sinne macht; schön kann sie nur durch das letztere werden.

Wir schreiben also einem sinnlichen Gegenstande Schönheit zu, der fähig ist, unsere Nerven angenehm zu rühren, das heißt, nach unsrer obigen Erklärung, ihnen eine gleichförmige Erschütterung mitzutheilen. Jtzt müssen wir sehn, ob die gegebene Erklärung auch in der Anwendung die Probe aushalte.

Für die Gegenstände des Gehörs scheint die Sache außer allen Zweifel gesetzt zu seyn, sobald wir uns Muße geben, die Ursachen der Verschiedenheit des Schalles verschiedener Körper ausfindig zu machen. Je unreiner der tönende Körper ist, je ungleicher seine Dichtigkeit, je verschiedenartiger die Theile, aus denen er besteht, je rauher und unfeiner der Körper, der ihn erschüttert, desto unmöglicher ist es, daß die Luft, die er um sich her in Bewegung setzt, in lauter gleichförmigen Bebungen den Schall bis an unser Ohr fortpflanzen kann. Je feiner und gleichartiger hingegen die

Theile

Theile eines tönenden Körpers sind, je genauer sie unter einander verbunden und zu einer Masse verschmolzen sind, je feiner der berührende Körper ist, der den Ton hervorlockt, je reiner und unbewegter die Luft ist, die den Ton fortträgt, je ruhiger und unberührter die Nerve, die ihn empfängt, — desto gleichförmiger kann die Bewegung unsrer Nerven seyn. Und jeder weiß, daß wir uns in diesem hier beschriebenen Falle einer angenehmen, im entgegen gesetzten einer unangenehmen Empfindung bewußt sind.

Das Auge giebt uns Stoff zu denselben Betrachtungen*) Man findet auch hier, daß Schönheit den Dingen zugeschrieben werde, die so auf unser Auge wirken, daß eine gleichförmige Berührung der Nerven daraus entstehe. Worauf gründete

*) Die Analogie der sinnlichen Werkzeuge führt uns zuerst darauf, daß die Erschütterung der Gesichtsnerven von gleicher Beschaffenheit als die der Gehörnerven seyn müsse, wenn wir uns einer angenehmen oder unangenehmen Empfindung bewußt werden sollen. Allein die nähere Untersuchung der eigentlichen Bestandtheile dieser Empfindungen ist mit überaus großen Schwierigkeiten verknüpft, theils weil die Fibrationen der Lichtstrahlen, wegen ihrer Feinheit, sich gar nicht so, wie die Schwingungen der Töne, nach Zahlenverhältnissen berechnen lassen, theils weil das Auge eine unendliche Zahl gleichzeitiger Eindrücke neben einander stellen und ihre Aehnlichkeit oder Verschiedenheit unter einander empfinden kann.

dete sich sonst unser Urtheil über den Unterschied einer schön und schlecht geschriebnen Schrift? Warum verlangt der Kalligraph von seinem Schüler gleiche Stärke, Höhe und Richtung der Buchstaben, — gleichen Abstand der Wörter, gleiche Entfernung der Linien von einander? Warum nennt er dieß alles schön, wenn er ungewiß wäre, ob alle diese Eigenschaften einer guten Schrift auf das Auge des Menschen einen angenehmen Eindruck machen würden? Wer mag eine Schraffirung, in der sich alle Striche wild durch einander kreuzen, einer andern vorziehen, in denen alle Striche von gleicher Länge, von gleicher Stärke, von gleicher Richtung, von gleichem Abstande unter einander sind? Warum mißfällt uns eine Wand, auf welcher die Farbe, womit sie übertüncht wurde, ungleich aufgetragen ist, so daß sie an dem einen Orte stark, an dem andern wieder schwach erscheint? Irgend ein Gesetz von Gleichförmigkeit muß hier doch zum Grunde liegen, auf welches zuletzt die Empfindungen und Urtheile aller Menschen über das Schöne und Gefallende sich zurückführen lassen. Wird die Farbe nicht schöner erscheinen, die, bevor man sie aufträgt, vorher so fein gerieben worden ist, daß sie nirgends Ungleichheiten oder Flecke sehen läßt? *)

Man

*) Ich habe oft mit stiller Verwunderung die Wirkung an mir selbst beobachtet, die eine sanfte einfarbige Wolke, oder die von der Abend- und Morgenröthe schwach erleuchtete Himmelbläue, im Ge-

Man folgere nicht zu früh aus dem allen, daß ein einfacher reiner Ton, eine einfache reine Farbe den größten Reiz für unsere Empfindung haben müsse.

Unsere Untersuchung wird sich sehr bald auch über das Wesen zusammengesetzter Eindrücke und ihre Wirkung auf unser Gefühl verbreiten.

Vorher aber wollen wir noch einen Blick auf die Beschaffenheit unsrer Empfindungswerkzeuge werfen, da von dieser ein sehr großer Theil der Wirkung abhängt, die ein sinnlicher Gegenstand auf

gensatze der düstern grauen Erdmassen erzeugt, die unter dem Gesichtshorizonte liegen. Bey jenem empfindet das Auge recht sinnlich lebhaft die reine Masse, welche die Lichtstrahlen regelmäßig und einförmig gebrochen aufs Auge zurück wirft; bey diesem fühlt man offenbar das Unreine der Composition der Materie — die verschiednen Theile, auf denen sich die Lichtstrahlen so unregelmäßig brechen, von denen sie bald verschluckt, bald wieder zurück geworfen werden. Je gleichartiger aber die Theile des Grundes sind, auf welchem die Erdfarbe erscheint, desto mehr verschönert sich diese Farbe. Eine junge grüne Wiese im Frühlinge, die aufkeimende Saat im Herbste, von der untergehenden Sonne beleuchtet, erzeugt eine Farbe, von der sich das Auge nicht wegwenden kann. Ein augenscheinlicher Beweis, daß der erste Grund der Schönheit einer Empfindung in der Gleichförmigkeit der Bewegungen zu suchen sey, die der schöne Gegenstand in der Lichtmaterie erzeugt.

auf uns machen kann. Ich will hierbey nicht einmal des großen und wichtigen Unterschiedes gedenken, den die verschiednen Grade von Feinheit, Leichtigkeit und Reizbarkeit der Nerven bey verschiednen Menschen festsetzen — weil dieser Unterschied jedem von selbst in die Augen fällt. Durch denselben sind wir allein oft schon im Stande zu begreifen, wie es zugehe, daß der eine da sehr viel empfinden kann, wo der andre wenig oder nichts empfindet. Ich will hier aber nur der verschiednen Temperatur unsrer Nerven, und des nicht minder bedeutenden Unterschiedes gedenken, den der jedesmalige Grad von Anspannung oder Losspannung unsrer Organe in der Empfindung erzeugt. Man kann in diesem Falle unser Nervengewebe mit nichts ähnlicherm als mit einem Saiteninstrumente vergleichen. Je mehr unsre Nerven gespannt sind, desto leichter beben sie. Je anhaltender und stärker sie erschüttert werden, desto eher erschlaffen sie. Der angegriffne Nerve verlangt Ruhe und Erholung; findet er dieselbe nicht, so ist er nicht mehr im Stande, sich in der regelmäßigen Schwingung zu erhalten, die sich uns durch ein angenehmes Gefühl verkündigt. Die angenehmste Empfindung kann sich daher, wenn sie allzu lange anhält, in eine gleichgültige oder gar in eine widrige verwandeln, weil unsern Nerven dabey gar keine Ruhe und Erholung vergönnt wird. Eine mäßig starke Empfindung kann, wenn sie ohne Abwechselung ununterbrochen fortdauert, die Nerven eben so sehr angreifen, als eine heftige Empfindung. Und jeder weiß

aus Erfahrung, daß eine allzu heftige Empfindung allemal von einem schmerzhaften Gefühle begleitet wird. Es giebt aber auch noch andre Ursachen der verschiednen Spannung unsrer Nerven. Dahin rechne ich den stärkern oder schwächern Zufluß von Nervengeist.

Es ist ganz unleugbar, daß unsre Nerven mehr lebhafter und anhaltender Schwingungen fähig sind, je mehr ihnen Nervengeist zugeführt wird. Man denke nur an die Würkungen des Weins, um sich davon sogleich zu überzeugen. Oder man beobachte den Einfluß, den die Beschaffenheit der Atmosphäre auf unsre Nerven äußert. Alle diese Beobachtungen zusammen genommen, lassen es uns begreifen, woher es komme, daß ein und dieselbe Sache bey verschiedenen Menschen einen sehr verschiedenen Eindruck auf ihre Empfindung machen könne: wir können aber auch daraus erklären, wie bey einem Menschen dieselbe Sache zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedene Eindrücke hervorzubringen im Stande sey.

Doch es ist nun Zeit, das Wesen zusammengesetzter Empfindungen genauer zu untersuchen, um zu erfahren ob ihre Schönheit ebenfalls auf dem Grundsatze der Einförmigkeit beruhe.

Unter einer zusammengesetzten Empfindung verstehe ich eine solche, die durch verschiedene Eindrücke auf meine sinnlichen Werkzeuge hervorgebracht wird. Wir empfinden aber Verschiedenheit da, wo sich die Erschütterungen unsrer Nerven durch den-

den Grad ihrer Geschwindigkeit von einander unterscheiden.

So empfinden wir z. B. die Verschiedenheit zweyer Töne, wenn der eine eine schnellere, der andere eine langsamere Erschütterung der Nerven erregt.

Eine zusammengesetzte Empfindung muß nothwendig lebhafter als eine einfache seyn. Man denke sich zwey reine Töne, von denen jeder für sich eine möglichst vollkommene Schönheit ausmache. Sind ihre Schwingungen von einer völlig gleichzeitigen Bewegung, so wird das angenehme Gefühl, welches einer allein in uns erzeugt haben würde, durch das Zusammentönen verdoppelt — aber es schmilzt wegen der gleichzeitigen Eindrücke ihrer Erschütterungen in eine einfache schöne Empfindung zusammen. Sind aber diese beyden Töne von einer solchen Art, daß der eine unser Gehör nur einmal erschüttert, in der Zeit worin der andre zweymal das Ohr berührt; so entsteht dadurch eine zusammengesetzte Empfindung, die uns noch angenehmer als die einfache rührt. Unsre Nerven empfinden Abwechslung, und jede Abwechselung ist mit dem angenehmen Gefühle von Schonung und Erholung der Nerven verknüpft. Gleichwohl ist diese Abwechslung von der regelmäßigsten Art. Sie raubt uns nicht die Empfindung von Einförmigkeit der Erschütterungen, in die wir das Wesen einer schönen Empfindung gesetzt haben. Diese Einförmigkeit der Empfindung würde nicht statt finden, so bald die Zahlen, wodurch wir die Geschwindigkeit der

Tonschwingungen ausdrücken, in einem ungleichen Verhältnisse gegen einander stünden. In diesem Falle würde eine Dissonanz entstehen, die eine negative Schönheit ausmacht. Hierauf beruht die ganze Theorie von Harmonie und Disharmonie der Töne, mit deren Untersuchung sich schon so mancher denkende Kopf beschäftigt hat. Nach derselben dürfen wir als völlig ausgemacht und erwiesen annehmen, daß Harmonie durch nichts anders als durch die Gleichförmigkeit des Verhältnisses verschiedener Tonschwingungen erzeugt werde.

Sollte nun dasselbe nicht auch beym Auge statt finden? Wird die Harmonie der Farben nicht auf denselben Grundsätzen beruhen, wie die Harmonie der Töne? Hat der Maler nicht auch einen Grundton? — sieht man nicht, wie er sich bemüht, alles buntscheckige, alle dicht neben einander abstechende, vorschreyende, harte Farben in seinen Gemälden zu vermeiden? Hat das Zusammenschmelzen der Farben nicht eben so viel Reiz, wie das Zusammenschmelzen der Töne? Findet man in einem schönen Gemälde, welches uns Natur und Kunst aufstellt, nicht ebenfalls Einförmigkeit mit der Mannichfaltigkeit auf das innigste verbunden?

Die Fortsetzung dieser Untersuchung soll uns hierüber neue Aufschlüße geben.

Horstig.

II.

Gedichte von Friedrich Wilhelm Gotter. Zweyter Band. Gotha, bey Ettinger, 1788. 8.

Das Urtheil des großen Haufens über die Werke des Geistes ist selten mehr als Vorurtheil. Der Geschmack desselben ist partheyisch und einseitig, oder vielmehr er hat gar keinen Geschmack. Gemeiniglich betet er nach. Daher hat die zahlreichste Menschenklasse fast immer nur Eine Stimme; ihr Wohlgefallen oder Mißfallen hängt von dem Willen derer ab, die am lautesten und zuversichtlichsten sprechen; und es ist ein glücklicher Zufall, wenn dieses gerade die vernünftigsten sind. Ihr Urtheil eignet sie sich zu, und sie glaubt wohl endlich als wahr zu empfinden, was sie anfänglich nur auf Treu und Glauben nachgesagt hat. Je schläfriger eine Nation ist und je schwerer sie empfindet, desto größer wird die Anzahl der Nachbeter unter ihr seyn. Der Deutsche wird durch die Macht des Beyspiels mehr als seine Nachbarn gefesselt. Die einen rufen einer geltenden Stimme nach, weil sie ein eignes Urtheil zu fällen unfähig sind; die andern, weil sie, allzu schüchtern, der schwachen Stimme ihres Gefühls keinen Glauben beymessen, und mit ihrem eignen Urtheil, wenn es der Meinung des größern Haufens entgegen läuft, für geschmacklos zu gelten fürchten.

Es gab eine Zeit, und diese Zeit ist noch nicht lange vorbey, da die deutsche Bühne nichts weiter als ein Nachhall der französischen war. Französische Manier und absolute Vollkommenheit waren einerley Dinge. An der Wahrheit französischer Regeln zu zweifeln galt für Ketzerey und Hochverrath am Apoll und allen neun Musen, deren Athem in den Werken der Abschreiber des Aristoteles so sichtbarlich weht! Eine Tragödie konnte nicht schlecht seyn, wenn sie die drey Einheiten und fünf Akte hatte; sie mußte in Alexandrinern geschrieben seyn, wenn sie sich sehen lassen wollte; ohne diese Eigenschaften war sie sicher nichts werth. So sagte Gottsched und das Publikum glaubte es. Er verdarb die Trauerspiele der französischen Dichter in elenden Uebersetzungen; aber weil er sagte, sie sind schön, so klatschte das Publikum Beyfall zu. Diese Zeit ging vorbey. Einige wenige gute Köpfe ließen die Stimme des Geschmacks durch Deutschland ertönen. Lessing zeigte, daß der erhabne Corneille und der philosophische Voltaire doch nicht ganz fehlerfrey sey; er bewieß, daß die Regeln der französischen Bühne größtentheis willkührlich und folglich schädlich, und daß Shakespear, welcher die meisten dieser Regeln übertreten habe, dennoch ein großer Dichter sey. Shakespear ward übersetzt und nachgeahmt. Die neue Gattung gefiel, und die alte wurde vom Thron gestürzt, damit der neue Günstling ihn ganz und ungetheilt einnehmen könnte.

Was ist wohl die Ursache, daß die versifizirten Trauerspiele so ganz von unserm Theater verbannt

sind?

sind? Wäre es etwa darum, weil ihnen noch soviel zur Vollkommenheit fehlt? So sind also wohl unsre historischen Trauerspiele von allen Fehlern frey und von einem Ende bis zum andern untadelhaft? Wer möchte es wagen, dieß zu behaupten, ohne im Namen Melpomenens zu erröthen, die jetzt vielleicht mehr als je von der schmalen Linie des wahren Schönen und Erhabnen gewichen ist? „Es sey; (wird man vielleicht antworten,) und dieses ist weder recht noch gut. Aber bey dem allen sind wir doch der Natur um einen großen Schritt näher gekommen. Wer spricht denn in Versen? Wer reimt denn in dem Ungestüm der Leidenschaften?“ — Wohlan, so laßt uns die ganze Poesie durchstreichen, und allen Musen einen höflichen Abschied geben.

Es ist hier nicht der Ort, diesen Gegenstand umständlich abzuhandeln, und zu zeigen, in wieferne sich dieser regelmäßige Zuschnitt mit Größe der Handlung, der dichterische Ausdruck mit der Natur, das Sylbenmaas und der Reim mit den Leidenschaften vertragen könne. Es ist dieses an einer andern Stelle unsrer Bibliothek geschehn, wo wir uns bemüht haben darzuthun, daß beyde Gattungen des Trauerspiels ihre bestimmten Gränzen haben, innerhalb deren jede nach ihren eignen Regeln verfährt. Dort haben wir versucht zu zeigen, daß der wahre Geschmack jeder dieser Gattungen ihr Recht auf die Seele zu wirken, und sie mit dem Gefühl des Erhabnen und Großen zu erfüllen, zugestehn muß. Eine derselben zu verbannen, ist

daher eben so viel als eine Quelle des Erhabnen und Schönen verstopfen zu wollen.

Dieß haben die Deutschen gethan, indem sie dem heroischen Trauerspiel alle Buden und Hallen verschlossen haben. Mehr als eine Ursache bewog sie dazu. Nicht die Unbrauchbarkeit der alten, zum Theil schlecht versifizirten Stücke; nicht die Unfähigkeit der Schauspieler, Verse mit Würde und Leichtigkeit vorzutragen; nicht der Hang der Deutschen zu starkem und gräßlichem Theaterspiel allein; sondern dieß alles zusammen, und mehr als dieß alles, die Abneigung unsers Publikums, sich von der gemeinen Natur zu dem idealisch Schönen emporzuschwingen. Eine stille Schönheit, eine edle Gemüthsart, ein großer und ruhiger Geist macht nur auf ein empfindliches Gemüth Eindruck und läßt gemeine Seelen unerwärmt. Wie viele kennen wohl jenes namenlose Vergnügen, wenn bey der Betrachtung einfacher Größe und Erhabenheit das Herz sich erhoben fühlt und das Aug' in wollüstigen Thränen schwimmt? Wer dieses Vergnügens nicht fähig ist, wer nur die schmelzende Rührung und den gräßlichen Schauder kennt, für den ist keine Athalie und keine Merope geschrieben; dem wird in der Iphigenie selbst nur der rasende Orest gefallen, und auch dieser wird ihm mit allzuvieler Ruhe zu rasen scheinen. Um den Charakter eines Otto von Wittelsbach oder einer Agnes Bernauerinn zu fassen, bedarf es freylich nur weniger Einsicht und eines geringern Grads von Empfänglichkeit; so wie das Colorit eines Rubens auch dem

unge-

ungeübten Auge gefällt, während das Colorit der Tiziane ohne Kenntniß und Uebung nur wenig rührt. Die starken Umrisse, die grellen und ungebrochenen Farben, welche das historische Trauerspiel meistentheils giebt, kommen dem unsichern Gefühl zu statten und lassen auch dem ungebildetsten Gemüthe keinen Raum zu Zweifel und Ungewißheit. So befriedigt diese Gattung zu gleicher Zeit die Neubegierde und den Hang zur Erschütterung; sie wirkt selbst auf rohe Seelen, welche die Natur nur in Uebertreibungen, nicht in ihrer Verschönerung erkennen; sie giebt ihnen den Wahn der Empfindsamkeit und schmeichelt auf solche Weise ihrer Eigenliebe.

Ein Dichter, welchem es mehr um Ausbreitung als um innern Gehalt seines Ruhms zu thun ist; welcher sich auf allen großen und kleinen Theatern, und immer vor einer zahlreichen Versammlung gespielt zu sehn wünscht, der muß dem herrschenden Geschmacke fröhnen, der muß ein Sklave der Launen seines Publikums seyn. Je mehr er Begebenheiten häuft, je wunderbarer er diese in einander verschlingt, je abstechender er seine Charaktere wählt, je heftiger er in den Leidenschaften und je prahlender im Ausdruck er ist, desto sichrer kann er auf den Beyfall der Menge rechnen. Aber es giebt noch einen höhern Beruf und eine schönere Belohnung. Der Dichter, der jenen in sich fühlt und nach dieser trachtet, dem es um dauernden Ruhm und um den Beyfall des denkendern und gebildetern Publikums zu thun ist; dieser Dichter wird den Reichthum an Gedanken dem Reichthum

an Begebenheiten; Schönheit dem Glanz; Erhabenheit der ungeschlachteten Größe vorziehn. Er wird vielleicht Selbstverleugnung genug besitzen, um auf öffentliche Aufführung Verzicht zu thun; er wird es Andern überlassen, das Publikum nach seinem Geschmack zu bedienen; und blos für den Geschmack derjenigen Leser arbeiten, welche bey ihrer Lectüre einen edlern Zweck kennen, als den, ihre Stunden zu tödten.

Wenn es möglich gewesen wäre, den Geschmack des deutschen Publikums zwischen beyden Gattungen der Tragödie getheilt zu erhalten, und dem wilden Hange desselben zu dem historischen Trauerspiel Einhalt zu thun; so müßten dieses die Bemühungen eines Dichters bewirkt haben, dem das allgemeine Urtheil eine der ersten Stellen auf dem deutschen Parnasse angewiesen hat. Hr. Gotter hat die schönsten Werke Voltairs auf deutschen Boden verpflanzt. Seine Uebersetzungen sind in den Händen aller Leute von Geschmack; sie werden als Meisterstücke des Ausdrucks und der Versifikation bewundert, — aber nicht mehr gespielt. Ihre Schönheiten sind nicht für das Auge der gewöhnlichen Parterre. Die Vollkommenheit der Sprache ist für sie allzugroß; die eine Hälfte derselben verschwindet bey der Aufführung; die andere dünkt ihnen matt. Seine Werke gleichen, wie ein französischer Schriftsteller von Racinens Werken sagt, vollendeten Musiv-Gemälden, welche man in der Nähe betrachten, und zu denen man oft zurückkehren muß, wenn man ihren ganzen Werth einsehen will.

Die

Die Kunstrichter, welche den Inhalt des vor uns liegenden Theils der Werke dieses Dichters nur als Uebersetzungen beurtheilen wollten, würden ihn offenbar in einem viel zu eingeschränkten Gesichtskreis gesehen haben. Aber selbst aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wie viel Bewunderung dringt er uns ab! Diese Leichtigkeit der Versifikation, diese Gewandheit des Ausdrucks, diese Anmuth der Sprache ist Hrn. Gotter eigenthümlich, und erhebt ihn über alle seine Nebenbuhler. In seinem eigenen und in den Nachbildungen fremder Werke, er ist sich überall gleich. Der Reim scheint für ihn keine Fessel zu seyn. Auf dem Wege der Ideen, den ein fremder Geist ihm vorzeichnet, wandelt er mit eben der Leichtigkeit, Freyheit und Sicherheit, als hätte er ihn selbst gewählt. Nirgends eine Ahndung von Zwang und Mühe. Alle Gedanken scheinen frey aus seiner Seele geflossen zu seyn. Er hat alles selbst gedacht und gefühlt.

Die partheyischsten Lobredner Voltairs gestehn, daß er sich selbst, in unsrer Sprache, nicht edler und schöner würde ausgedrückt haben; und die billigen Beurtheiler fremder und einheimischer Verdienste glauben in dem Uebersetzer nicht selten einen Verbesserer des Originals zu finden.

Die Veränderungen, welche sich Hr. Gotter in seinem Original zu machen erlaubt hat, sollen der Hauptgegenstand unserer Beurtheilung seyn. Wenn ein vortreflicher Kopf einem andern nacharbeitet, so muß jede Veränderung, die er freywillig mit den Werken desselben vornimmt, dem Kunstrichter

richter wichtig seyn. Er wird hier immer etwas zu lernen finden; und wenn er auch seinem Autor nicht immer auf die Spur kommen sollte, so wird er doch seinen Scharfsinn auf eine zweckmäßige Art geübt, und Andern Veranlassung zu weiterm und glücklicherm Nachdenken gegeben haben.

Die Elektra, Merope, Alzire und Medea machen den Inhalt dieses Bandes aus. Die erste übergehn wir, um sie vielleicht bey einer andern Gelegenheit, zugleich mit allen Trauerspielen desselben Inhalts, umständlicher zu beurtheilen. Wir wollen also bey der Merope anfangen.

Dieses Stück wurde auf der französischen Bühne mit ungetheiltem Beyfall aufgenommen, und es verdiente diesen Beyfall, ohngeachtet einer Menge Fehler in der Oekonomie, durch mehrere interessante Situationen und vortrefliche Reden. Wie viel es noch durch Hrn. G. Bearbeitung gewonnen habe, wird man schon bey einer flüchtigen Vergleichung wahrnehmen können. Es hat nicht nur in der ganzen Anlage wesentliche Verbesserungen erhalten, sondern es ist auch fast keine Scene, welche nicht besser eingeleitet, zweckmäßiger geführt und geschickter verbunden wäre.

Wir folgen unserm Autor auf dem Fuße nach. Schon die erste Scene des Originals, so vortreflich sie ist, hat in der Uebersetzung an Wahrheit gewonnen. Die ersten Worte Meropens, ihr erster Seufzer, sind ein meisterhafter Zug des französischen Dichters, mit dem er die zärtliche, in den Gedanken an ihren Sohn vertiefte Mutter, von

Furcht

Furcht und Ahndung gefoltert zeigt. Dieser Tag soll eine der wichtigsten Angelegenheiten für sie entscheiden; eine Krone steht auf dem Spiel; aber ob sie diese erhält oder verliert, dieß weckt weder Hofnung noch Furcht in ihrem Herzen, das vor weit wichtigern Dingen bangt. Einzig und allein mit ihrem abwesenden Sohne beschäftigt, hat sie Ismeniens Rede nicht gehört: Quoi, ruft sie aus,

Quoi, Narbas ne vient point!
Réverrai-je mon fils?

Wir wiederholen es, dieser Zug ist meisterhaft; aber mehr als einmal durfte er nicht angebracht werden. Merope kann taub seyn für alles, was ihr Ismenie von Reich und Krone sagt; aber in dem Augenblicke, wo diese die mütterliche Zärtlichkeit aufzurichten versucht, wird jene ganz Ohr werden, um ihre Trostgründe zu prüfen, zu widerlegen oder anzunehmen. Voltaire hat dieß nicht in Erwägung gezogen. Bey ihm dauert Meropens Abwesenheit fort; Ismeniens Rede fliegt noch einmal ihren Ohren ungehört vorüber; und statt ihrer Vertrauten zu antworten, wendet sie sich mit einem Gebet an die Götter. Freylich schmeckt Ismeniens Rede ein wenig nach dem Bedürfniß des Dichters, dem es um die Exposition zu thun war; und wenn nur die Zuschauer aufmerksam sind, so kann sich Merope immer stellen, als habe sie nichts gehört. Zuverläßig wird kein Leser von Gefühl Hrn. G. seinen Beyfall versagen, der den Ton der Natur und Wahrheit so glücklich getroffen hat, ohne der Deutlichkeit der Exposition zu nahe zu treten. Bey ihm

sind

sind nicht nur Ismeniens Trostgründe der Natur gemäßer, sondern dadurch, daß er das, was bey Voltaire Ismenie sagt, Meropen in den Mund legt, zeigt er uns die ängstliche, jeden Umstand auf Gefahr deutende Mutter weit besser als jener. Daß jetzt der Weg von Meßene nach Elis frey war, daß also die Nachrichten vom Aegisth ohne Gefahr ankommen durften, konnte in der That so wenig für einen Trost gelten, daß vielmehr eben dieser Umstand, wie Hr. G. sehr richtig bemerkt, die Besorgniß der Mutter vermehren mußte, die nun schon so lange umsonst auf Nachricht gewartet hatte. Wie wahr und schön ist nun die Rede Meropens; wie natürlich folgt nun das Gebet auf die Ursache ihrer Besorgniß:

Doch
Jetzt, da den Weg der Friede wieder öffnet,
Da Sicherheit den Wanderer begleitet,
Und nichts mehr seine Schritte hemmt — warum
Verzieht Arbantes? — Zeugen meiner Thränen,
Der Unschuld Wächter, gute Götter! habt
Mit meiner Angst Erbarmen! Lebst du noch
Unglücklicher Aegisth? Ach einziges,
Mir noch gerettetes, geliebtes Kind!
Ist er nicht euer Sohn? Alcidens Blut?
Erhaltet ihn, das Ebenbild des Gatten,
Den ihr mir nahmt. — —

Auch in den folgenden Reden hat die Verbindung der Ideen gar sehr an Richtigkeit gewonnen. Sehr seltsam wundert sich Ismenie beym Voltaire, daß eine Mutter, deren Zärtlichkeit sie doch

kennen

kennen mußte, einen so lebhaften Antheil an einem Sohn nehmen könne, den sie nur als Kind gekannt und so wenig gesehen habe.

Son enfance était chère à vos yeux éplorés,
Mais vous avez peu vû ce fils que vous pleurez.

Gleichsam als wenn die mütterliche Liebe in dem Maaße erlöschte, in welchem die Züge des Kindes in dem Gedächtnisse erlöschen. Hr. G. hat diese Unschicklichkeit nicht übersehen. Er zieht den Dialog etwas zusammen, und aus dieser kleinen Veränderung entspringt eine sehr richtige und natürliche Verbindung.

Ismenie.

So lebhaft prägte dein
Gedächtniß sich ihn ein, den kleinen Liebling,
Den das Geschick im Morgenroth des Lebens
Aus deinen Armen riß, den deine Augen
Nicht wiedersahn — —

Merope.

Ach immer seh' ich ihn!
Geschäfftig stellt mir ihn die Phantasie
Auf jedem Schritte dar.

In der zweyten Scene läßt Voltaire uns wissen, daß die abgesendeten Sklaven den Narbas nicht haben ausfindig machen können. Jetzt scheint Merope nur dafür besorgt, daß Narbas umgekommen seyn möchte, und die vorhin so bekümmerte, so ängstliche Mutter begnügt sich, dem Eurykles Eifer und Treue zu empfehlen. Sie scheint jetzt weit mehr für die Erhaltung des Throns in ihrer Familie

lie, als für das Leben ihres Sohns — auf dessen Nachricht sie so sehnsuchtsvoll gewartet hatte, — bekümmert. Ihre Besorgniß sollte gestiegen seyn, und sie ist gesunken. Denn wenn Eurykles sie damit tröstet, daß Narbas den Ort seines Aufenthalts vielleicht mit Vorsatz verborgen halte, so ist dieses zwar etwas, aber bey weitem nicht genug, um die bekümmerte Mutter zufrieden zu stellen. Ueberhaupt aber ist die Unwissenheit der Königinn in allem, was ihren Sohn anbetrift, von dem sie doch ehemals durch Narbas selbst Nachrichten erhalten hat, von seinem Aufenthalt und der Veränderung seines Namens, nichts mehr als Bedürfniß des französischen Dichters; ein Fehler, welchen Hr. G., so wie die übrigen Unwahrscheinlichkeiten dieser Scene, glücklich vermieden hat. Aegisth ist, aus Begierde, mehr von der Welt zu sehen, als ihm aus Narbas Hütte offen lag, der Aufsicht seines vermeyntlichen Vaters entronnen, und dieser jagt ihm emsig nach. Es ist die genauste und richtigste Fortsetzung des Zustandes der Merope, wie er uns in der vorhergehenden Scene erschien, wenn sie diese Erzählung anfänglich nur für eine sinnreiche Erfindung hält, ihr den Tod ihres Sohnes zu verbergen, und wenn sie, als ihr der Ungrund dieses Verdachts dargethan wird, in dieser Nachricht neue Ursachen zur Furcht und Angst zu finden weiß. Die Wendung, mit welcher es dem Eurykles gelingt, Meropen auf die Hofnung Polyphonts aufmerksam zu machen, muß gleich bey dem ersten Anblick um vieles glücklicher scheinen, als die in dem Original.

Als

Als ihm hier Merope die Sorge für das Leben ihres Sohns empfiehlt, giebt er ihr eine Antwort, die, mit Erlaubniß des Hrn. von Voltaire sey es gesagt, ziemlich einfältig herauskömmt. „Ach lieber Gott," sagt er, „was werd' ich groß für ihn „thun können? Ich glaube schwerlich, daß er „den Thron seines Vaters erhalten wird. Denn" u. s. w. Die Mutter hätte ihm hierauf sagen können, es sey ihr jetzt mehr daran gelegen, überhaupt einen Sohn, als einen König zum Sohne zu haben. Er solle ihren Aegisth nur erst herbeyschaffen; das Uebrige werde sich dann schon von selbst geben, oder sie werde auch das Schlimmste zu ertragen wissen. Aber der Dichter hatte nun einmal die Exposition im Sinn, und auf diese eilt er, ohne viele Umstände, zu. Hr. G. hat sich vor dieser Eilfertigkeit wohl gehütet. Bey ihm sucht Eurykles der mütterlichen Zärtlichkeit zu schmeicheln, um Meropen auf diese Weise zu ihrer Pflicht zu leiten:

Wer wollte nicht der Frauenschwachheit jede
Verirrung der erhitzten Phantasie,
Dem Mutterherzen jedes Ueberströmen
Des leicht beweglichen Gefühls verzeihn?
Doch bist du nicht auch unsers Königs Wittwe,
Auch dieses vaterlosen Volkes Mutter?
Und fordern dich hier minder heilge Pflichten
Zu Thätigkeit und Muth und Eifer auf?
Gekommen ist der feyerliche Tag;
Man wirft das Loos um deiner Ahnherrn Thron.
Die Ungerechtigkeit sitzt an der Urne;
Ich fürchte, Polyphonten trift die Wahl.

Dieser Polyphont ist in dem Original ein Tyrann, wie es auf der französischen Bühne mehrere giebt, ein zähnefletschender Teufel, der nicht nur jeder Bosheit fähig ist, und jedes Verbrechen mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und Fertigkeit begeht, sondern es sich auch nie einfallen läßt, einen Anstoß von Reue zu fühlen, oder seine Abscheulichkeit vor seinem eigenen Gewissen zu verschleyern. Von seinen Verbrechen, seiner Wuth und seinem Ehrgeiz spricht er so, wie ein anderer von seinen unschuldigsten Handlungen sprechen würde. Aber es ist über diese Art von Charakteren schon genug gesagt worden; und wir müssen nun diesesmal diese unwahrscheinliche Geburt der dichtenden Phantasie so nehmen, wie sie ist. Wenn nur dieser Polyphont wenigstens consequent handelte! wenn wir nur wenigstens die Nothwendigkeit seiner verabscheuungswürdigen Machinationen einsähen! Voltaire hat selbst nur allzuwohl bemerkt, daß er die Ursachen, aus denen Polyphont Meropen heirathen will, nicht hinlänglich motivirt habe. In der That sind sie so gut als gar nicht motivirt. Als der Tyrann Meropen seine Hand zuerst anbietet, hat er einen doppelten Bewegungsgrund: einmal die Furcht, in seinen Bewerbungen um den Thron nicht glücklich zu seyn, wenn er sich nicht vorher mit der rechtmäßigen Erbinn desselben, welcher es auch nicht an einer Parthey fehlt, verbunden hat; zweytens, die Furcht vor einer Rückkehr Aegisthens, welche alle seine Plane vernichten würde. Nun läßt sich aber bey Polyphon-

tens

tens Thronbesteigung nur ein doppelter Fall denken. Entweder er wird von dem Volke rechtmäßig gewählt, weil der Thron der Herakliden für erledigt geachtet wird; und was kann es ihm dann helfen, Meropen geheirathet zu haben, wenn der rechtmäßige Erbe zurückkehrt? wird dieser darum ausgeschlossen seyn, weil seine Mutter Königinn ist? — oder Polyphont besteigt den Thron durch die Uebermacht seiner Parthey — was kann ihm in diesem Fall daran gelegen seyn, Meropen zu besitzen? oder wenn er ihren Besitz für nöthig achtet, um der Gewalt einen Schein des Rechts zu geben, warum setzt er seine Bewerbungen auch dann noch so eifrig fort, als er nun wirklich gewählt ist? Es ist wahr, er bringt um diese Zeit einen neuen Grund zum Vorschein, und dieser ist der Wunsch des Volks. Aber wer sieht hierinnen nicht wiederum das Bedürfniß des Dichters, der nun einmal Meropen mit Polyphont am Traualtar zusammenbringen wollte.

Uns dünkt, der Dichter würde in jeder Rücksicht gewonnen haben, wenn er den Bewerbungen Polyphonts um Meropens Hand allen Anschein der Willkühr benommen hätte; wenn das Volk, eben so dankbar gegen Polyphont, seinen vermeyntlichen Retter, als ehrfurchtsvoll gegen den alten Stamm der Herakliden, der mit Kresphont erloschen schien, den Besitz der Königinn mit dem Besitz des Throns als unerlaßliche Bedingung verbunden hätte. Nun würden alle Schritte Polyphonts nothwendiger, und seine Furcht vor Aegisths Rückkehr um desto ge-

gründeter, je weniger die Gewalt auf die Besitznehmung des Reichs wirken könnte. Aber freylich war es dem Dichter bequem, die Gesinnungen des Volks gegen den erloschnen Stamm nicht so gar deutlich darzulegen; es war ihm bequem, den Polyphont zum Könige wählen zu lassen, ehe Aegisth erkannt war; weil es sonst freylich noch weit unerklärlicher seyn würde, warum Merope, nach Erkennung ihres Sohns, ihn nicht mitten unter das Volk reißt, und ihm den Sprößling der Herakliden als seinen rechtmäßigen König zeigt. Gleichwohl bleibt, auch bey dem gewählten Plan, diese Schwierigkeit nicht ganz versteckt. Man wird es immer noch sonderbar finden, daß Merope und ihre Freunde die Hände in den Schooß legen, während es darauf ankömmt, einen Thron für Aegisth zu retten; man wird noch immer nicht begreifen, was sie abhält, die Herzen eines Volks zu gewinnen, das nicht sobald von der Existenz des Sohns von Kresphont überzeugt ist, als es sich ihm mit Freuden unterwirft. Aber wenn man auch hier einwenden wollte, daß der Tod Polyphonts der Sache eine ganz andere Wendung gegeben habe, so bleibt doch wenigstens das unbegreiflich, wie Merope und ihr Anhang offenbare Gewalt gegen Aegisthen befürchten können, dessen Rückkehr dem Volke sogleich die Augen öffnen mußte, sobald sich Narbas nur entschließen wollte, mit seinem Geheimnisse vorzurücken? Muß nicht also Meropens Angst bloße Feigheit und Schwäche scheinen, da es in ihrer Gewalt steht, den Tyrannen zu entlarven, und ihn

vor

vor dem Volke, dessen Anhänglichkeit an den Stamm der Herakliden Polyphont selbst fürchtet, anzuklagen? Oder ist es wohl wahrscheinlich, daß Polyphont allein die Gesinnungen des Volks kennen, Merope hingegen, die zärtliche Mutter, sich niemals darum bekümmert haben sollte?

Diesen Fehlern war ohne eine gänzliche Veränderung in der Oekonomie des Stücks nicht abzuhelfen. Hr. G. hat sie daher, so viel als möglich, zu verbergen gesucht. Er hat den schwarzen Charakter des Tyrannen mit sanftern Farben gehalten, und ihm eine Ursache der Bewerbung um Meropens Hand geliehen, von der Voltaire nichts weiß. Seine Verbindung mit der Königinn soll kein Mittel seyn, weder sich auf den Thron zu schwingen, noch sich, im Fall Aegisth zurückkehren sollte, auf demselben zu erhalten: sondern vielmehr ein Mittel, das Vertrauen der Mutter und des Sohns zu gewinnen; den letztern ohne Verdacht in seine Gewalt zu bekommen, und unter dem Scheine der Freundschaft und Liebe aus dem Wege zu räumen. Dieser Plan ist dem Charakter Polyphonts gemäß, und er befördert zugleich die Absicht des Dichters, uns vor dem Schicksal Aegisths bange zu machen. Denn wie er nun auch von dem Tyrannen aufgenommen werden möge, als Freund oder als Feind, so haben wir Ursache für das Leben des Jünglings zu zittern.

Es sey uns erlaubt, noch einen Zweifel über die dritte Scene dieses Aufzugs beyzubringen. Was hat Merope für Grund, den Antrag Polyphonts

mit einer so schnöden Verachtung aufzunehmen? Wie die Sachen jetzo stehn, kann ihr dieser Antrag aus keiner verrätherischen Absicht zu kommen scheinen. Er ist ihr wenigstens eben so vortheilhaft als ihm, und, wenn wir nicht irren, so sollte eine Königinn, welche seit sechzehn Jahren zu regieren aufgehört hat, die (scheinbar) gut gemeynten Vorschläge eines Mannes, in welchem sie den Vertheidiger und Rächer ihres geliebten Gemahls sehen mußte, aus Dankbarkeit oder Klugheit, wenigstens mit Nachsicht und Höflichkeit anhören, wenn er auch vielleicht mehr verlangen sollte, als sie ihm zugestehen kann. Daß Polyphont ein verabscheuungswürdiger Bösewicht und der wahre Mörder Kresphonts ist, thut hier nichts zur Sache; denn dieß erfährt Merope erst lange nachher; und die unbestimmte Insinuation des Narbas, sie solle sich vor Polyphont hüten, kann sie noch nicht berechtigen, ihn als einen nichtswürdigen Sklaven zu behandeln, der es nicht wagen dürfe, zu ihr aufzublicken. Denn dieser Sklave war ihr Wohlthäter, und ist im Begriff ihr König zu werden. Aber der Dichter kennt Polyphonts Bosheit; ihm liegt sie offen da; und er ist es wahrscheinlich auch, der in Meropens Namen mit solchem Uebermuth spricht.

Im zweyten Aufzug fängt die Verwickelung an. Merope hält ihren Sohn für den Mörder Aegisths. Im dritten Akt steigt ihre Vermuthung bis zur Gewißheit, und sie ist im Begriff, ihn zu ermorden.

Sehr

Sehr weislich hat Hr. Gotter die abgeschmackte Rüstung, welche bey Voltaire den Irrthum veranlaßt, mit einem Ringe vertauscht, dessen sich auch schon Maffei bedient hatte. Die Ursachen, welche den Franzosen hinderten, von dem Ringe Gebrauch zu machen, fielen auf dem deutschen Theater weg; und wenn sie auch existirt hätten, so ist, dünkt uns, ein abgenutztes Mittel doch immer besser, als ein abgeschmacktes. Auch ist die Art, wie Merope in den Irrthum gezogen wird, bey dem deutschen Dichter natürlicher und feiner angelegt. Gleichwohl haben wir niemals auf diesen Theil der Handlung kommen können, ohne es zu beklagen, daß Hr. G. sich nicht noch weiter von dem Plan seines Originals entfernt habe, um ganz zu der Simplizität der euripideischen Oekonomie zurückzukehren.

Ein berühmter französischer Schriftsteller, in einer Kritik der Voltairischen Trauerspiele, sagt mit Recht: „Die Nachwelt wird in den dramatischen Arbeiten Voltairs, neben einer Menge Fehlern, welche der Kritik einen reichen Stoff geben, eben so zahlreiche Schönheiten finden, welche ihren Beyfall verdienen und ihre Bewunderung erregen werden. Sie wird ihm Schwäche der Anlage und der Triebfedern vorrücken: aber sie wird zu gleicher Zeit die Ausführung, die Gesinnungen, die Sprache bewundern, und ihm, um der Schönheit der einzelnen Theile willen, die Fehler des Ganzen verzeihen.“

In demjenigen Theil der Merope, an welchem wir jetzo stehen, ist jede einzelne Scene vortreflich, aber die Anlage ist fehlerhaft. Die Gründe, aus denen Merope den gefangenen Jüngling für den Mörder Aegisths hält, sind äußerst schwach und für den Zuschauer von keiner Evidenz. Ja wir wären wohl eher geneigt, aus den gegebenen Prämissen ganz das Gegentheil von dem zu schließen, was Merope daraus herleitet. Woraus glaubt denn Merope den Tod ihres Sohnes erkannt zu haben? Ein junger Mensch hat in der Nähe von Messene einen Mord begangen. Die besorgte Mutter, welche weiß, daß ihrem Sohne nachgestellt wird, und eben erst die Nachricht erhalten hat, daß ihr Aegisth seiner Aufsicht entronnen ist, fürchtet, daß er in die Schlinge seiner Feinde gefallen seyn möchte. Der Mörder wird vor sie gebracht. Er ist ein Fremdling in Messene. Dieses, verbunden mit seinem Alter und seiner Ingenuität, mußte den Verdacht, daß er ein Meuchelmörder sey, außerordentlich schwächen. Er erzählt, wie er selbst von Meuchelmördern angegriffen worden, als er in dem Tempel des Herkules gute Wünsche für den Stamm der Herakliden gethan. Die Worte, mit denen sie ihn anriefen: „Wer's mit dem Stamm der Herakliden hält, ist ein Rebell," bezeichneten ihre Parthey hinlänglich, und Merope konnte kaum noch zweifeln, daß der Ermordete ein Feind ihres Hauses sey. Diese Erzählung und die Aehnlichkeit, die sie in seinen Zügen mit den Zügen Kresphonts zu bemerken glaubt, bewegen sie, den Gefangenen für unschul-

unschuldig zu erklären und ihn frey zu lassen. Doch dieß ist noch nicht genug. Die sympathetischen Regungen, welche sie bey seinem Anblicke fühlt, lassen in ihrem Herzen die Ahndung aufsteigen, der angeschuldigte Mörder dürfte vielleicht Aegisth selbst seyn. Der Name seines vermeyntlichen Vaterlands stimmt mit dieser Vermuthung zusammen. Aber unglücklicher Weise sind ihm die Namen Narbas und Aegisth unbekannt, und weil sein Vater nicht Narbas, sondern Polyklet heißt, so giebt sie alle weitere Nachforschungen mit einmal auf.

Wenn wir alle diese Umstände zusammennehmen, diese Aehnlichkeit mit Kresphont, die Uebereinkunft des Alters, des Vaterlands, und selbst der Schicksale, (denn Merope erfährt, daß dieser Mensch seinen Eltern entronnen sey, um sich in der Welt zu versuchen, gerade so, wie sie eben erst von Aegisth vernommen hatte,) und wir uns dann selbst befragten, ob es wohl wahrscheinlich sey, daß eine bloße Verschiedenheit des Namens eine so sorgfältige Mutter, als Merope bisher zu seyn schien, sogleich von aller weitern Untersuchung abzuziehn im Stande sey, so haben wir uns immer verneinend antworten müssen. Sollte eine so auffallende Zusammenstimmung wichtiger Umstände nicht noch einige Fragen mehr verdient haben? Wer ist dieser Polyklet? Wie alt ist er? Wo stammt er her? Diese und hundert andere Fragen mußten einer Mutter einfallen, die in ihren Vermuthungen einmal soweit gekommen war.

Es ist also wohl nichts anders, als das Bedürfniß des Dichters, was ihn bewogen hat, den Verstand seiner Heldinn so eingeschränkt zu zeigen, daß sie die Gründe, welche den guten Narbas veranlaßt haben, seinen Namen zu ändern, gar nicht einmal ahnden darf; und daß es ihr in einer so langen Zeit, bey den mannichfaltigen Gefahren, die ihren Sohn bedrohten, auch nicht einmal eingefallen ist, daß Aegisth und Narbas in der größten Verborgenheit leben mußten. Es ist Bedürfniß des Dichters, wenn die Verschiedenheit der Namen eine so wunderbare Wirkung in dem Herzen der Königinn hervorbringt, daß nun alle die übrigen — der Natur des menschlichen Herzens gemäß — weit tiefern Eindrücke auf einmal verschwinden, und nun gar nichts mehr im Stande ist, sie zu bessern Einsichten zu bringen und aus ihrer Verblendung herauszureißen. Nach allen dem, was sich bey dem ersten Verhöre ergeben hat, sollte man alles eher erwarten, als daß der bey dem Gefangenen gefundene Ring (oder Harnisch) Aegisths, seine ganze vorige Aussage entkräften, und in ihr nichts weiter als ein Gewebe boshafter Erdichtungen zeigen würde. Sollte denn die mütterliche Zärtlichkeit nicht eben so geneigt seyn zu hoffen als zu fürchten? sollte Merope nach allen dem, was sie gehört, gesehen und empfunden hat, nicht vielmehr vermuthen, der Ring gehöre dem, der ihn trug? und wenn dieser vollends versichert, ihn von seinem Vater erhalten zu haben; wenn er mit Thränen in den Augen die Worte anführt, mit

welchen

welchen jener den Ring ihm gab, so ist es fürwahr nur das Bedürfniß des Dichters, was Meropen so unglaublich verblendet, daß sie in dem edlen Jüngling mit aller Gewalt einen Betrüger und den Mörder ihres Sohnes sehen will.

Diese Scenen haben einen Fehler, welchen Voltaire häufig begeht. Es fehlt ihnen an Zusammenhang. Nicht an jenem äußern, welcher darinne besteht, die Bühne niemals leer zu lassen; aber wohl an dem innern, welcher in der Continuität der Empfindungen, der Gesinnungen und der Zustände liegt. Die Schriftsteller der Kunst verlangen, daß jede Scene ein Ganzes für sich bilden solle. Allerdings; aber ein Ganzes, welches als Glied einer Kette, mit allem vorhergehenden zusammenhänge, und von diesem so vorbereitet sey, daß uns überall die zurückgelassenen Spuren dessen, was schon vorübergegangen, in die Augen fallen. Wenn der Dichter nie vergißt, sich mit dem Zustande seiner Personen vertraut zu machen, wenn er ihre Lage von allen Seiten beleuchtet, wenn er immer nur sie, niemals den Zuschauer oder sich selbst in den Augen hat, so wird er den Gang der Natur leicht entdecken und den Einfluß bemerken, den jeder der vorhergehenden Zustände auf den folgenden hat. Dieß ist es, was der französische Dichter so oft versäumt. Er hat einmal eine Scene für diese oder jene Handlung, diese oder jene Erklärung bestimmt; hierauf nun eilt er zu, und hierauf allein. Er vergißt, daß seine Personen noch nicht in der Verfassung seyn können, sich auf eine neue Reihe von

Thätig-

Thätigkeiten einzulassen, daß die vorige Saite noch allzustark schwingt, als daß sie nicht dem neuen Ton seine Reinheit benehmen und ihn modifiziren sollte. Nur allzuoft müssen sich die handelnden Personen nach der Bequemlichkeit des Dichters richten. Hr. Gotter hat diesem Fehler, wie wir schon oben in einigen Beyspielen gezeigt haben, an mehrern Stellen, so weit es sich ohne gänzliche Umwerfung des Voltairischen Plans thun ließ, mit dem größten Glück abgeholfen.

Leider war es wohl nicht möglich, der Scene, in welcher die Mutter den Dolch gegen ihren eigenen Sohn erhebt, die Einrichtung zu geben, welche sie beym Euripides gehabt haben soll, ohne eine ganz neue Merope zu schreiben. Diese Scene, welche bey dem griechischen Tragiker eine so große Wirkung that, ist, unserm Gefühl nach, beym Voltaire eine der mittelmäßigsten; nicht nur weil uns hier die Unstatthaftigkeit der Gründe, aus denen Merope den Aegisth für den Mörder ihres Sohnes hält, mehr als irgendwo einleuchtet, und folglich der Moment der Wuth, in welchem sie ihn zu durchbohren droht, gar nicht motivirt scheint, sondern vornehmlich deswegen, weil der Dichter gerade den Umstand vernachläßigt hat, welchem Euripides die ganze Wirkung dieser Scene dankte. Niemand weiß, wer der Jüngling ist, den Merope ermorden will; und wenn wir es errathen, so ist es gegen die Absicht des Dichters, der uns, so wie die Königinn, bis auf den Augenblick täuschen will, wo Narbas seinen Pflegesohn erkennt. Wir

sollen

ſollen nicht ahnden, daß eine Mutter, um ihren Sohn zu rächen, denſelben Sohn umbringen will; wir ſollen nur einen plötzlichen und ſchwachen Schrecken, aber nicht jene Angſt und Beklemmung empfinden, die der höchſte Triumph des Dichters iſt; womit er die Seele des Zuſchauers foltert, wodurch er ihn zwingt, von ſeinem Sitze aufzuſpringen, um den unglücklichen Streich zu hemmen, und der verblendeten Mutter zuzurufen: Halt ein, Unſinnige; es iſt dein Sohn, den du erſchlägſt.

Dieſe Wirkung hat ſich der Dichter vereitelt, indem er uns mit dem wahren Namen des Jünglings unbekannt läßt; und man kann kühnlich behaupten, daß das ganze Stück, von dem Augenblick an, wo Aegiſth zum erſtenmal erſcheint, an Leben und Intereſſe gewonnen haben würde, wenn wir allein ihn kennten, alle mit ihm handelnden Perſonen aber, in Rückſicht auf ihn, in den tiefſten Irrthum verſtrickt würden. So, wenn Narbas von Iſmenien erfährt, daß Aegiſth ermordet ſey, ſo empfinden wir zwar Mitleiden mit dem alten, rechtſchaffenen Manne, aber dieſe Rührung iſt ganz ohne Zweck. Kennten wir hingegen Iſmeniens Irrthum, wüßten wir, daß eben dieſer Irrthum dem noch lebenden Aegiſth den Tod zubereite; welchen ganz andern Eindruck würde es dann auf uns machen, wenn ſich Narbas mit dieſen Worten entfernt:

Hélas! s'il eſt ainſi, pourquoi me découvrir?
Aux pieds de ce tombeau je n'ai plus qu'à mourir.

Ich komme nicht, Meropen durch den Glanz
Der Würde, die das Glück mir zuwarf, Hohn
Zu sprechen. Nein, mit ihr zu trauern, führt
Mich Freundschaft her. — Wer fühlt den Schmerz,
der dich
Durchbebt, so tief als . . .

Merope (einfallend.)

Spare deines Leides
Betheurung! mein Verlust ist dein Gewinn;
Er sichert dir den Thron, den du erschlichst.

Polyphont.

Laß für mein Mitgefühl die That dir bürgen.
Dem Todten Rache, dir Genugthuung
Zu schaffen, sey für mich die erste Pflicht
Des königlichen Richteramts.

In der zweyten Scene des vierten Akts erscheint Polyphont beym Voltaire als ein wüthender Cannibal. Da er sehr eilig ist, Meropen zum Traualtar zu führen, so bekömmt er sie nicht sobald zu Gesicht, als er ihr andeutet, er werde nicht eher den Tempel mit ihr betreten, als bis sie ihre Hände in dem Blute des gefangnen Jünglings gebadet habe.

Vengez-vous, baignez-vous au sang du criminel;
Et sur son corps sanglant je vous mène à l'autel.

Diese Forderung ist nicht etwa List, sondern wahrer Ernst; und er thut sie, ohne einen andern Grund anzuführen, als ein car tel est nôtre plaisir! Hr. Gotter hat diese Situation weit geschickter vorbereitet. Sein Polyphont vermuthete irgend

irgend einen verstellten Betrug; er fürchtet, hinter dem angeblichen Mörder Aegisths einen Feind und Anhänger der Herakliden, vielleicht den Sohn Kresphonts selbst, zu finden; und wenn er von Meropen verlangt, ihn zu tödten, so ist dieses bey ihm nur ein Mittel, seine Vermuthung aufzuklären. Er bemerkte sehr richtig, daß Polyphont wenigstens einen scheinbaren Grund haben mußte, seine Forderung an Meropen zu beschönigen, und der schlaue Tyrann weiß diesen glücklich in der Religion zu finden:

Ich liefre dir den Mörder. Doch die Götter —
Sie zürnen deiner Langmuth, und verschmähn
Die Opfer unsers Bundes. Bange Zeichen
Antworteten den festlichen Gebeten.
Das Blut gerann am Stahl, des Stieres Herz
War welk, und die geweihte Flamm' erlosch.

Merope.

Befrage dich, wem diese Zeichen gelten!

Polyphont.

Wem anders als dem Jüngling, dessen Blutschuld
Messene drückt? Auf, eile sie zu tilgen!
Besänftige des Volkes Stimme, das,
Dem Aufruhr nah, für seinen Königssohn
Um Rache schreyt! Mein ist der Themis Schwert;
Ich leih' es dir. —

Die sichtbarsten Veränderungen hat der fünfte Aufzug erfahren. Einige derselben betreffen die äußere Oekonomie der Handlung; andere die Darstellung des innern Zustandes der handelnden Personen.

Am Schluß des vierten Akts begiebt sich Merope, unter Begleitung der Priester, in den Tempel, wo Polyphont sie erwartet. In der zweyten Scene des folgenden Akts erscheint Polyphont wiederum in dem Pallast, um den Aegisth zu bewegen, dem Beyspiel seiner Mutter nachzuahmen, sich ihm zu unterwerfen, und sich, zum Zeichen dieser Unterwürfigkeit, mit ihm in den Tempel zu begeben. In der ganzen Zwischenzeit hat also Voltaire nichts, ja noch weniger als nichts, geschehen lassen, und der Vorhang ist blos zu Gunsten des fünften Akts gefallen. Und warum kehrt denn Polyphont auf seinem Wege um? warum ist ihm an Aegisthens Erscheinung im Tempel so viel gelegen? Doch nicht darum, daß er ihn dem Volke als den Sohn Meropens, als seinen rechtmäßigen Herrn, als den letzten Sprößling der Herakliden, vorstellen könne? oder will er etwa seinen Triumph mit diesem Königssohn nur desto herrlicher machen? Wir müssen unsre Unwissenheit bekennen; wir müssen gestehen, daß wir keinen Grund von Polyphonts Betragen entdecken können; es müßte denn dieser seyn, dem Dichter ein Mittel zu verschaffen, dem Aegisth einen Weg in den Tempel, und seinem Dolch zu dem Herzen des Tyrannen zu bahnen. Hr. Gotter war nicht der Mann, der eine solche in die Augen fallende Ungereimtheit dulden konnte. Bey ihm kehrt kein Polyphont aus dem Tempel zurück; keine Merope verläßt den feyerlichen Zug der Priester, der sie zum Altare führt. Noch weniger ladet Polyphont den Jüng-

ling

ling in den Tempel zum Tyrannenmord ein. Er hat weisere Mittel gefunden, die Handlung zu ihrem Ende zu bringen.

Diese Mittel hat er vornehmlich aus dem Herzen Aegisths gezogen. Dieser faßt den Vorsatz, den Tyrannen zu tödten, und eher sich selbst aufzuopfern, als die Schande seiner Mutter zuzulassen. Dieser Entschluß ist beym Voltaire eine Folge äußerer Verhältnisse, die sich, wie wir gezeigt haben, auf eine sehr unwahrscheinliche Art die Hände bieten; bey Gotter ein Resultat innrer Zustände, welche im zweyten Auftritte des letzten Aufzugs unvergleichlich entwickelt werden. Hier erkennen wir den Jüngling wieder, der das Haus des Narbas verließ, um seinem Triebe nach Thätigkeit Genüge zu leisten, und sich dem ungewissen Meere der Welt mit jugendlicher Kühnheit anvertraute. Von solchen Gesinnungen, einer solchen Lebhaftigkeit und Entschlossenheit wird man bey dem Aegisth Voltairs nichts gewahr. Er klagt und seufzt; aber kein großer Entschluß wacht in seiner Seele auf, bis sich alle Umstände vereinigen, ihn dazu aufzurufen. Wie viel tiefer ist hier Hr. Gotter in das Herz des Jünglings eingedrungen! Aegisth sieht sich in demselben Hause, wo ehemals sein Vater unter den Händen eines Meuchelmörders blutete, und zwar desselben, der jetzt, als König von Messene, den Thron der Herakliden und das Ehebette seines ermordeten Herrn zu besteigen droht. Bey dieser Vorstellung reift ein kühner Gedanke in seiner Brust; und fürwahr, er müßte nicht der Sohn

Meropens seyn, wenn er diesen Unglimpf ertragen, und dem Rath des vorsichtigen Narbas Gehör geben könnte:

— Jetzt bin ich der Sohn Kresphonts — und wenn
Du ihn zu rächen mir verbietest — sey
Der Tag verflucht, da ich gebohren ward!
Und jener, da du mich dem Tod entrissest!
— — — Der Feige fragt um Rath.
Der Held gehorcht der Stimme seines Herzens.
— — — Was fürcht' ich Menschen?
Ich finde Götter, die Verbrechen strafen,
Die Götter meiner Väter — —

Die letzten Scenen des deutschen Stücks spielen im Tempel. Jsmeniens Erzählung von dem Tode Polyphonts und dem Aufstand des Volks ist ganz in Handlung verwandelt. Diese Veränderung hat Einen Nachtheil neben einer Menge von Vortheilen.

Der Nachtheil ist, daß eine schöne Scene ganz verloren geht. Nachdem, bey Voltairen, Aegisth mit Meropen in den Tempel gegangen, bleiben Narbas und Eurykles in dem Pallaste zurück. Bald darauf vernehmen sie ein Geschrey des Volks; das Getümmel wächst mit jedem Augenblicke; sie entdecken in der Ferne verwirrte Schaaren kämpfenden Volks. Was ist vorgegangen? Wer siegt ob? Die Ungewißheit, in welcher der Zuschauer eine Zeitlang gehalten wird, ist fürchterlich, und für die tragische Wirkung vortreflich berechnet.

Aber

Aber diese meisterhafte Scene wird mit einer Anzahl von Unwahrscheinlichkeiten erkauft. Als Jsmenie in den Pallast zurückkömmt, ist Aegisth noch in Gefahr. Der Weg, ihm beyzustehen, ist offen, aber Narbas, statt ihm zu Hülfe zu eilen, nimmt sich die Zeit, eine lange, lange Erzählung anzuhören. Nachdem diese Erzählung geendigt ist, tritt Merope mit einer großen Begleitung von Volk, Priestern und Soldaten auf. Jm Hintergrunde bekömmt man, ich weiß nicht wie, den Leichnam Polyphonts zu sehen, und jetzt erst findet Merope Zeit, das Volk, in einem Zimmer ihres Pallastes, von der ganzen Lage der Sachen zu unterrichten, ihm in Polyphont den Mörder ihres Gemahls und in Aegisth ihren Sohn vorzustellen. Das Volk, welches sich einen Augenblick zuvor, der Erzählung Jsmeniens zu Folge, so wüthend bezeigt hatte, giebt seinen Beyfall oder Mißfallen mit keinem Laut zu erkennen, sondern läßt die Königinn und den Narbas reden und sagen, was ihnen gutdünkt. Es scheint beynah, daß es in der Freude, eine Neuigkeit erzählen zu können, davon gegangen sey; denn kaum hat Merope auserzählt, als Eurykles mit der Bothschaft auftritt, die Nachricht von Aegisths Leben habe sich schon in der Stadt verbreitet, und habe die Gemüther so umgestimmt, daß man nichts sehnlicher wünsche, als der königlichen Familie die allgemeine Freude, sobald als möglich, öffentlich an den Tag zu legen. Alle diese Ungereimtheiten verdankt das französische Theater der Grille von Einheit des Orts.

Hr. Gotter, welcher auf diese Grille keine Rücksicht zu nehmen brauchte, läßt die ganze Entwicklung vor unsern Augen geschehen; und statt einer Erzählung, deren Effekt einzig und allein von der Geschicklichkeit der Schauspielerinn abhängt, giebt er uns eine Scene voll Leben und Bewegung, welche sich gleichsam von selbst spielt. Wir haben über diese Scene bisweilen so urtheilen hören, daß sie mehr überraschend als tragisch, und folglich mehr der Oper als der Tragödie angemessen sey. Dieß kann vielleicht von dem Augenblicke gelten, wo ein Blitzstrahl das erloschne Feuer auf dem Altar von neuem entzündet, und das Volk in diesem Wunder den Wink der Gottheit, die den Stamm der Herakliden beschützt, wahrzunehmen glaubt. Aber der Dichter hat diesen Theaterstreich weislich bis an den Schluß verspart, wo er nur seine glücklichen Wirkungen äußern kann, ohne sich einen Einfluß auf die Handlung zuzueignen. Was geschehen sollte, war ohnedem schon, auch ohne Wunder, geschehn.

Diesen Theaterstreich abgerechnet, scheinen uns die letzten Scenen dem Geiste der Tragödie vollkommen angemessen. Aber ihre tragische Kraft liegt nicht in dem Morde Polyphonts, sondern in der Furcht, mit der uns die Ungewißheit der Gesinnungen des Volks gegen den kühnen Mörder des Tyrannen erfüllt. In dem Augenblicke, da die Priester ihre Fackeln auslöschen, und wegen der Entweihung des Tempels Rache fordern, da Volk und Wache den Jüngling zu ergreifen und zu bestrafen droht, müssen wir ihn beynahe verloren glauben.

glauben. Unsre Hofnung erwacht nur allmählig, als sich Merope seinen Mördern entgegenwirft, und sie steigt mit jedem Worte, das sie spricht, mit jeder Aeußerung des Volks. Folgende Stelle ist vortreflich und gehört dem deutschen Dichter eigenthümlich zu:

O höret mich, ihr Bürger von Messene!
Ich flehe bey der Rache Göttern, höre
Meropens Stimme, vormals mir getreues
Geliebtes Volk! — Das ist mein dritter Sohn —
Den Narbas rettete, verbarg, erzog, —
Der Einzige, den mir das Schicksal ließ —
Das ist Aegisth — das ist das Blut Kresphonts,
Des edeln Sterblichen, des guten Königs,
Der euer Vater mehr, als König war!
Kresphonts, mit dem die Armuth ihren Pfleger,
Die Unschuld ihren Schutz verlor! Kresphonts,
Des Freundlichen, des Milden, des Gerechten!

Ein paar Stimmen.

Das war er!

Mehrere.

Ja das war er!

Ein paar Stimmen.

Liebreich!

Noch ein paar.

Billig!

Noch ein paar.

Ein guter König!

Noch ein paar.

Friede seinem Schatten!

Merope.

Der dort in Blute schwimmt ist ein Tyrann,
Ein schändlicher, blutdürstiger Tyrann!

Ein Feind der Götter und der Menschen — ist
Der Mörder eures Königs —

Wir haben nur die vorzüglichsten Veränderungen berühren können, welche Hr. Gotter mit seinem Original vorgenommen hat; noch weit zahlreicher, aber nicht minder glücklich sind die kleinen Verbesserungen in Ausdehnung und Abkürzung mancher Scenen, in Anordnung der Gedanken, in der Wahl der Bilder und Ausdrücke. Die Sprache ist überall edel, männlich und rein. Doch dieß ist ein Verdienst, das der Kunstrichter an keinem Werke dieses Dichters erwähnen sollte.

Wenn sich bey der Merope das dramatische Genie desselben, in Verbesserung der fehlerhaften Oekonomie, mehr zu zeigen Gelegenheit fand, so offenbart sich in der Alzire mehr sein Geschmack und seine bewundernswürdige Geschmeidigkeit, in der treusten und vollkommensten Nachbildung des französischen Originals. In den schönsten Stellen desselben wird man auch nicht Einen Gedanken, nicht eine Schattirung vermissen, und dennoch wird man auch nicht durch die geringste Ungelenkigkeit, die mindeste Härte, die kleinste Entfernung von ächt deutschem Ausdruck daran erinnert, eine Uebersetzung und kein Original zu lesen. Das Feuer der Beredsamkeit, welches vornehmlich die Scenen zwischen Alvarez und Gusmann, Alzire und Montezuma belebt, herrscht auch in der Nachbildung mit der nehmlichen Stärke und Lebhaftigkeit. Wenn jemals der Geist des Originals auf einem Ueber-

setzer

setzer geruht und von diesem besiegt worden ist, so ist es zuverläßig in diesem Werke.

Da die Veränderungen hier weder so zahlreich noch so wichtig sind, als die in dem vorigen Stücke, so werden wir uns auch kürzer, als bey jenem, fassen können.

In der ersten Scene des zweyten Akts sind mit Recht folgende Verse übergangen worden:

Amis, où sommes nous? ne pourra-t-on m'instruire,
Qui commande en ces lieux, quel est le sort d'Alzire?
Si Montèze est esclave, et voit encore le jour?
S'il traîne ses malheurs en cette horrible cour?
Chers et tristes amis du malheureux Zamore,
Ne pouvez vous m'apprendre un destin que j'ignore?

Alle diese Fragen sind unnütz, und Zamor konnte nicht darauf fallen, sie an Leute zu thun, die sich in demselben Zustande befunden hatten, als er, und sie folglich eben so wenig beantworten konnten.

In der zweyten Scene desselben Akts hat der Uebersetzer der Eilfertigkeit des Verfassers Einhalt gethan. Alvarez tritt zu den Gefangenen mit diesen Worten herein: Soyez libres, vivez. — Diese Anrede, diese unvorbereitete Ankündigung führt auf die Vermuthung einer rhetorischen Ueberraschung, welche dem Verfahren des guten Alvarez einen Anstrich von Prahlerey giebt, das mit seiner ganzen Denkungsart nicht übereinstimmt. Hr. Gotter fühlte richtiger als Voltaire, daß der

sanfte, redliche Alvarez, die Freude der Gefangenen, die auf seine Vorbitten frey gelassen wurden, theilen, und daß die Aeußerung dieser Freude seine erste Empfindung bey ihrem Anblicke seyn müsse. Freut euch, ihr Kinder, ruft er ihnen zu. Leben bring ich euch und Freude. Beym Voltaire antwortet Zamor:

Ciel que viens je d'entendre?
Quelle est cette vertu que je ne puis comprendre?
Quel vieillard ou quel Dieu vient ici m'étonner?
Tu parais Espagnol et tu sais pardonner!
Es-tu roi? cette ville est-elle en ta puissance?

Nur das übermäßige Entzücken über die Erlangung eines unerwarteten Gutes kann die Verwirrung entschuldigen, welche in der Rede des Amerikaners herrscht. Aber den zweyten Vers entschuldigt nur der Reim; denn er hat an der Stelle, wo er steht, gar keinen Sinn. Ueberhaupt aber wird niemand, der sich auf die Aeußerungen der Leidenschaften versteht, die Rede Zamors, nach jener Ankündigung seiner Freyheit, natürlich finden. Die plötzliche Freude ist wie der Schrecken monosyllab; am wenigsten ist sie zu Reflexionen geschickt. Mit wie viel weiserer Sparsamkeit hat unser Dichter die Worte Zamors vertheilt.

Alvarez.

Freut euch, ihr Kinder.

Zamor.

Ha wer —

Alvarez.

Leben bring' ich euch
Und Freyheit.

Zamor.

Zamor.

Guter Greis, an Huld den Göttern gleich!
Bist du vielleicht ein Gott in eines Menschen Hülle?

Alvarez.

Ein Sterblicher, wie du!

Zamor.

Und Wohlthun ist dein Wille?
Du scheinst ein Spanier und du weißt zu verzeihn?
Bist du ihr Oberhaupt? ist diese Feste dein? — —

Nur in den Worten: Bist du vielleicht ein Gott — scheint uns die fragende Form nicht ganz der Ausdruck der Natur.

In der ersten Scene des vierten Akts ist der Dialog leichter und ungezwungner als im Original. Durch kleine Veränderungen haben die Gedanken eine bessere Beziehung gewonnen, und die Uebergänge sind sanfter geworden.

Endlich finden wir noch eine Veränderung in der vierten Scene des fünften Akts. Zamor und Alzire, beyde gefesselt, erwarten das Todesurtheil; zusammen zu sterben scheint ihnen jetz: die größte Belohnung ihrer langwierigen Leiden zu seyn. Alle Hofnung zur Rettung, die sie beynahe schon aufgehört haben zu wünschen, ist vor ihren Augen verschwunden. Nur der Zuschauer giebt noch nicht alle Hofnung auf. Seine Blicke sind noch auf Alvarez gerichtet, der doch Alziren unmöglich verurtheilen kann, wenn er auch den Mörder seines Sohns einer verzeihlichen Rache aufopfern sollte. Voltaire scheint absichtlich diese Hofnung in uns

wecken

wecken und uns eine Ahndung des Ausgangs geben zu wollen, wenn er Alziren sagen läßt:

Ma plus grande amertume en ce funeste sort
C'est d'entendre Alvarez prononcer notre mort.

Vielleicht hat Hr. Gotter diesen Gedanken der Situation nicht recht angemessen gefunden; vielleicht sollte Alzire nur mit sich und ihrem Geliebten beschäftigt seyn, und, in der Betrachtung ihres Schicksals verloren, an keinen Sterblichen denken, den sie hinter sich zurücklassen muß. Wir gestehn, daß uns der Gedanke in den angeführten Versen nichts weniger als natürlich scheint; aber auch der Ausbruch der Ahndungen Zamors, welchen Hr. G. an die Stelle desselben gesetzt hat, gefällt uns nicht ganz. In einer Art von Begeisterung, deren Grund man nicht recht einsieht, ruft er aus:

Nein, glaub's den Ahndungen, die meinen Busen heben,
Alzir', ich sterb' allein, — du lebst. —

Doch ist es auch vielleicht mehr die Art der Aeußerung, und das Unerwartete in derselben, als die Ahndung selbst, was unserm Gefühl widerstreitet.

Bis hierher haben wir uns blos mit den Veränderungen beschäftigt, welche Hr. Gotter mit seinem Originale vorgenommen hat. Aber dieselbe scharfe Kritik hat er auch gegen sich selbst ausgeübt. Ueberall ist die bessernde Hand des geschmackvollen, eigensinnigen Dichters sichtbar, der sich nicht eher Genüge that, bis er den reinsten, richtigsten und schön-

schönsten Ausdruck für jeden Gedanken, jede Empfindung gefunden hatte. Wir wollen dieses nur an einigen Stellen desjenigen Stückes zeigen, welches schon bey seiner ersten Erscheinung als ein Meisterstück des poetischen Ausdruckes und der Versifikation betrachtet wurde. Die Alzire hat unzählige Verbesserungen erhalten, und es ist vielleicht keine Seite, auf welcher nicht bald einzelne Ausdrücke, bald ganze Verse und Tiraden eine andre und bessere Gestalt bekommen hätten. Hier sind einige Beyspiele aus dem ersten Auftritte. In der alten Ausgabe sagt Alvarez:

So jung als unser Herr Amerika gewann —
Jetzt, Greis! war ich's zuerst, der Peru's neuem Volke,
Das Wunder wieß, ein Schloß, das gleich der Donnerwolke,
So furchtbar und so schnell, im Sturm auf Wellen fliegt.
Wo uns ein Sieg gelang, da hab' ich mitgesiegt.

Die Verbindung der Worte ist hart und dunkel; die Ideen stehen nicht in der natürlichsten Ordnung; der Beschreibung des Schiffes vornemlich fehlt es an Rundung und Klarheit. Die Worte: Wo uns ein Sieg gelang, da hab' ich mit gesiegt; haben allen Anschein eines identischen Satzes; und die ganze Stelle hat endlich einen viel zu rhetorischen Anstrich, als daß sie hier, in der Rede des sanften Alvarez, eine gute Wirkung thun könnte. Doch fühlt man vielleicht die Nothwendigkeit einer

Ver-

Verbesserung nur dann erst recht lebhaft, wenn man in der neuen Ausgabe gelesen hat:

Frühzeitig schufen hier Müh' und Gefahr den Mann
Zum Greis. Wo ist der Tag, als wir, ein Spiel der Wogen,
Zuerst nach Mexiko in Zauberschlössern flogen,
Und, dieses Wunderwerk anstaunend, rings am Strand
Das blöde Volk, betäubt von unserm Donner, stand?
Die Thaten, die, umstralt von fabelhaftem Lichte,
Die ferne Nachwelt einst dem Griffel der Geschichte
Kaum glauben wird — hat hier dein Vater mitgethan.

Wir übergehen einige kleine Verbesserungen. S. 5. der alt. Ausg.

Die Sklavenschaar — dein Preis vom jüngsten Sieg — die hier
Noch schmachtet — schon' ihr Blut.

Der Ausdruck, die Sklavenschaar, würde in Gusmanns Munde der richtige gewesen seyn. Dein Preis vom jüngsten Sieg war undeutsch. Jetzt heißt es:

Erbarme dich der Schaar Gefangener, die hier
Dem Tod entgegen seufzt! schenk' ihre Freyheit mir.

Die folgende Rede Gusmanns hat so viele Veränderungen erlitten, daß wir sie Theilweise als ein

Bey-

Beyspiel der strengen Kritik, die Hr. G. gegen sich ausübte, hierher setzen wollen:

Alte Ausgabe.

Herr, eines Vaters Bitt' ist ein Befehl. Allein
Siehst du auch die Gefahr von dieser Nachsicht ein?
Von Feinden dicht umringt, die stets auf Rache lauern,
Entfernen wir sie klug von diesen neuen Mauern.

Neue Ausgabe.

Herr, eines Vaters Wunsch wird zum Befehl.
Allein
Entgehen deinem Blick die Folgen, die uns dräun?
Rebellen, die, bereit zum kühnsten Unterfangen,
Im Schutz der Schatten bis vor diese Mauern drangen,
Soll ich der Straf' entziehn, die das Gesetz bestimmt?
Ich soll den Aufruhr, der noch in der Asche glimmt,
Durch Nachsicht muthigen in Flammen auszubrechen;
Und die Beleidigung der Majestät nicht rächen?

Alte Ausgabe.

Weh' uns, wenn dieses Volk sich an das Schwert gewöhnt,
Das ihm Gesetze gab.

Neue Ausgabe.

Weh uns, wenn dieses Volk des Schwertes sich entwöhnt,
Das ihm Gesetze gab,

Alte

Alte Ausgabe.

Ja, seinen Göttern selbst leiht er ein Herz voll Wuth,
Von Opfern unentweiht, färbt sie mit Menschenblut.

Neue Ausgabe.

Ja, seine Götter selbst, träumt er, verschmähn voll Wuth
Die Gaben des Altars — färbt ihn nicht Menschenblut.

III.

Sakontala oder der entscheidende Ring, ein indisches Schauspiel von Kallidas. Aus den Ursprachen Sanskrit und Prakrit ins Englische und aus diesem ins Deutsche übersetzt, mit Erläuterungen von Georg Forster. Mainz und Leipzig bey Fischer 1791. 248 S. Text und 118 S. Anmerkungen 8.

Sakontala ist eine von jenen seltnen und abweichenden Erscheinungen am litterarischen Himmel, die, wenn man sie richtig beurtheilen will, nothwendig aus mehrern Gesichtspunkten betrachtet werden muß. Ordnung und Unordnung, Schönheiten und Verstoße wider die Regeln der Schönheit, Tugenden

de und Mängel durchkreuzen und vermischen sich hier so sonderbar, daß man jeden Augenblick in Gefahr geräth, je nachdem man entweder von jenen zu sehr bestochen, oder von diesen zu sehr beleidiget wird, bald im Lobe und bald im Tadel auszuschweifen. Wir glauben beyden Klippen am sichersten auszuweichen, wenn wir folgende zwey Fragen unterscheiden; die erste: Was mußte das vor uns liegende Schauspiel dem Volke seyn, unter dem es entstand? die zweyte: Was ist es uns?

So schwer es auch ist, über den Geschmack einer Nation zu urtheilen, von deren zahllosen poetischen Werken wir nichts weiter kennen, als eine noch nicht ganz übersetzte Epopöe und dieß Drama, und so anmaßend es insbesondre scheint, itzt schon bestimmen zu wollen, wie der Gegenstand des Dichters beschaffen seyn und wie er ihn behandeln mußte, um für seine Leser oder Zuschauer interessant zu werden; so wissen wir doch genug von der Religion der Inder und von dem Einflusse derselben auf ihre Denkungsart, um auf die Wirkung eines Schauspiels schließen zu können, in welchem die höhern Wesen eine so ansehnliche Rolle spielen und sich so vorzüglich um das Glück der Sterblichen bemühen. Das Ganze ist, unter diesen Gesichtspunkt gebracht, nichts anders, als eine Geschichte aus dem Leben eines ihrer berühmtesten Monarchen, die uns freylich, wie sie hier vorgestellt wird, unwichtig und unwahrscheinlich, vielleicht auch mit unter ein wenig langweilig vorkommen, ihnen hingegen schon als Nationalstück merkwürdig, und durch ihren

Glauben ſogar groß und wunderbar ſcheinen mußte. Es wäre alſo wohl ſehr ſonderbar, wenn wir fragen wollten: wie ein Schauſpiel von ſieben langen Auftritten habe gefallen können, in dem die Götter alles allein thun, deſſen Knoten ſie ſchürzen und löſen, deſſen ganze Handlung ſie leiten? falls anders da von Handlung die Rede ſeyn kann, wo weder mächtige Leidenſchaften wirken, noch die eintretenden Schwierigkeiten ſich durch menſchliche Kräfte heben laſſen. Gerade dieß Unnatürliche, dieß Herabſteigen der Himmliſchen zu uns, und dieſe ihre Theilnahme an unſern Schickſalen iſt es, was dem Menſchen in der Kindheit ſeiner Kultur, und, wenn der Glaube an das Wunderbare einmal befeſtigt iſt und durch eine Menge äußerer Umſtände, wie bey dem Inder, ſtets aufrecht erhalten wird, auch noch auf einer höhern Stufe der Ausbildung gefällt und ſchmeichelt. Wäre es bekannt, ob der Dichter ganz aus ſich ſelber geſchöpft, oder ſeine Dichtung auf eine Religionsſage gegründet habe, ſo würde, im letzten Falle, das Nationalintereſſe noch um vieles begreiflicher werden.

Gleiche Bewandniß hat es mit den Charakteren in Sakontala. Wir erlaſſen unſern Dichtern allenfalls die Intrigue, oder was ſonſt in unſern Komödien an die Stelle derſelben tritt: aber dann müſſen ſie uns wenigſtens, wenn ſie Beyfall verdienen wollen, durch Charakterſcenen und einen ſeelenvollen Dialog ſchadlos halten. Weder durch jene, noch durch dieſen zeichnet ſich das indiſche Drama aus, oder vielmehr von dem letzten iſt nir-

gends

gends eine Spur anzutreffen. Die Personen, deren Charakter wir noch am besten kennen lernen, sind Sakontala und Duschmanta: aber was wir von ihren Gesinnungen erfahren, (und wir erfahren es immer nur beyläufig, mehr durch zufällige Aeußerungen, als durch den Lauf der Handlung,) ist wenig und nichts hervorstechendes. Die vorzüglichsten Tugenden Duschmanta's sind Frömmigkeit, Ehrfurcht gegen die Bramen, Muth und eine große Zärtlichkeit für seine Geliebte; die hauptsächlichsten Züge in dem Charakter der Sakontala eine große Simplicität, die selbst die geheimsten Regungen des Herzens nicht zu verbergen weiß, schwärmerische Liebe und damit verbundene sanfte Hingebung, und, was sich von einer in dem Hayne der Bramen Erzogenen von selbst erwarten läßt, eine ungemeine Anhänglichkeit an Pflanzen und Thiere. Man sieht leicht, daß alle diese Eigenschaften zwar liebenswürdig, aber für den pragmatischen, und am meisten für den Schauspieldichter eben nicht die brauchbarsten sind; daß so viele Herzensgüte, die, außer einem bösen Dämon, niemand zu kränken wagt, nicht viel interessante Scenen veranlassen kann; daß eine Liebe, die im fünften Akte das erste Hinderniß findet, bis dahin ziemlich ermüden muß. Allein das war sicher nicht die Empfindung des Volks, für welches der indische Shakespear schrieb. Für dieses hatten unstreitig die Unterredungen der beyden Liebenden in den ersten Akten, diese feurigen und doch so ehrerbiethigen Aeußerungen Duschmantas, und diese schmach-

tende Sehnsucht Sakontalas, die immer fürchtet, verschmäht zu werden, und doch den Wunsch, sich geliebt zu sehen, nicht zu unterdrücken vermag — diese Sittengemälde, die ihm Natur und Wahrheit zeigten, eben so viel Reiz, als die grimmigen Herausfoderungen der homerischen Helden, mitten im Gewühle der Schlacht, für die Griechen, oder für uns die zärtlichen Liebeserklärungen unsrer Stutzer, die vielleicht auch nur für unsre Theater schön sind.

Wir brauchen es kaum zu erinnern, daß nach diesen Regeln eine Menge andrer auffallender Ungereimtheiten in diesem Drama sogleich hinwegfallen, und unbedeutende Kleinigkeiten bedeutend werden. Es ist, um aus vielen Beyspielen das wichtigste auszuheben, allerdings befremdend, daß Durwases auf die bloße Vernachläßigung der Gastfreyheit den Fluch legt, und daß dieser Fluch nachher an Sakontala wirklich erfüllt wird. Selbst der gastfreye Grieche nahm es so genau und streng nicht. Allein, Hr. Forster sagt mit Recht zur Entschuldigung und Erklärung seines Autors: „Die Gastfreyheit ist die heiligste Pflicht der Orientaler. In Indien wäscht man des Fremden Füße, und setzt ihm Erfrischungen vor, ohne zu fragen, wer er sey. Dieß sind Erscheinungen der mildern Sitten, die das Ackerleben, zumal in einem so ergiebigen Lande, wie in Indien, hervorbringt.“

Uns dünkt, wenn man dieß alles zusammennimmt und zugleich erwägt, wie wenig der Geschmack

ſchmack der Orientaler durch das Umſtändliche, Geſuchte und Ceremoniöſe beleidigt wird, wie er vielmehr ſelbſt in ſeinen Vergleichungen das Entfernte am liebſten wählt, und alle Bilder und Schilderungen gern ausmalt, ſo kann man nicht umhin, ſein Urtheil über die Sakontala, (der Ring von Sakontala, ſagen ſie, entfaltet allen überſchwenglichen Reichthum von Kalidaſa's Genius) für wahr und gerecht zu halten. Aber ihr Urtheil iſt und kann nicht das unſere ſeyn. Was hat alſo das Drama für uns Schönes? Wir wollen die Empfindungen, die es in uns erregt hat, dem Leſer ganz kurz darlegen.

Zuerſt gefiel es uns durch die Uebereinſtimmung, die wir zwiſchen den Sitten der Perſonen dieſes Schauſpiels, und denen, die uns die bibliſchen Schriftſteller ſchildern, wahrnahmen. Nichts iſt ſo angenehm, als den Menſchen unter verſchiedenen Himmelsſtrichen, und in weit aus einander liegenden Ländern zu beobachten, und zu ſehen, wie die Natur unter denſelben Umſtänden auch ſtets dieſelben Erſcheinungen hervorbringt. Duſchmanta iſt ganz orientaliſcher Monarch. Die gewöhnlichen Redensarten, womit man ihn anredet, ſind: wie der König befiehlt; langes Leben — Sieg dem Könige! Der Wunſch der Einſiedler S. 5 hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem 17ten Vers des 45ſten Pſalms: Gleich deinen Vätern ſeyn deine Kinder! Setze zu Fürſten ſie auf der ganzen Erde! Ueberdieß iſt er ein Freund der Pracht und des Pompes, lüſtern in der Liebe, nicht geneigt

lange zu warten und sichs sauer werden zu lassen, und ungewohnt, Widersprüche zu vertragen. Aber sein gebildeteres Gefühl für Feinheit und Schicklichkeit hindern ihn, sich ganz als einen orientalischen Monarchen zu zeigen. Eben so die Bramen. Sie wissen nur zu gut, daß sie heilig und in dieser Rücksicht selbst über den König erhaben sind, wie er denn auch Sakontala erst durch die Einwilligung ihres Vaters aus dem heiligen Hayne erhält: allein sie wissen ihre Gewalt zu verstecken, und üben ihre Herrschaft mit Schonung aus.

Das zweyte, was unsre Theilnahme erregte, ist die kindliche Einfalt, die durch das ganze Stück lebt und webt. Die Liebe, mit der Anusuya und Priyamwada ihre Gespielinn lieben; die Innigkeit, mit der Sakontala an ihrem Geliebten hängt; die reine Gottesfurcht, von der Kanna's Herz überfließt; die väterliche Zärtlichkeit für seine Pflegetochter; der ruhige Blick, mit dem er die Dinge dieser Erde betrachtet; endlich das Wohlwollen der Götter gegen die Menschen, und ihre Dazwischenkunft, um Duschmantas Glück zu befördern — alles dieß bringt jene sanfte Stimmung zuwege, die der Seele so wohl thut, und ruft die Ideen von Unschuld und Unschuldswelt hervor, die uns, ungeachtet der Ueberzeugung, daß es ewig Ideen bleiben, stets süß sind.

Aber mehr noch, als beydes, fesselt die liebliche und ungekünstelte Sprache, die in einzelnen Stellen herrscht. Es ist wahr, hie und da schimmert der Orientale zu sehr hervor; hie und da stößt

man

man auf Uebertreibungen, die unser kälterer Geschmack nicht verträgt; allein dafür wird man anderwärts durch die wärmsten Empfindungen, durch die anmuthigsten Gleichnisse, durch wahre Idyllengemälde, die alles, was das hohe Lied aufweisen kann, hinter sich lassen, überrascht und bezaubert. Wie zärtlich und mit wie viel Anhänglichkeit an die Natur sagt Duschmanta zu sich selbst, indem eine Biene seine Geliebte beunruhigt: „Wie oft habe ich nicht unsere Hoffräulein gesehen, mit absichtlichem Geziere den Kopf hin und her wenden vor einem flatternden Insekt, und alles nur um ihre Reize sehen zu lassen! Diese ländliche Schöne faltet die Stirne und rollt die anmuthsvollen Augen aus bloßer Furcht, ohne Kunst und Ziererey. — Glückliche Biene, du berührst den Winkel dieses so holdselig zitternden Auges! du näherst dich diesem Ohrläppchen und murmelst so leise, als lispeltest du ein Geheimniß der Liebe! Du trinkst, indeß sie mit der Grazienhand dich scheuchen will, den Honig dieser Lippe, die alle Schätze des Genusses verschließt! — und indeß du genießest, was mir der Seligkeiten höchste gewährte, grüble ich hier, von welchem Stamme sie entsproß!“ Wie dichterisch und gefühlvoll ist seine Vergleichung zwischen dem Gott der Liebe und dem Monde! „Du, Amor, und der Mond, ob ihr gleich Vertrauen zu verdienen scheint, so hintergeht ihr doch aufs grausamste uns arme Liebhaber. Wenn man liebt, wie ich, so hat man Unrecht, dir blumigte Geschosse und dem Monde kühlende Strahlen zuzuschreiben.

ſchreiben. Der Mond ſchüttet Feuer herab auf uns mit ſeinen thaureichen Strahlen, und du ſchärfſt mit ſchneidenden Diamantenſpitzen die Pfeile, welche nur mit Blüthen befiedert ſcheinen. — O du mächtige Gottheit, haſt du kein Mitleid, wenn ich ſo deine Eigenſchaften anbethe? Hunderte meiner eiteln Gedanken, o Liebe! fächeln dein Feuer zur Gluth. — Ziemt es dir, deinen Bogen bis ans Ohr zu ſpannen, damit der Pfeil, den du nach meiner Bruſt zielteſt, mich tiefer verwunde? — Nichts kann mir Linderung geben, als der Anblick meiner Geliebten." — Wie ſchäferlich fährt er unmittelbar fort: „Dieſen glühendheißen Mittag wird Sakontala mit ihren Geſpielinnen gewiß am Ufer dieſes von Tamalas beſchatteten Fluſſes zubringen. Recht ſo: ich will ihm näher treten. Meine ſüße Freundinn hat, wie mich dünkt, kürzlich unter dieſer Reihe von jungen Bäumen gewandelt: denn ich ſehe die Stängel der Blumen, die ſie wahrſcheinlich pflückte, noch unverwelkt; und von dieſen friſchen, eben abgeſtreiften Blättern fließt noch der Milchſaft. Welch eine köſtliche Luft an dieſem Ufer! Umfangt mich hier, ſäuſelnde Winde, wehet mir Wohlgerüche von den Waſſerlilien zu, und kühlt meine Bruſt, die der unkörperliche Gott entzündet, kühlt ſie mit den flüßigen Theilchen, die ihr der Welle des Malini raubt! — Glücklicher! Sakontala muß ſich irgendwo in dieſem Labyrinth von blühenden Schlingeſtauden aufhalten, denn im gelben Sande, am Eingang jener Laube, erblick' ich friſche Tritte, vorn ein wenig erhöht

und

und hinten eingedrückt vom Gewicht ihrer niedlichen Glieder.“ Uns dünkt, wer für Natur und Einfalt Gefühl hat, wird auch dieſe zarten Geiſtesblüthen nicht unempfindlich vorübergehen, ſondern, wenn er anders mit der Poeſie der Griechen und Römer vertraut iſt, ſich freuen, „dieſes Werk mit den Dichtungen ihrer Kindheit zu vergleichen und wahrzunehmen, wie die ſchöpferiſche Energie des Menſchen ſich in ihren Aeußerungen überall gleich bleibt, und nur durch Localverhältniſſe verändert wird.“

IV.

Akademie der ſchönen Redekünſte. Herausgegeben von G. A. Bürger. Erſten Bandes 1 — 3tes Stück. Berlin in der Akad. Kunſt und Buchh. 1790. 1791. 8. (Mit Vignetten und lateiniſcher Schrift.)

Bey der zahlloſen Menge periodiſcher Schriften aller Art, vermißte man doch noch ein Journal von dem Zweck und Umfange, den Hr. Bürger dieſem hier angezeigten gegeben hat. In den Muſenalmanachen erſcheinen, wie bekannt, blos verſifizirte und nur kürzere Stücke, und in den übrigen Zeitſchriften, in denen bisweilen Gedichte und Aufſätze über Gegenſtände der ſchönen Redekünſte ab-

gedruckt werden, betrachtet man sie doch nur als Nebensache, und übt daher auch bey ihrer Aufnahme eine höchst tadelnswerthe Toleranz aus.

Ein poetisches Journal von einem Dichter, wie Hr. Bürger, herausgegeben, in Verbindung mit einer Gesellschaft von Männern, ihm gleich an Geist und Talenten, oder doch nicht tief unter ihm — in welchem sie ihre neuesten Arbeiten bekannt machten, jedoch nicht jede Kleinigkeit, die oft Zwang der Verhältnisse und Gefälligkeit auch von dem strengsten Richter seiner selbst erpreßt, sondern nur solche Stücke, die sie für würdige Brüder ihrer übrigen bessern Geisteskinder anerkennten — wie sehr willkommen würde den Freunden der vaterländischen Muse ein solches Geschenk seyn!

Ganz so etwas ist es nicht, was wir hier von Hrn. B. erhalten, aber doch etwas ähnliches: etwas, das immer den Dank des Publikums verdient. Zwar scheint die Gesellschaft, in welcher der gefeyerte Dichter hier auftritt, dem größern Theil nach, zu ungleich für ihn: zwar ist Seinesgleichen keiner unter ihr — doch aber Ein Jüngling von ächtem Dichtergenius, dessen Probestücke freylich noch keine Meisterstücke sind, aber doch schon glänzende Spuren von dem zeigen, was er einst zu liefern im Stande seyn wird, wenn, was wir nicht fürchten wollen, das allzufreygebige Lob und der allzureiche Lorber, den sein begeisterter Freund ihm reicht, ihn nicht auf falsche Wege und zu dem Wahn verleitet, das schon zu seyn, was er — werden kann. Unsere Leser errathen, daß

wir

wir hier Hrn. A. W. Schlegel meynen, den Sohn eines Mannes, der sich gleichfalls um die schöne Litteratur und den Geschmack der Deutschen unläugbare, wenn gleich jetzt sehr verkannte Verdienste erworben hat. — —

Das erste Stück des ersten Bandes öffnet sich mit einem Gedichte von dem Herausgeber. Es heißt ein Gebet — ein Gebet der Weihe; allein Hr. B. betet darin weniger, als daß er klagt und stichelt. Schade, daß Hr. B. entweder so viel ärgerliche Launen hat, oder, was noch schlimmer wäre, daß er jetzt blos in seinen ärgerlichen Launen dichtet. Die meisten seiner neuern Produkte sind voll Galle und Unmuth. Gleich der Vorwurf, mit dem er hier gegen seine ganze Nation beginnt, scheint uns übertrieben und ungerecht:

Göttinn des Dichtergesangs und der edleren Rede der Menschen,
Herrliche, die mein Volk nie jener Tempel gewürdigt,
Welche den höhern Geist des Griechen, des Römers, des Britten
Und des Galliers, Zeit und Raum durchstrahlend, verkünden,
Siehe, wir Wenigen baun, von deinem Odem begeistert
Rührend das goldene Spiel, das Thebens Mauern erbaut hat,
Aber bewaffnet auch mit dem Schwert und Bogen Apollos,
Beydes, zu locken die Edlen und fern zu verscheuchen den Pöbel,

Göttinn'

Göttinn, wir baun dir ein Haus, zwar klein wie ein Hüttchen des Weinbergs,
Dennoch nur dir allein und deinem Dienste geheiligt.

Wir gestehn, daß uns der Sinn nicht ganz klar ist. Sind die Tempel, die die Griechen, Römer, Britten und Franzosen der Göttinn der Dichtkunst gebaut haben sollen, blos ein Bild der Achtung, die diese Nationen der Poesie erwiesen? Aber dann möchte Hrn. B. der Beweis wohl schwer fallen, daß die Dichtkunst bey den Römern in größerm Ansehn gestanden, als bey den Deutschen, daß ihre besten Dichter mehr gelesen, und als Dichter höher geschätzt worden, als die unsrigen bey uns. Unsere großen Dichter werden gewiß von dem bessern Theile der Nation nach Verdienst geehrt, mehr als Fürsten und Große, die alles, was sie von dem großen Haufen der Sterblichen auszeichnet, allein dem Zufall verdanken; und verhältnißmäßig so sehr, als bey den Franzosen und Engländern. Man steht freylich in den Gedanken, daß diese Nationen, wer weiß was für abgöttische Ehrfurcht für ihre Dichter hegten, allein bey näherer Prüfung und einer genauen Bekanntschaft mit ihrer Litterargeschichte verschwindet dieser Wahn. Wie viele ihrer größten Geister lebten in Verachtung und Armuth: welche Demüthigungen mußten sie nicht oft von übermüthigen Großen erdulden; wie niederträchtig mußten sie schmeicheln und kriechen, wenn sie ihres, dann mehr beschimpfenden als ehrenden, Umgangs gewürdigt werden wollten! Wie weg-

werfend

werfend urtheilt nicht auch bey diesen Nationen der größere Theil der höhern Stände von Poesie und Dichterwerth!

Ferner können wir das Passende in dem Gegensatz nicht finden, der doch offenbar zwischen dem kleinen Hause und jenen Tempeln statt finden soll. Ich baue den Musen ein kleines Haus, bedeutet hier, in schlichte Prosa übergetragen: ich gebe ein kleines poetisches Journal heraus. Fehlerhaft wäre also die Allegorie (indem die Glieder derselben aus ganz ungleichartigen Theilen bestehen würden) wenn Hr. B. unter jenen Tempeln nicht etwas anders, als Beyfall, Achtung, Ehre verstanden hätte. Gleichwohl wissen wir nicht, was er sonst gemeynt haben kann. Wir kennen schlechterdings nichts, was gleichen Bezug auf alle vier genannte Nationen hätte, auf alle gleich passend, von allen gleich gültig wäre.

Hr. B. fährt fort, und giebt nun den Grund an, warum er mit seinen Freunden in Apollo das kleine poetische Haus bauen will:

Denn uns enget den Raum das Gewühl der Wechsler und Krämer
Und der Kärner, die uns aus jeglicher Zone der Erde
Struppigen Plunders viel zukarren, der uns nicht Noth thut;
Enget ein zahlloser Troß der Schnabel aufsperrenden Neugier,
Und der Sammler von Lumpen, aus denen nimmer ein Blatt wird,

Und

Und von Flocken und Fäden, die keiner verspinnt und verwebet;
Engt ein gefäusteter Schwarm Betrunkener, welcher zur Pflege
Aller Laternen um Kirch', um Schloß, um Rathhaus und Marktplatz
Hoch berufen sich wähnt, allein das leuchtende Flämmlein
Bald mit Gestank auslöscht — ein süßer Geruch dem Despoten —
Bald zum Brand, erwünscht für Mord und Plünderung, anfacht.

Die bösen, die abscheulichen Leute! Und was das Schlimmste ist, sie treiben ihr Unwesen so im Verborgenen, daß von dieser ganzen litterarischen Mordbrennerschaar selten jemand etwas zu sehen bekommt, als übellaunige Poeten, Philosophen und Theologen. Was die Ausfälle auf die Krämer, Kärner und Lumpensammler betrift, so weiß man wohl, wohin man sie zu schreiben hat. Auf die an Dichtern so gewöhnliche Einseitigkeit. Die Herren vergessen gar zu oft, daß nicht alle Mauern durch Apolls Saitenspiel (eine Reliquie, an deren Aechtheit überhaupt sehr erlaubt ist zu zweifeln) erbaut werden, und daß ein kluger Landmann seinen Acker dennoch zur gehörigen Zeit bestellen wird, wenn es gleich noch so wahrscheinlich ist, daß er lange auf einen befruchtenden Regen warten muß, der den ausgestreuten Saamen zum Keimen bringt. — — Nun erst kömmt ein Gebet an die Muse, auf welches freylich das vollkommene

kommene Anwendung leidet, was Shaftesbury von allen ernstlichen Anrufungen neuerer Dichter an die Musen sagt, und worin uns außerdem noch der würzeduftende Busen der Göttinn etwas zu orientalisch dünkt.

II. Apollo eine Deutung: von F. Bouterweck. Der Gedanke, der Mythus vom Apoll sey nichts als ein Sinnbild der Eigenschaften und Wirkungen der Poesie, ist nicht neu, aber hier ganz artig ausgeführt. Nur wenn Hr. B. jeden einzelnen Zug der Fabel bedeutend und beziehend darstellen will, so muß er natürlich zu gezwungenen und gesuchten Deutungen seine Zuflucht nehmen, da er den Gegenstand aus einem so beschränkten und einseitigen Gesichtspunkt betrachtet. Seite 20. „Warum war Apoll ein Arzt? Warum gab er Orakel? Warum kämpft er mit Drachen? Was hat das alles zu schaffen mit der Poesie? Mich dünkt für rohe, sinnliche Menschen konnte der wahre Stand des Dichters nicht kräftiger bezeichnet werden, als so. Die Wunden des Herzens zu heilen; Sorge und Unruhe zerstreuen, und das Ungeheuer des Egoismus bekämpfen durch melodische Sympathie, das ist doch wohl mehr als Geckerey?“ Ey freylich; nur nicht das, was jenen Dichtungen ihr Daseyn gab. Wir hüten uns dem Verf. zu dociren, was er nirgend besser lernen kann, als an dem Orte seines Aufenthalts, wo mit ihm der Mann lebt, der zuerst Licht in das Dunkel der alten Fabel gebracht, und mit dem Faden der Geschichte und Philosophie den Weg durch

dieß

dieß verwickelste Labyrinth gefunden hat. — Die kühnen Behauptungen, die Hr. B. gelegentlich vorbringt, mag er beweisen. „Der schönste Zu„stand des Lebens ist weder Tag noch Nacht, son„dern Dämmerung. (Für blöde oder müde Au„gen!) „Diese Dämmerung des Geistes, in der „die Seele am süßesten lebt, giebt uns die Poesie.“ — „Poesie ist Luxus des Herzens. Luxus kann „schädlich werden: aber ohne ihn ist der Mensch „ein Halbthier.“ Wie hart, wie übertrieben!

III. Ariadne: von A. W. Schlegel. Von allen poetischen Versuchen, die uns von diesem jungen Dichter bekannt worden sind, hat keiner eine so günstige Idee von seinen Talenten, und so angenehme Erwartung von dem, was er künftig noch leisten kann, in uns erweckt, als diese Erzählung. In seinen kleinen lyrischen Stücken ist weit weniger Eigenthümlichkeit, Kraft und Schönheit des Ausdrucks, kein so leicht und doch so voll strömender Fluß des Verses. Hr. S. hat durch die glückliche Behandlung dieses so allgemein bekannten und so verbrauchten Stoffes bewiesen, was er liefern könnte, wenn er sich einen Gegenstand wählen wollte, der mehr Interesse, Neuheit und Umfang hätte. Zwar ist diese Erzählung nichts weniger als vollkommen; sie hat mehrere müßige und prosaische Zeilen; einige Beschreibungen sind überladen; die Sprache der Leidenschaft hat nicht ganz die nöthige Wahrheit und Einfalt: dennoch verschwinden diese Flecken neben dem Glanze ungleich größerer Schönheiten.

Theseus

Theseus hat Ariadnen während des Schlafs auf Naxos zurückgelassen. Sie erwacht und sucht den treulosen Flüchtling; ihr Auge aber entdeckt am Rande des Horizonts nur noch die Segel seines eben verschwindenden Schiffs. Sie bricht in Klagen und Vorwürfe gegen den Verräther aus, in denen man einige Züge der Ovidischen Heroide wiederfindet, die doch nicht ohne Ausnahme der Nachahmung werth waren.

Theseus! ruft sie, aber ohne Frucht;
Nur der Nachhall aus der Felsenbucht
Nennet, da sie angstvoll horcht, der Armen
Theseus Namen aus Erbarmen.

Diese letzten Worte haben ganz das Ansehn, als ob das Bedürfniß des Sylbenmaaßes und Reims sie hervorgebracht hätte: und doch scheinen sie mehr folgendem spielenden Zug des lateinischen Dichters nachgebildet:

Et quoties ego te, toties locus ipse vocabat,
Ille locus miserae ferre volebat opem.

Andere Stellen hingegen hat Hr. S. ungemein glücklich verbessert:

— mare prospiciens in saxo frigida sedi,
Quamque lapis sedes, tam lapis ipsa fui.

ungleich natürlicher und schöner im Deutschen:

Matt und stumm gelehnt an einen Stein,
Scheint sie selbst ein Marmorbild zu seyn.

Bacchus erscheint:

— horch! von was für lauten Stimmen
Wird die Klage plötzlich überschallt?

Voll Getümmels wird der nahe Wald,
Alles scheint in neuem Glanz zu schwimmen.
Bacchus lenkt heran sein Tygerpaar,
Bacchus naht, umringt von seiner Schaar;
Eines Pardels Vließ um seine Lenden,
Einen Thyrsus in den Händen.

Bacchus liebt in öden Waldrevieren,
Liebt auf Klippeninseln, fern und nah,
Thasos, Chios und Ortygia,
Seine wilden Reigen aufzuführen.
Das Gebirg, von Ulmen überschirmt,
Das sich hoch auf Naxos Mitte thürmt,
Bot ihm heute, bey des Tages Schwüle,
Seinen Schoos voll Ruh und Kühle.

Jetzo bey des Abends mildem Strahle,
Hatt' er mit erhöhter Jugendkraft
Sich vom Rosenblatt emporgerafft,
Und den Zug hinabgewandt zum Thale,
Wo er oft am Wiesenborn die Nacht,
Bey dem Fest der Trauben durchgewacht;
Wo er oft, wenn schon der Morgen glänzte,
Den Pokal mit Schaum bekränzte.

Er erblickt Ariadnen, deren Reize durch die Traurigkeit noch anziehender geworden sind. Sie siegen schnell, und er beschließt, der Trostlosen sich zu nähern, und ihr seine hülfreiche Hand zu reichen:

»Aber keiner folge meinem Schritte
»Von Euch Satyrn und Thyaden nach!
»Bleibt allhier und kühlt an diesem Bach
»Eure Becher nach gewohnter Sitte!

»Schre-

»Schrecken sollt ihr nicht mit tollem Schwarm
»Die Verlaßne dort in ihrem Harm;
»Sollet ihre Klag', ihr leises Stöhnen
»Nicht durch euern Jubel höhnen.

Es wird ihm nicht schwer, sie zu trösten. Er verspricht ihr, sie an dem Verräther zu rächen:

»Aber nun, o Nymphe, schone dein!
»Er vergaß dich: so vergiß auch sein!
»Laß mich dir den süßen Becher mischen,
»Und dein mattes Herz erfrischen!

Indeß Bacchus mit der getrösteten Schönen in der Felsengrotte der goldnen Werke Cypriens pflegt,

Harrt' auf ihn am Wiesenborn im Thal
Zechend seine weinbelaubte Rotte.
Ahndung von des Gottes hoher Lust
Hatte jetzt gewaltig jede Brust
Uebermannt, sich jedes Sinns bemeistert,
Alle Zungen wild begeistert.

Evoe, du starker Nymphenzwinger!
Also scholl ihr Dithyrambus laut,
Jubel deiner göttergleichen Braut,
Und Triumph dir, großer Thyrsusschwinger!
Hast du nicht sie glorreich unterjocht,
Daß ihr zartes Herz voll Inbrunst pocht,
Daß, von tausend Wonnen überschüttet,
Lispelnd, sie um Gnade bittet?

Doch du selbst, Gigantenüberwinder,
Gabst dem Mädchen dich entwaffnet hin.
Ha! gefesselt hat sie Kraft und Sinn
Dir, du wunderstarker Sinnenbinder!

Lechzend pflückst du, was ihr Mund dir beut,
Diese Frucht voll Himmelsüßigkeit.
Gleicht die Traub' in Chios Weingefilde,
Gleicht sie ihrem Kuß an Milde?

Preiß dem Bacchus! Tanzt im Festgetümmel,
Evoe! und schwingt den Thyrsusstab,
Tanzet hügelauf, und thalhinab!
Unsre Feyer schalle bis zum Himmel!
Seht, schon tanzt den hochzeitlichen Chor
Luna uns mit heller Fackel vor;
Evoe, wie an den lichten Höhen
Jauchzend sich die Sterne drehen!

So erklang an Naxos Felsgestaden
Jubel, Paukenschlag und Zymbelschall.
Nymphen wachten auf am Wasserfall,
Staunend horchten rings die Oreaden.
Fortgewirbelt von des Taumels Fluth
Sprang die Mänas; voll der raschen Wuth,
Lärmend mit Krotalen und Posaunen,
Sprangen krausgelockte Faunen.

(Diese schönen Verse dünken uns ganz tadellos bis auf das einzige, freylich dithyrambische Wort Sinnenbinder, das uns eine gewisse burleske Miene zu haben scheint. Vielleicht ist dieß blos Folge gewisser zufälliger Ideenassociationen: vielleicht liegt der Grund davon darin, daß das Substantiv Binder allein in unpoetischen Zusammensetzungen, die niedrige Begriffe bezeichnen, gebräuchlich ist: z. B. Faßbinder, Topfbinder.) Der Morgen bricht an, und Bacchus kehrt, Ariadnen am Arm, zu seinem Gefolge zurück:

Sie

Sie auf ihn nachläßig hingelehnt;
Er, durch frohen Siegerstolz verschönt,
Strebt die Wölkchen, die ihr Aug' umdüstern,
Wegzuschmeicheln, wegzuflüstern.

»Ariadne, Geberinn der Wonne!
»Sterblichen geziemt der Kummer nur:
»Aber du, bey meinem höchsten Schwur!
»Sollst unsterblich glänzen, wie die Sonne.
»Stammst du nicht aus meines Vaters Blut?
»Auf dann! komm und hege Göttermuth!
»Führen will ich dich zu Jovis Throne,
»Gottheit fodern dir zum Lohne;

»Dir zum Lohne will ich Gottheit fodern,
»Ew'ge Schönheit, ew'gen Jugendglanz;
»Deiner Scheitel halbverwelkter Kranz
»Soll zum Denkmahl bey den Sternen lodern.«
Also sprach er; ihn und seine Braut
Grüßten neue Dithyramben laut,
Beyde wurden schnell, auf raschem Wagen,
Zum Olymp emporgetragen.

IV. Fragmente vom griechischen und modernen Genius. Ein Parallelversuch, von F. B. An Hrn. Gleim gerichtet. So unendliche Schwierigkeiten die Schilderung des Charakters ganzer Nationen hat, so viel und vielleicht noch mehr hat ihrer das Unternehmen, die Verschiedenheiten des Genies mehrerer Völker genau zu bestimmen, die wahrscheinlichen Gründe davon aufzusuchen, und aus den Produkten ihrer schönen Künste nach sichern Regeln auf die Beschaffenheit und Grade der Geisteskraft, die zur Hervorbringung

derselben erforderlich waren, zurückzuschließen. Zu einem viel umfassenden Kopf, zu einem durchdringenden Blicke, muß sich eine Unbefangenheit und Partheylosigkeit gesellen — Eigenschaften, die, zusammen genommen, vielleicht so selten sind, als selbst ein hoher Grad von produktivem Genie. Mit sehr geringen Erwartungen gingen wir daher an die Lektüre dieser Abhandlung, als wir den Verf. gleich mit folgender ungeheuern Hyperbel anheben sahen: „Was der Mensch unterm Monde werden kann, ward er in Griechenland.“ Die Schreibart ist an vielen Stellen äußerst preziös, voll poetischer Blümchen und Schnörkel. Die Urtheile des Verf. sind oft sehr übereilt und einseitig: dagegen müssen wir aber auch gestehen, daß dieser Aufsatz manche recht gute, scharfsinnige Beobachtung enthält, so wie er manche schon bekannte Bemerkung durch nähere Bestimmungen in neues Licht setzt, und zu weitern Folgerungen geschickt benutzt. Wir geben von Allem Proben.

Der arme Aristoteles wird S. 59 hart angelassen. „Der Denker Aristoteles nennt als den „einzigen Genuß, den Kunst und Poesie gewähren, das armselige Wohlgefallen an der Nachahmung und dem Nachgeahmten.“ So leicht ist etwas verdreht, was man entweder nicht ganz gefaßt, oder aus einer dunkeln Reminiscenz hinschreibt. Nirgends hat Aristoteles das gesagt, was der Verf. ihm hier in den Mund legt. In seiner Poetik handelt er ja nicht von dem Vergnügen und Genuß, den die Poesie gewähren könne, sondern, als Philo-

soph,

soph, von der Art, wie, und den Mitteln, durch welche sie wirkt, von dem, was sie mit allen schönen Künsten gemein hat, und wodurch sie sich wiederum von ihnen allen unterscheidet. Er schrieb keine Aesthetik, sondern eine Poetik. S. 61. „Ehrwürdiger Grübler“ (es ist noch vom Aristoteles die Rede) „du wärest nie auf den Begriff von Poe„sie gekommen, wenn es nicht vor dir Dichter ge„geben hätte: Grund genung, warum du davon „hättest schweigen sollen.“ Ein schöner Grund! Ein gründlicher Technolog soll also nicht von den Künsten schreiben, weil er keine derselben erfunden haben würde, wenn sie nicht schon vor ihm vorhanden gewesen wären! —

Oft erstickt der Verf. durch Uebertreibung das Fünkchen Wahrheit ganz, das in seinen Sätzen verborgen liegt. „Der civilisirte Nordländer wird „alles, was er wird, durch den Verstand. Das „liebliche Harmonienspiel des innern Sinns, die „süßen Gaukeleyen der Phantasie, die leisen und in„nigen Bebungen des Herzens stehen im Wider„spruch mit seinen natürlich-starren Nerven, und „mit dem Frost der Natur in der größten Hälfte des „Jahrs.“ Daß das Klima allerdings mit auf die Lebhaftigkeit der Phantasie und die feinern Gefühle wirke, ist außer Streit: wie wenig von demselben aber der größere oder geringere Grad der Empfindsamkeit allein abhänge, erhellt unwidersprechlich aus der Geschichte des menschlichen Geschlechts und der Cultur. Dasselbe Klima, das einst das feinfühlendste Volk ernährte, zeugt jetzt die rohesten

Barbaren. Durch reizende, paradiesische Gegenden schwärmen wilde, blutgierige Horden, und in den rauhen Gebirgen Schottlands blühte der edle, sanfte Heldenstamm, gegen den, auf höherer Stufe der Cultur, die Bewohner des milden Griechenlands Barbaren waren.

S. 63. „Bücher machen uns bekannt mit „Helden und Halbgöttern, wenn uns die wirkliche „Welt Alltagsgesichter zeigt.“ Wohl uns, daß wir keine Halbgötter mehr nöthig haben! Theseus, Herkules ꝛc. wären nicht dafür gehalten worden, wenn die Menschen um sie her nicht Halbthiere gewesen wären. „Wir lesen Thaten und sehen keine.“ Die Thaten, die sich sehen lassen, sind nicht immer die edelsten, nützlichsten. Unbestechliche Richter, edle Geistliche, unermüdete Aerzte, freymüthige Schriftsteller, die mit Aufopferung aller Kräfte, alles andern Lebensgenusses, ja mit Gefahr, Leben und Freyheit zu verlieren, gegen den mächtigen Despotismus, gegen die schrecklichen Furien des Aberglaubens und der Intoleranz, und das ganze Heer der Vorurtheile kämpfen — diese sollen wir doch wohl nicht geringer achten, als starknervige Athleten, die Räuber und wilde Thiere erlegten? Ihre Zeitgenossen haben sie vergöttert; wir wollen uns begnügen, ihr Andenken zu ehren. — „Wir „lernen, was wir entdecken sollten.“ Und bey den Griechen, war da jedes Individuum Erfinder? Freylich wäre besser, besser; allein da es doch einmal unmöglich ist, daß wir alle erfinden können, so wollen wir minder heroisch, aber klüger denken:

nicht

nicht sagen: aut Caesar aut nihil, sondern, da zwischen dem Kaiser und dem Nichts, zwischen dem Erfinder und dem gedankenlosen Nachbeter erlernter Wörte ein unendlicher Zwischenraum ist, auf dem so manches nicht verächtliche Verdienst Platz hat, lernen, was uns und andern frommen kann.

Man kann dem Verf. zugeben, was doch noch immer sehr problematisch ist, daß der Nationalsinn der Griechen sich weit weniger zum Komischen geneigt habe, als unser moderner Volkssinn; und doch folgt noch nicht, daß die Erscheinungen, die er hieraus erklären zu wollen scheint, blos hierin gegründet wären. Sie entsprangen zum Theil aus ganz andern Ursachen. Aus jenem geringern Hang der Griechen zum Komischen will der Verf. erklären, woher es komme, daß sich sogar keine Reste, und so unvollkommene Nachrichten von den ältesten satyrischen Gedichten der Griechen erhalten haben, und daß wir von ihren komischen Theaterdichtern so wenig, so viel hingegen von ihren Tragikern besitzen. (Natürlicher erklärt sich das aus einer allgemeinern Erfahrung, daß überhaupt das Interesse und die Verständlichkeit komischsatyrischer Gedichte von vorübergehenden Zeitumständen, Personen, Sitten ꝛc. abhängt, die tragische Poesie hingegen mit Leidenschaften und Angelegenheiten des Herzens zu thun hat, die zu allen Zeiten und bey allen Völkern so ziemlich dieselben, und deren Sprache allgemein verständlich ist, und in der Hauptsache wenig Veränderungen leidet.) Auch daß die Archonten von Athen die Komödie erst spät in ihren Schutz

nahmen, da man das Trauerspiel lange zuvor als einen Theil des Gottesdienstes verehrt hatte, ist eben aus diesem Umstande sehr begreiflich, und man hat nicht nöthig, zur Erläuterung dieses Factums, eine größere Neigung der Griechen zu ernsthaften, als komischen Schauspielen vorauszusetzen.

Unter die guten Bemerkungen zählen wir folgende Stelle: „Menschen von warmen Herzen „mögen mitunter recht gern lachen; aber Menschen „von eiskalten Herzen mögen nichts als lachen. So „sehr der komische Witz sich mit lebhafter Imagi„nation verträgt, so wenig verträgt er sich dauernd „mit feuriger Imagination. Deswegen lesen wir „von den Morgenländern, daß sie, bey ihrer Fülle „von Genußkraft, in Gesellschaft wenig lachen. „Deswegen ist der komische Witz das Erbtheil des „gemäßigtern Nordens. Ein mittelmäßiges komi„sches Geistesprodukt kommt bey uns weit leichter „in allgemeinen Umlauf, als ein vortrefliches ernst„haftes. Sollen wir uns dessen rühmen oder schä„men? Keines von beyden. Laßt uns von Her„zen lachen zu einer Zeit, wo es so wenig zu be„wundern giebt, wo die Handlungen der Menschen, „in ihren chinesischen Conventionsschranken, so or„dentlich und schicklich hinlaufen, und selten ein In„teresse haben außer dem Komischen, wenn sie sich „ein wenig von der wohlhergebrachten Schicklich„keit entfernen.“

Die Deutschen haben sich bisher immer den Ruhm zueignen können, mehr als irgend ein anderes Volk die Schätze ausländischer Litteratur zu kennen,

nen und unpartheyisch zu wägen — wie sehr aber müßte nicht jeder unterrichtete Ausländer (der wahrlich eben nicht ein Franzose zu seyn brauchte,) den Kopf schütteln, wenn er durch einen Zufall folgende Stelle zu lesen bekommen sollte? „Was „bey den Franzosen Poesie heißt, ein artiges Ge„dankchen, wie eine Nadelspitze, die man ge„gen die Sonne hält, nach allen Seiten schim„mern zu lassen, hieß nicht so in Griechenland.“ Mit wahrem Mißbehagen lasen wir dieß höchst ungerechte, höchst einseitige Urtheil unter mehrern treffenden Bemerkungen. „Wenn die Bestim„mung aller Kunst und Poesie dahin geht, unsre „Seele in einen schönen Schwung zu bringen,*) „so kann man recht eigentlich sagen, daß jede grie„chische Dichtungsart ihre eigene Schwungempfin„dung habe. Wie die Epopoe, die Tragödie und „die pindarische Ode, jede mit charakteristischer Modification,

*) Wenn wir dieser Stelle unsern Beyfall geben, so dehnen wir ihn nicht ganz unbedingt auf den Vortrag aus. Unmöglich können wir uns von dem Werth solcher bildlichen Ausdrücke, als der Verf. oft braucht, überzeugen, (z. B. der Seele einen schönen Schwung geben, Schwungempfindung, das menschliche Herz ist das große Stärkungsziel der Poesie). Statt den Gedanken klarer, anschaulicher zu machen, verdunkeln sie vielmehr den Sinn, und verwirren nur diejenigen Leser, die der abgehandelten Materie nicht schon mächtig, und außer Stand sind, dem Schriftsteller auf halb Wege entgegen zu kommen.

„dification, der Seele den höchſten und kühnſten, ſo „gab ihr das anakreontiſche Lied den lieblich-frölich-„ſten, das Idyll den lieblich-naivſten, das Epi-„gramm den gefälligſten Schwung. Aber das „leiſe Beben der griechiſchen Epigrammenempfin-„dung iſt uns zu fein. Unſere Epigrammen ſind „nie (?) Fünkchen von Gefühl, ſondern immer von „Witz, und ſelbſt der Witz wirkt nicht auf die Mei-„ſten, wenn er nicht kauſtiſch iſt, wie Höllenſtein. „— Es iſt ſo etwas unbeſchreiblich Abſichtloſes „in der griechiſchen Poeſie! Man ſieht nie, daß „ſie es auf unſer Herz anlegt. Sie zieht uns in „ihre Feſſeln, wie ein unſchuldiges Mädchen. Un-„ſere Poeſie (und nicht nur unſre, ſondern vor allen Dingen auch ſchon die römiſche) „iſt eine Kokette, „an der, bey aller Schönheit, die Gefallſucht miß-„fällt. Den modernen Genius hört man gehen. „Der griechiſche Genius kömmt, wie ſichs für ei-„nen Geiſt ziemt, leiſe in ſeiner Kraft. — Man „könnte denken, daß an dem raffinirten Weſen, be-„ſonders unſrer Trauerſpiele, die verfeinerte Philo-„ſophie ſchuld ſey, die ſich in alles miſchen will. „Das iſts nicht. Die Griechen philoſophiren in ih-„ren Trauerſpielen ſehr viel; Euripides zuviel; „aber ſie philoſophiren anders als wir. Einfache „Denkſprüche, zum Nutzen und Frommen des „Volks, nebenbey aufs Theater gebracht, meiſtens „ganz populär, trivial würden wir ſagen, das iſt „ihre Theaterphiloſophie. Wir erſetzen den Man-„gel an ſimpler Eindringlichkeit durch ein Gewebe „von Sophismen, und laſſen unſre Helden und

„Heldin-

„Heldinnen über sich selbst raisonniren.“ (Wären die tragischen Werke der Griechen von diesem Fehler ganz frey?)

Der Verf. zweifelt, ob Popens Essay ihnen für Poesie gegolten haben würde? Warum nicht? zählten sie nicht den Hesiod, Phocylides, Theognis, Aratus, Empedokles u. a. unter die Dichter? — Richtig und neu finden wir die Eintheilung des Interesse in Interesse der Sympathie und der Neugier. „Jenem, sagt der V. liegt an Si„tuationen, diesem an Ueberraschung und Intrigue. „Jenes verlangt nur ächte Abdrücke der Natur, „dieses künstliche Einfassungen; jenes begnügt sich, „den Dichter oder seine handelnden Personen im „Gang ihrer Empfindungen Schritt vor Schritt „zu begleiten, dieses genießt der Erwartung statt „des Erwarteten; jenes freut sich der Wahrheit, „dieses der Wendung des Gedankens; und da doch „Mitempfinden die Menschheit und Neugier die al„ten Weiber auszeichnet, so könnte man jenes das „Interesse der Menschlichkeit und dieses das al„te Weiberinteresse nennen. Wer's nicht glau„ben will, daß das Alteweiberinteresse das moderne „herrschende Interesse ist, der höre doch nur die „gangbaren Urtheile über beliebte Geisteswerke. — „Das ist ein Mann! Der weiß die Erwar„tung von einem Ende des Buchs bis ans „andere zu spannen! Es kommt immer anders, „als man denkt! — ihr Armen! Und wenn ihrs „nun wißt, wie es kömmt, was habt ihr dann „noch? — Der Grieche wußte den Inhalt der

Schau-

„Schauspiele immer vorher. In der Ilias fand er kei„ne Begebenheit, die er nicht schon als Kind hätte „erzählen hören. Aber die Situation vor sich zu „sehen, lebendig vergegenwärtigt in sich zu fühlen, „das war der erwünschte Genuß, den ihm die Kunst „gab; und darum las und hörte und sah er sich „nicht zum erstenmal müde. — Durchdrungen „vom griechischen Geist ereiferte sich unser Leßing „gegen die Intrigue im Schauspiel zur Ehrenret„tung der Prologen seines Euripides. Seine all„geachtete Stimme wirkte dasmal nichts, und „konnte nichts wirken. Leßing selbst hat vielmehr „sehr wohlgethan, seine Schauspiele durch Intri„gue recht schön zu verflechten. Schauspiele und „Gedichte wollen wir doch einmal haben, und Grie„chen sind wir nicht. Jedes Zeitalter will bedient „seyn nach seiner Weise.“

V. Kleine Gemälde, von Xy. Diese poetischen Gemälde sind klein und artig; das ist aber auch alles, was sich von ihnen sagen läßt. Man betrachtet sie einen Augenblick, und geht dann weiter, wie man in der Natur über einen einzeln stehenden Baum, eine einzeln stehende Blume, deren Schönheit und Verhältnisse sehr bald erschöpft und ausgenossen sind, hinwegschlüpft.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

An Herrn M. * *

Zweyter Brief.

Ich versprach Ihnen am Schluß meines letzten Briefs eine kritische Nachricht von Hrn. Ifflands neuesten theatralischen Werken. Wenn ich dieses Versprechen noch nicht erfüllt habe, und auch in diesem Briefe noch nicht erfülle, so schreiben Sie es dem Verdrusse zu, den mir das neueste Trauerspiel dieses sonst so geschätzten und beliebten Dichters verursacht hat. Wenn sich ein guter Kopf vernachläßigt, wenn er den Beyfall, womit das Publikum seine Werke beehrt, dazu mißbraucht, ihm alle seine Einfälle, so roh sie sich in seinem Gehirn erzeugen, aufzudrängen, so überschleicht den beobachtenden Kunstrichter leicht ein Verdruß, der ihn auf einige Zeit zum kaltblütigen Urtheilen ungeschickt macht. Sie sind aber mit mir überzeugt, daß die Seele des Kunstrichters eben so wenig, als die Seele des Dichters, von Leidenschaften bewegt seyn darf, wenn sie die Strahlen des Schönen rein auffangen und eben so rein zurückgeben soll.

Lassen Sie uns immer für diesesmal das Theater vergessen, um uns in den Regionen der lyrischen Dichtkunst umzusehn. Der Geist ruht sich durch Abwechselung aus, und die Mannichfaltigkeit der dargebotnen Gegenstände ist das sicherste Mit-

tel, ihn munter zu erhalten. An diese Art der Zerstreuung, welche dem Geist eben so zuträglich ist, als ihn die Abwechselung sinnlicher Vergnügungen schwächt, haben Sie mich in jenen glücklichen Zeiten gewöhnt, da wir, durch Vaterland, Gleichheit der Gesinnungen und des Geschmacks an einander gefesselt, jeden Tag für verloren hielten, an dem wir uns nicht gesehen, und uns wechselseitig die Resultate unsrer Nachforschungen mitgetheilt hatten. Wenn wir von den ernsthaftern Studien ermüdet waren, streiften wir in die Gefilde der schönen Wissenschaften, der Künste, der Litteratur; und oft hatten wir in Einem Gespräche die verschiedensten Gattungen und die entferntesten Zeitalter unter einander zu verbinden gewußt. Dieses Vergnügen such' ich mir noch jetzt zu verschaffen, so oft es mir die Geschäffte verstatten, an die ich gebunden bin. Dann kehre ich oft meine Blicke nach den Gegenden, in denen Sie wohnen; unwillkührliche Seufzer entfliegen meiner Brust; eine heftige Sehnsucht ergreift mich; die Bilder der vergangenen Zeiten ziehen vor meiner Seele vorbey; und die wohlthätige Phantasie giebt mir einen Theil meines vorigen, glücklichen Lebens zurück.

In jenen Zeiten unsrer Jugend waren die lyrischen Dichter Deutschlands unsre liebste Lektüre. In dieser Gattung, und vielleicht in dieser allein, hat unsre Nation die Alten erreicht und die Neuern weit hinter sich zurückgelassen. Für diese Gattung scheint, selbst nach dem Urtheil der Ausländer, die Sprache am meisten gebildet zu seyn. Sie ist es,

welche

welche in diesen unpoetischen Zeiten noch am häufigsten bearbeitet wird. Die Namen unsrer neuesten Dichter in dieser Gattung, unter denen sich freylich keine Uze und Ramler mehr finden, sind noch nicht zu Ihnen über die Alpen gekommen. Wie wenn ich Sie auf einmal mit einer ganzen Menge derselben bekannt machte? Wenn ich Sie in eine Gesellschaft neuer Gesichter, mit einigen bekannten untermischt, einführte? Mit einem Wort, wenn ich die neusten Musenalmanache mit Ihnen durchliefe?

Ich setze Ihre Einwilligung voraus, und wähle von mehrern, welche jede Michaelismesse auf den Altar der Dichtkunst gelegt werden, die vorzüglichsten aus. Der hamburger und der göttinger Almanach behaupten noch immer unter ihren Mitbuhlern den ersten Rang. Aber Sie wissen schon, daß man die erste Stelle einnehmen kann, ohne gerade sehr hoch zu stehn, und daß unter Blinden der Schielende ein König ist.

Den hamburger Almanach giebt Hr. Voß seit mehrern Jahren allein heraus. Sie kennen diesen Gelehrten aus seiner vortreflichen Uebersetzung der Odyssee, durch welche er sich den Ruhm eines eben so guten Humanisten als Dichters erworben hat. Mir wenigstens hat es immer geschienen, als habe Hr. Voß den höchsten Grad der Treue und Schönheit erreicht, mit welcher Homer in irgend eine neuere Sprache übersetzt werden kann. Auf diese Arbeit hat er vor kurzem eine Uebersetzung der Georgika folgen lassen. Gern möchte ich Ihnen von

diesem Werk etwas mehr sagen, wenn ich nicht fürchtete, mich allzuweit von dem Ziele zu verlieren, das ich mir gesteckt habe. Es sey also mit wenigem genug! Wenn ich Ihnen sage, daß Hr. Voß für nöthig fand, sich mit sklavischer Treue an sein Original anzuschmiegen, jedes Wort desselben, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Genius beyder Sprachen, durch ein gleichbedeutendes deutsches Wort auszudrücken; daß er sogar die Stellung der Worte nachzuahmen, und den lebendigen Ausdruck der virgilischen Verse durch den Numerus der seinigen hörbar zu machen versucht hat; so werden Sie sich von selbst vorstellen können, was für ein undeutsches, geschraubtes und affektirtes Ding diese Uebersetzung seyn müsse.

Doch ich habe es in meiner Gewalt, Ihnen eine anschauende Kenntniß von dem Geiste dieses Werkes zu verschaffen, ohne mich eben von meinem Wege entfernen zu dürfen. Hr. Voß hat dem dießjährigen Almanach eine Uebersetzung des dem Virgil zugeschriebnen Moretum (welches er durch Mörsergedicht verdolmetscht) einverleibt. Sie ist nach denselben Grundsätzen verfertigt, als die Uebersetzung der Georgiken; und wer diese als ein unübertreffliches Muster betrachtet, der wird auch hier seinen Geschmack vollkommen befriedigt finden. Wer hingegen der Meynung ist, daß zwischen dem deutschen und lateinischen Sprachgebrauch ein großer Unterschied sey; daß der Werth einer Uebersetzung nicht nach der äußerlichen Aehnlichkeit, der Anzahl der Verse und Worte, oder der Uebereinstimmung

einstimmung in dem Klange der Verse, sondern nach der Aehnlichkeit der Wirkung, welche sie hervorbringt, beurtheilt werden müsse; daß folglich eine poetische Uebersetzung, welche man in die Sprache des Originals übertragen muß, um den Sinn derselben zu begreifen, keine sonderlichen Ansprüche auf das Verdienst glücklich besiegter Schwierigkeiten machen könne; der wird auch das Mörsergedicht als eine neue Frucht unrichtiger Grundsätze oder eines fehlerhaften Geschmacks betrachten müssen. Sie sind längst überzeugt, daß die vollkommenste Uebereinstimmung des Inhalts und des Ausdrucks die erste, unerlaßlichste Bedingung zur Schönheit eines Gedichts sey. Wie sollten Sie also ein Gedicht für schön halten können, das die Verfertigung eines ziemlich ekelhaften Gerichts in Hexametern, (einer der leichtern deutschen Poesie so fremden Versart) in einer metaphernreichen, durch häufige Beywörter und harte Participial-Constructionen schwerfällig gemachten Sprache beschreibt? Nun lesen Sie aber noch zum Ueberfluß den Anfang dieser Uebersetzung, und Sie werden noch lebhafter überzeugt werden, daß der deutsche Dichter unmöglich mit denselben Mitteln und Geräthen haushalten könne als der Römer:

Nur ein Reſtchen des Rauchs entſtieg dem verglimmenden Löſchbrand,
Und in umzogener Aſch' erſtarb mattleuchtend die Kohle.
Jener nun beugt vorwärts, mit geſenketer Stirne, das Lämpchen,

Rückt hervor mit der Nadel den Tocht des trockenen Hanfes,
Bläst mit häufigem Hauch, und erweckt das schlummernde Feuer.
Endlich der hellaufleuchtenden Flamm' entweichen die Schatten.
Jetzt mit schirmender Hand bedeckt er das Licht vor der Zugluft,
Deffnet sich dann, vorschauend, die schließende Pforte der Kammer.

Drinnen lag auf der Erd' ein dürftiger Haufen Getraides:
Hiervon rafft er gebückt, bis ganz zur Fülle des Maaßes,
Das ein Gewicht zu fassen von sechzehn Pfunden gehöhlt ward;
Geht dann hinaus und eilt an die Mühl', und auf winzigem Bretlein,
Welches geheftet die Wand zu diesem Dienste bewahrte,
Stellt er das freundliche Licht; die Arme darauf des Gewandes
Beid' entblößt, und die Haut der zottigen Geis sich umgürtend,
Fegt er zuvor mit dem Quaste die Steine der Mühl' und die Höhlung.
Jetzo ruft er die Händ' ans Geschäfft, in gleicher Vertheilung;
Angestrengt ist die Linke zum Dienst, und die Rechte zur Arbeit.

Doch ich muß aufhören abzuschreiben, ehe Sie die Geduld ganz verlieren. Was sagen Sie zu dieser Probe deutsch-lateinischer Poesie? Haben Sie nicht

nicht mehr als einmal nach dem Original greifen müssen? und haben Sie nicht in jedem Verse die Mühe beklagt, die sich der Uebersetzer gegeben hat, dunkel und undeutsch zu schreiben? Was meynen Sie wohl, daß Virgils Zeitgenossen zu einem Verse gesagt haben würden, der in ihren Ohren eben so geklungen hätte, als in den unsrigen der Voßische: Welches geheftet die Wand zu diesem Dienste bewahrte? oder zu einer Construction wie diese: die Arme darauf des Gewandes b'yd' entblößt? Ganz gewiß würden sie ihre Ohren vor einer so solöcistischen Sprache verstopft haben. Oder glauben Sie, daß es Hrn. Voß zur Rechtfertigung dienen könne, daß der erstere Vers im Original von Wort zu Wort eben so lautet? Quam fixam paries illos servabat in usus. Und gesetzt auch, daß wir ihn hier nach seinen Grundsätzen richten und lossprechen müßten, so sehe ich doch nicht ein, wie er den zweyten Vers vertheidigen wollte, wo sich Virgil einer ganz gewöhnlichen Wortfügung bedient? — Doch genug hievon.

Außer dem Mörsergedicht liefert Hr. Voß in diesem Almanach eine beträchtliche Anzahl Epigrammen aus der griechischen Anthologie. Wenn hier seine Wahl größtentheils unglücklich gefallen ist, und die übersetzten Stücke von sehr geringem Werthe sind, so ist hieran vielleicht weniger der Geschmack des Uebersetzers, als vielmehr das Schuld, daß der beste Theil der Anthologie schon von andern übersetzt war. Indessen sehen Sie wohl, wie wenig diese Entschuldigung zu bedeuten hat. Wenn

aus dem Steinhaufen die Diamanten und Krystallen ausgelesen sind, so mag der Rest immerhin seinem Schicksal überlassen bleiben. Die griechische Anthologie ist für den Gelehrten ein äußerst schätzbares Werk, und ihm liegt es ob, für ihre Erhaltung so zu sorgen, daß auch nicht Ein Vers davon zu Grunde gehe; aber der Mann von Geschmack würde sich leicht zufrieden geben, wenn auch ein großer Theil derselben verloren ginge. Wenn jener in der Freude über eine grammatische, historische oder antiquarische Bemerkung es mit dem poetischen Werthe des Gedankens so genau nicht nimmt, so hält sich dieser einzig und allein an das letztere, ohne der Betrachtung des subjektiven Werthes einen Einfluß auf sein Urtheil zu verstatten. Diesen Unterschied hat Hr. V. nicht hinlänglich in Erwägung gezogen. Was nur dem Gelehrten gefallen konnte, empfiehlt der Mann von Geschmack, indem er es übersetzt; und da kömmt es denn nun oft, daß der unbestochene Leser nicht mehr weiß, ob er seinem Geschmacke trauen soll, wenn ihm Dinge als Produkte des griechischen Geistes und Witzes vorgelegt werden, in denen er nichts als die alltäglichsten Gedanken, oft nur die Anzeige der Bestimmung einer Sache, der Beschaffenheit eines Orts, auf eine ganz gemeine Weise ausgedrückt, finden kann. Sie wissen, mein Freund, daß ein großer, ja vielleicht der größte Theil der griechischen Epigrammen eigentliche Aufschriften sind. Daß sie in Versen abgefaßt sind, daß der Ausdruck aus Dichtern entlehnt ist, macht sie noch nicht zu Gedichten;

und

und es läßt sich also gar kein Grund einsehn, warum diese Art von Epigrammen, die an der Stelle, wo sie standen, ihre Bestimmung vollkommen erfüllten, mit Mühe übersetzt, und der Lesewelt, für die sie gar kein Interesse haben können, aufgetischt werden sollen.

Setzen Sie hinzu, daß ihnen Hr. Voß die Anmuth des Ausdrucks, welche den meisten unter ihnen eigenthümlich ist, in seiner Uebersetzung fast ganz entrissen hat. Mir scheint er ihnen schon dadurch einen fremden Ton gegeben zu haben, daß er die Versart des Originals beybehielt. Der griechische Hexameter schließt sich so leicht und zwanglos an jeden Gegenstand an; (denn er ist beynahe so alt als die griechische Dichtkunst selbst, und die poetische Sprache hat sich durch ihn und mit ihm ausgebildet) der deutsche Hexameter hingegen ist immer stolz, feyerlich und für die leichte Poesie fast ganz unbrauchbar. Der Pentameter ist unsrer Sprache noch weit weniger angemessen; und, bey aller Mühe, die sich einzelne Dichter geben mögen, ihn wohlklingend zu machen, wird sich die Sprache doch vielleicht nie an ihn gewöhnen können. Hrn. Voß ist er niemals geglückt. Sie werden aus einigen Proben sehen, wie steif, undeutsch und holpricht die Uebersetzung dieser Epigrammen blos darum gerathen ist, weil sich der Uebersetzer an das Metrum des Originals hielt.

Ich finde gleich auf den ersten Blättern ein Epigramm auf die Cypris am Meer, welches der Anyte zugeschrieben wird. (Anthol. Wechel.

p. 81.) Der Inhalt desselben ist ganz unbedeutend.

Dieser Ort ist der Kypris geheiliget; denn es gefiel ihr,
Stets zu schaun vom Gestad' über das schimmernde Meer:
Daß erwünscht sey die Fahrt dem Schiffenden, und das Gewässer
Ehrfurchtsvoll anstaun' ihre verklärte Gestalt.

Diese Uebersetzung drückt den Sinn des Originals weder richtig noch zierlich aus. Die Worte: Daß erwünscht sey die Fahrt, sagen nur halb, was die Dichterinn sagte, das Bildnis stehe da, um den Schiffern eine günstige Fahrt zu verleihn; indem nämlich, daß das Meer, aus Ehrfurcht gegen das Bild der Göttinn, seine Wellen beruhige, und die Schiffe sanft und ohne Schaden an den bestimmten Ort trage. Es dürfte schwer seyn, diesen Zusammenhang der Gedanken in Hrn. V. Uebersetzung aufzuspüren. Aber zuverläßig werden Sie nicht wissen, was Sie sich unter der verklärten Gestalt der Venus denken sollen. Das Original hat λιπαρὸν ξόανον, also ein schönes, herrliches Bildniß. Und so etwas würde auch Hr. V. ganz gewiß gesetzt haben, wenn es ihm der Zwang des Sylbenmaaßes verstattet hätte. Aber leider! ist der Einfluß dieses Zwanges auf Wahl und Ordnung der Worte nur allzu sichtbar. Und doch in diesem Gedichte nicht so sehr, als in folgender Grabschrift eines Jünglings:

Was doch frommt der Gebärerin Angst? was Kinder mit Schmerzen
Auferziehn, um sie bald wieder verwelken zu sehn?
Ihrem Bianor ein Grab, dem Jünglinge, baute die Mutter.
Billig hätte der Sohn solches der Mutter gebaut.

Haben Sie wohl je etwas so undeutsches und verworrenes gelesen? oder hat es je ein Dichter gewagt, alle Regeln der Sprache, dem Sylbenmaaße zu gefallen, so muthwillig mit Füßen zu treten? Was sich nur Hr. V. für Vorstellungen von der Freyheit eines Dichters und Uebersetzers von Dichtern machen muß? Welches Verdienst kann wohl der letztere haben . . . Doch ich will mich nicht damit aufhalten, Ihnen längst bekannte Dinge zu wiederholen. Erlauben Sie mir noch ein Epigramm hierher zu setzen, dessen Original sie in Brunks Analekten T. III. S. 285 finden können:

Dieses Grab erbaute sich selbst, dem Weib und den Kindern
Agathon: doch bis jetzt ruhet noch keiner allhier.
Daß ich also noch lang hindauerte! Wenn es denn endlich
Seyn muß, berg' ich in mir freundlich die ersten zuerst.

Wiederum eine sehr kahle Idee; die denn doch aber im Original klar und zierlich ausgedrückt ist. Der Uebersetzer hat ihm dieses einzige Verdienst zu entreißen gewußt. Denn Sie werden sogleich fühlen, daß der ganze, an sich schon schwache, Eindruck des Epigramms dadurch vernichtet wird, daß

man erst in dem dritten Verse erfährt, daß es das Grab ist, welches redend eingeführt wird, da im Anfange von ihm als von einer dritten Sache geredet zu werden scheint. Dieser Fehler des Ganzen wird noch durch einzelne Fehler vermehrt. Dem Weib und den Kindern ist undeutsch. Denn (im 3ten Vers) ist, so nakt wie es hier steht, nach dem vorausgeschickten Wunsche die unrichtige Partikel. Man erwartet: Wenn es aber doch seyn muß. Endlich ist berg' ich nicht der rechte Modus, und giebt hier gar keinen oder einen ganz falschen Sinn. Der Uebersezer schreibt dem Grabe eine Divinationskraft zu, indem er es sagen läßt: „Wenn aber doch endlich jemand aus der Familie „stirbt, so wird es der Aelteste von allen seyn.“ Die Natur kehrt die Ordnung bisweilen um! und der Grieche hat daher weislich den Optativus (δεξαίμην) gesezt.

Ich habe mich schon zu lange bey den Uebersezungen dieses Dichters aufgehalten, um Ihnen noch etwas von seinen eignen Werken mittheilen zu können. Glücklicherweise werden Sie dabey wenig verlieren. Denn das einzige Gute ist ein Billet, das nur für den gut ist, der die Veranlassung desselben und den ganzen Zusammenhang der Sachen kennt. Jedem andern wird es ziemlich unschmackhaft vorkommen.

Ich blättere weiter, und finde einige Gedichte vom Hrn. von Nikolay, demselben, den Sie als einen glücklichen Nachahmer Ariosts und einen unserer vortreflichsten philosophischen Dichter kennen.

Nur

Nur wenige gute Köpfe haben sich mit so vielem Glück in so verschiedenen Gattungen versucht, und allenthalben einen so feinen und richtigen Geschmack, einen so tief dringenden und zu gleicher Zeit so gewandten und geschmeidigen Geist gezeigt. Indessen haben mich unter allen seinen Arbeiten die philosophischen Briefe immer am meisten angezogen, und ich stimme ganz in das Urtheil eines vortreflichen Kunstrichters ein, welcher *) sie für die reifsten Arbeiten dieses Dichters erklärt. „Sie enthalten," sagt er, „die treflichsten Gemälde, die „feinsten und glücklichsten Beobachtungen, eine ächte Philosophie des Lebens, und dieß alles in einer „Sprache, deren Nachdruck, Reiz und Anmuth „den geistvollen Inhalt dieser Briefe noch mehr „erhöht, und selbst solchen Lesern empfehlen muß, „welche jener allein nicht stark genug an sich ziehen „würde." Dieses Urtheil wird von neuem durch einen Brief über die Dichtkunst, ihren Werth und Eigenthümlichkeit bestätigt, welcher diesem Almanach einverleibt ist. Er enthält die richtigsten Grundsätze in einer edeln und poetischen Sprache. Das Bekannte ist wenigstens von einer neuen Seite gezeigt. — Eine Anekdote von Pindar führt den Dichter auf eine Vergleichung der redenden und bildenden Künste. Er fängt mit den sinnlichsten an, und geht dann auf diejenigen fort, welche nur durch Zeichen schildern. Die Vergleichung der Bildhauerkunst eröffnet er mit folgender vortreflichen Bemerkung:

Je

*) N. Bibliothek der schönen Wissensch. XXVII. S. 292.

Je sinnlicher das Werk, je enger ist das Feld
Der Kunst. Der harte Meißel stellt
Sein Urbild in der ganzen Dichte,
Von allen Seiten, dem Gesichte,
Dem Tasten dar. Auch wird sein Marmor nur
Zur abgesonderten, einfärbigen Figur.
Der feinre Maler stößt den gröbern Sinn zurücke;
Sein Bild erscheint allein dem Blicke.
Wie sehr erweitert sich sogleich
Durch den Verlust des Pinsels Reich!
Er häuft die Bilder, zeigt der Handlung ganze Scene,
Belebt sie durch der Farben Schöne,
Schafft Erde, Luft und Meer; vor dem getäuschten Blick
Tritt meilenweit der blasse Berg zurück.

Die Dichtkunst hat in Rücksicht auf die Menge ihrer Objekte das weiteste Feld.

Nicht Zeit, nicht Ort
Hemmt ihres Pinsels Macht; durch Länder und durch Jahre
Reißt mich ihr süßer Zauber fort.

Aber dafür ist auch der Eindruck, den sie auf das Gemüth macht, weit stärker, als der Eindruck jeder andern Kunst. Bey jenen denken wir mehr an den Meister als an das Werk; bey dem Dichter machen wir uns die Gesinnungen und Empfindungen, die er darstellt, selbst zu eigen. Oft vereinigt sich mit ihr die Musik, deren unbestimmter Ausdruck durch die Poesie Bestimmtheit erhält.

— — Die

— — Die Musik vermag mit Rohr und Saiten
Abstrakte Töne zu bereiten,
Und rührt auch ohne das Gedicht.
Allein ihr Ausdruck schwebt zweydeutig, unentschieden;
Die Wiederholungen ermüden,
Wenn nicht das Lied der Töne Sinn erklärt,
Nicht jede Strophe, neu durch Worte, wiederkehrt.

Der Dichter hat sich die Musik entbehrlich gemacht. Das Sylbenmaaß und der Reim giebt der Rede schon allein eine Art von Melodie, die nicht nöthig hat, von dem Reiz der Musik unterstützt zu werden, um zu gefallen. Bey dieser Gelegenheit nimmt der Verf. den Reim in Schutz. Der Dichter fühlt zuerst das Vergnügen der überwundenen Mühe,

Wenn willig sich in das gegebne Lied
Die klaren Bilder reihn, die runden Worte fügen.
— — — — — —
Füllt der Poet die vorgemeßnen Zeilen
So glücklich an, daß selbst der Sinn, sie so zu theilen,
Zu fordern scheint; so freut sich deß der Leser mit.
In harten Sprachen, schweres Ganges,
Ersetzt der Reim den Mangel des Gesanges,
Der in dem leichten Vers Homers durchaus regiert.
Erwartung spannt auch er, Erwartung gleiches Klanges,
Auf den nicht minder uns des Liedes Weise führt.
Auch diese bringt, zerlegt in Glieder,
Bey jeder Phrase Fall ein schmeichelnd Echo wieder;
Und besser, als gewogner Worte Lauf,
Hilft dem Gedächtniß noch des Reimes Leitung auf.

Der

Der künstliche Zwang des Reims ist kein Grund, ihn zu verbannen; denn alle Schöpfungen des Geistes verlangen Kunst in der Darstellung. Derjenige, dessen Geist schöne Gestalten mit leichter Mühe empfängt und producirt, ist ein malerisches Genie; aber ein Maler wird er nur erst dann, wenn die mechanische Fertigkeit, das im Geist empfangene außer sich darzustellen, dazu kömmt. Eben so macht die Leichtigkeit, große, schöne und edle Gedanken hervorzubringen, allein den Dichter nicht aus, wenn ihm die Gabe gefälliger Darstellung versagt ist. Zu der letztern ist auch mechanische Fertigkeit nothwendig.

Zwey Quellen hat des Pindus Spitze.
Die eine sprudelt, füllt mit Hitze
Des Dichters hohe Brust, sein trunkner Geist empfängt:
Ein Heer von Bildern, von Gedanken drängt
Sich in sein schwangres Hirn, ein Chaos sonder Helle.
Dann naht er sich der kalten Quelle
Des Fleißes, ordnet, prüft und wählt,
Fügt, heitert auf, und feilt und zählt.
Wer nur aus jener trinkt, der raf't in Fiebertäumen;
Wer nur aus dieser schöpft, der spielt mit leeren Reimen.
Wer beyde kennt und beyder Maaß versteht,
Dem lacht Apoll, der ist Poet.

Von demselben Dichter finde ich (S. 21) eine kleine Erzählung, mit der ich weit weniger zufrieden

frieden bin. Ich will sie Ihnen abschreiben, und Ihnen dann sagen, warum ich glaube, daß sie nichts taugt.

Euridicen beweinte bang ihr Gatte,
Ein Zeichen, daß er sie nur kurz besessen hatte.
Zur Hölle steigt er bey lebend'gem Leib.
Wo sucht man sicherer ein Weib?
Der Wittwer geht, beginnt zu singen.
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.
Der geiz'ge Pluto spricht: Es sey!
Die Narrheit schien ihm allzu neu.
Die Hölle lacht. Denn eine minder
Macht ihre Qual soviel gelinder.
Doch. Orpheus, nie sollst du im Gehn
Zurück nach deinem Weibe sehn.
Er geht, er überlegt mit kühlerer Empfindung.
Noch ist es Zeit. Er blickt, und freut sich der Verschwindung.

Was meynen Sie zu dieser Erzählung? fehlt es ihr nicht gänzlich an Salz und an Interesse? Ist nicht die Idee so alltäglich, so abgedroschen? Wie oft ist nicht die Geschichte der Männer besungen worden, die in der Unbesonnenheit eine Schöne freyn, ihre Thorheit nach der Brautnacht bereuen, und nur allzuglücklich sind, ihre theure Hälfte so geschwind, als möglich, loszuwerden? Indessen scheint mir das Alltägliche des Inhalts bey weitem nicht der hauptsächlichste Fehler dieser Erzählung zu seyn. Launigter behandelt und hinlänglich motivirt, könnte dieselbe Begebenheit immer noch mehreremale zum Vergnügen des Lesers erzählt werden.

Auch

Auch die kleinste Erzählung darf nicht ohne Handlung, das heißt, ohne nothwendigen, innern Zusammenhang seyn. Lassen Sie uns sehn, ob das gegenwärtige Gedicht diese Eigenschaft hat. Orpheus steigt in die Hölle hinab, sich ein Weib zu holen. Ob das, welches er eben verloren hat, oder ein anderes, bleibt ungewiß. Fast sollte man glauben, das letztere; denn der Grund dieses Einfalls soll, dem Dichter zufolge, die Menge der Weiber gewesen seyn, die man in der Hölle zusammenfindet. Hierbey giebt er zu verstehen, daß er die meisten Weiber für böse halte, und wiederum, daß die Hölle der Wohnort der bösen Weiber sey. Wie gerieth nun Orpheus auf den sonderbaren Einfall, sich gerade eine Frau in dem Reiche der bösen Frauen zu suchen? Wie er darauf gerieth? Das hat uns der Dichter freylich nicht gesagt; sondern er glaubte sich aus der Verlegenheit zu ziehn, indem er es kurz und gut eine Narrheit nennt. Sobald er an das Ziel seiner Reise kömmt, erräth Pluto, dem, als einem Gotte, wahrscheinlich Allwissenheit zugeschrieben wird, die Absicht des Kommenden sogleich, ohne daß Orpheus nöthig hat, sein Verlangen an den Tag zu legen. Denn wenn es heißt: er singt, so kann dieß wohl schwerlich auf den Vortrag seines Willens bezogen werden, da der Dichter hinzusetzt, Orpheus habe dieß aus einer Art von Naturtrieb, der dem Dichter eben so eigenthümlich sey, als den Nachtigallen, folglich nicht aus einer bestimmten Absicht gethan. Pluto, um seine originale Narrheit, ich weiß nicht, ob zu belob-

belohnen oder zu bestrafen, giebt ihm eine seiner schlimmen Weiber, unter der Bedingung, sich, wenn er mit ihr geht, nicht nach ihr umzusehn. Die Ursache dieser Bedingung bleibt uns wiederum unbekannt. Und Orpheus, der seinen Wunsch auf eine so unerwartete Art erfüllt sieht, läßt sich denselben, beynah' in dem Augenblicke der Erfüllung, wieder gereuen; vielleicht weil ihm die Befriedigung seines Verlangens so leicht ward; denn der Dichter hat hier wieder nicht für gut befunden, uns die Quelle der Handlung anzuzeigen. Sie sehen, mein Freund, wie sehr es dieser ganzen Erzählung an Wahrheit und Nothwendigkeit fehlt; Eigenschaften, ohne welche kein pragmatisches Gedicht, von welcher Gattung es auch sey, gefallen kann. Vergleichen Sie mit dieser, ihres Verfassers durchaus unwürdigen Arbeit, folgendes epigrammatische Gedicht, welches denselben Gegenstand behandelt:

Als Orpheus um Eurydicen
Sich bis in's Reich der Schatten wagte,
Erzürnte Pluto sich und sagte:
Zur Strafe laßt sie mit ihm gehn.
Bald aber, durch die Zauberlieder
Des Thraziers gerührt, bereut'
Er seines Urtheils Grausamkeit,
Und nahm sie ihm aus Mitleid wieder.*)

Einer der vorzüglichsten Almanachsdichter, wenigstens ein vortreflicher Versifikateur, ist Hr. Matthison.

*) Schaz Bluhmen. S. 37.

thiſon. Seine Verſe ſind von einer bezaubernden Leichtigkeit und bis zur Weichheit ſanft. Seine Sprache iſt ſchön und der Ausdruck gewählt. Wäre er in der Wahl ſeiner Gegenſtände und in der Darſtellung derſelben eben ſo glücklich, wären ſeine Ideen neu und anziehend, ſo würde ich keinen Augenblick Anſtand nehmen, ihn einen unſrer beſten lyriſchen Dichter zu nennen. Er ſcheint mir mehr maleriſches als poetiſches Talent zu beſitzen; und da ihm Schilderungen der Natur am beſten gelingen, ſo bringt er ſie allenthalben, oft bis zum Ueberdruß an. Seine meiſten Gedichte ſind ein Cento bunter Gemälde, welche zwar die Einbildungskraft beſchäfftigen, aber nur ſelten durch einen moraliſchen Zug, eine Reflexion für den Verſtand intereſſant gemacht werden. Sie wiſſen, daß ich mich niemals von der Meynung derjenigen Kunſtrichter habe überzeugen können, welche die Beſchreibung der lebloſen Natur für unpoetiſch halten, wenn ſie nicht auf irgend eine Wahrheit, irgend einen allgemeinen Satz hingeführt wird. Ich glaube allerdings, daß es dem Dichter vergönnt ſey, eine Sache zu beſchreiben, um ſie von einer neuen Seite darzuſtellen; daß eine ſolche Beſchreibung gar wohl für ſich beſtehen könne, und daß Gedichte dieſer Art zu der didaktiſchen Gattung gerechnet werden müſſen. Aber von dem lyriſchen Dichter erwartet man, wenn ich nicht irre, daß er uns den Geſichtspunkt angebe, aus welchem ihn die Gegenſtände der Natur, die er beſchreibt, gerührt haben. Nur dadurch, daß er uns in dieſen Geſichts-

sichtspunkt stellt, werden sich die einzelnen Theile seiner Beschreibung zu Einem Ganzen vereinigen; und nur durch diese Einheit wird sich die Rührung des lyrischen Dichters von der Rührung des Malers unterscheiden lassen. Hr. Matthison scheint die letztere häufig mit der erstern verwechselt zu haben, und oft mit Worten darzustellen, wann er mit Farben hätte malen sollen. Er betrachtet eine Landschaft mit den Augen des Malers, und was ihn dann rührt, hält er sogleich für einen Gegenstand der Poesie. Nicht anders als wenn er seine Landschaft auf die Leinwand zu tragen hätte, zählt er die einzelnen Theile derselben Stück für Stück auf; und schließt nicht eher, bis es alle Gegenstände, welche seinen Gesichtskreis füllten, beschrieben hat. Dieß kann unmöglich das Verfahren des wahren lyrischen Dichters seyn. Die Gegenstände der leblosen Natur, so wie auch Handlungen und Begebenheiten, können nur insofern lyrischer Stoff werden, als sie in der Seele des Dichters Empfindungen, (Sentiments) erregt haben, welche an Lebhaftigkeit die Vorstellung des Gegenstandes selbst übertreffen müssen. Beschreibungen können daher niemals der Zweck des lyrischen Dichters werden, ohnerachtet er dieselben nicht verschmäht, so oft die Darstellung der erregten Empfindung ohne sie unmöglich wird. So hat Hr. Matthison einmal selbst die Beschreibung sehr glücklich benützt. So wenig neu der Gedanke in der Ode an Phädon (S. 78) ist, so hat sie doch das Verdienst einer wahrhaft lyrischen Wendung, und sie würde vielleicht

leicht noch gewonnen haben, wenn die drey ersten Strophen, welche eine Beschreibung des Winters enthalten, in Eine zusammengezogen wären. Der Dichter hält sich zu lange beym Eingang auf. Ich schreibe Ihnen die letzten Zeilen hierher, in denen der Ausdruck neu und schön ist:

Phädon, aber wie, wenn sein (des Frühlings) linder Odem,
Statt im Nachtigallbusch uns Blütenblätter
In die Gläser zu wehn, auf unsrer Grüfte
Rasen sie wehte?

Heute duftet der Becher, heute röthet
Uns die Glut der Gesundheit. Spende Salben,
Spende Blumen zum Kranz! Dem Herd' entlodre
Knatternd die Flamme.

Rasch im Fluge die Freud' umarmen, leise
Nur den Mund ihr berühren, wie die Biene
Nektarblumen berührt, o Freund, versetzt uns
Unter die Götter.

Diesem lieblichen Sänger möchte ich am liebsten einen Hrn. von Salis an die Seite setzen. Wenn sein Versbau weniger zart ist, so ist dafür seine Imagination männlicher, und seine Malerey dem Geiste der Poesie angemeßner. An schönen Bildern ist er nicht weniger reich als Matthison, an Innigkeit und Tiefe der Empfindung übertrift er ihn. Ich finde in diesem Almanach ein Fischerlied von ihm, (S. 96) welches eines der schönsten Volkslieder ist, die ich kenne. Es ist voller Beschreibungen; aber alle diese Beschreibungen

gen vereinigen sich zu Hervorbringung Einer Empfindung, so wie sie alle aus dem innigen Gefühl der Glückseligkeit des Fischerlebens entsprungen sind. Folgende Strophen scheinen mir eben so volksmäßig als poetisch zu seyn, (beydes ist bey unsern gewöhnlichen Versemachern selten zusammen) und ich hoffe, daß Sie in mein Urtheil einstimmen werden:

Oft rudern wir ferne
Im wiegenden Kahn;
Dann blinken die Sterne
So freundlich uns an;
Der Mond auf den Höhen,
Der Mond auf dem Bach,
So schnell wir entflöhen
Er gleitet uns nach.

Wir trotzen dem Wetter,
Das finster uns droht,
Wann schöpfende Bretter
Kaum hemmen den Tod.
Wir trotzen den Wogen
Auf krachendem Schiff,
In Tiefen gezogen,
Geschleudert ans Riff.

Der Herr, der in Stürmen
Der Mitternacht blitzt,
Vermag uns zu schirmen
Und weiß was uns nützt.
Gleich unter dem Flügel
Des Ewigen ruht
Der Rasengrufthügel,
Das Grab in der Fluth.

Wenn dieser Dichter sich vor Sprachfehlern und Inkorrektheiten noch mehr in Acht nehmen wird, so kann er unter den lyrischen Dichtern Deutschlands eine sehr ehrenvolle Stelle einnehmen. Und ich glaube nicht, daß ihm die Vermeidung jener Fehler so schwer fallen kann. In einer seiner Oden, Berenice überschrieben, finde ich kaum einige Zeilen, welche die strenge Kritik verändert zu sehn wünschen muß. Schade, daß ich Ihnen nicht das ganze Gedicht abschreiben kann. Es hat eine so wahre Poesie, ein so glänzendes Colorit, eine so schöne, wohlklingende Sprache! Hier sind wenigstens einige Strophen:

Holdselige! Auf silberne Narzissen
Weht rauschend ihr Gewand;
Der bunte Klee strebt ihren Saum zu küssen,
Des Grases Halm die Hand.

Ein Rosenlicht umfließt die zarten Wangen,
Die stille Sehnsucht bleicht;
Ihr Auge schwimmt in schmachtendem Verlangen,
Von süßer Rührung feucht.

Wie aus des Munds halb aufgehauchter Blüthe
Ihr Aetherodem flieht!
Die Lippen nun ein Lächeln milder Güte
Sanft in die Höhe zieht! u. s. w.

Ein anderer Dichter der leichtern Gattung ist Hr. Overbeck, welcher aber mit den beyden vorhergehenden keine Vergleichung aushält. Er ist Verfasser vieler kleinen Liedchen und Tändeleyen für Kinder und Erwachsene. Eine leichte Versifikation

kation und eine gefällige Sprache ist ihr ganzes Verdienst; und ich vermisse in ihnen die wahre Dichterkraft, deren man selbst bey der Verfertigung einer geistreichen Tändeley nicht entrathen kann. Denn hier und da eingestreute Blümchen und kleine Bilderchen machen doch gewiß den Dichter nicht aus, und selbst der scherzende Versifikateur braucht mehr als das. Ein einziges Gedicht, wie die Einladung ins Conzert, die er in diesen Almanach hat einrücken lassen, kann zugleich dazu dienen, Sie mit seiner Manier bekannt zu machen, und mein Urtheil zu bestätigen. Er hat zu dieser lyrischen Epistel ein antikes Sylbenmaaß gewählt, wie mich dünkt, nicht zum Vortheil seines Werkes. Mich wenigstens erinnern die Sylbenmaaße der Alten immer an ihre Manier; und diese Manier ist auch da, wo sie tändeln und scherzen, edel und einfach. Diese Einfachheit ist in den meisten Fällen mit der Wahrheit des Gedankens und Ausdrucks einerley; und unglücklicher Weise fehlen diese Eigenschaften der Tändeley des Hrn. Overbeck ganz und gar. Sie mögen selbst urtheilen, wenn ich Ihnen die einzelnen Theile derselben vorlege.

Allerleichtester West, eilend auf Fittichen,
Die kein blasender Postmerkur
Einzuholen vermag, noch die geschnäbelte
Raubgaleeren des Mittelmeers:
Vom Getändel im Thal, flüchtiger Näscher, komm,
Jetzt berufen zu höherm Dienst.

Der Gedanke, welchen der Dichter ausdrücken will, wird wahrscheinlich dieser seyn: Da mir die

Land- und Wasserpost nicht schnell genug geht, so will ich einem Westwinde die Nachricht anvertraun, die ich meiner Freundinn mitzutheilen habe. Da sich der Dichter den allerleichtesten West zu seinem Dienste auserwählt, und es sich höchst angelegen seyn läßt, die Schnelligkeit desselben mit den lebhaftesten Farben zu schildern, so ist man natürlicherweise zu der Erwartung berechtigt, daß sein Auftrag äußerst dringend, und die Nachricht, wenigstens für den, der sie giebt, und für den, der sie empfängt, von großer Wichtigkeit seyn müsse, wobey die gewöhnlichen Mittel viel zu langsam wirken würden. Aber nichts weniger als das. Denn wir werden sehr bald erfahren, daß es nichts weiter ist, als eine Einladung zum Conzert, das den Abend gegeben werden soll. Diese Einladung wird am frühen Morgen abgeschickt; und es ist also mit dieser Eilfertigkeit so ernstlich nicht gemeynt, als uns der Dichter bereden wollte. Freylich sieht man nun auch nicht ein, warum dem Westwinde aufgetragen wird, was der erste beste Bediente eben so gut besorgen konnte. Doch, ich irre mich; man sieht recht wohl ein, daß es dem Dichter um eine Fictionem poeticam zu thun war, und daß es freylich ganz anders klingt, wenn man dem allerleichtesten Zephyr, als wenn man einem schwerfälligen Lakayen befiehlt. Aber finden Sie nicht, daß eine solche Fiction, die zu gar nichts führt, das armseligste Ding von der Welt ist? daß sie alle poetische Wahrheit zerstört? — Doch lassen Sie uns weiter lesen. Der Dichter hat den Zephyr zu

einem

einem Geschäfte berufen, das wichtiger ist, als sein Tändeln im Thal.

Erst ein Lüftchen, genährt unter Violen, bring
Meiner Freundinn zum Morgengruß!
Athmend spiel' ihr es hin, wie du die Rose weckst,
Deren Reiz dich gefangen hält;

Daß, wenn etwa ein Traum Ziliens Wimper küßt,
Du nur säumend den Günstling scheuchst.
Sagt ein lohnender Blick, Bothe der Freundschaft, jetzt,
Daß du weiter bestellen darfst; — — —

Nun, werden Sie vielleicht sagen, hier sieht man ja ganz klar, warum der Dichter einen Zephyr zu seinem Bothen macht. Er will seine Freundinn auf eine recht angenehme Art zu Anhörung der Nachricht oder Bitte vorbereiten, die er an sie gelangen läßt. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, von welchem dornigen Auftrag ist denn die Rede, daß es so vieler Vorbereitungen bedarf? Von einer Einladung in's Conzert. Und dann ist es ja immer die Schuld des Dichters, daß er diese zu einer so ungelegenen Zeit absendet. Aber Hr. O. wird vielleicht auch hier das pictoribus atque poetis — anwenden wollen. Mag er doch. Wenn nur aber sein Abgesandter den Befehl zu vollbringen im Stande wäre. Er soll ihr ein Lüftchen zuführen, das unter Veilchen genährt ist. Nun begreifen wir zwar recht gut, wie die Luft einen Geruch fortführen und verbreiten kann; aber wie ein Lüftchen von einem Lüftchen

fortgetragen werde, dieß zu begreifen, ist uns zu fein, zu delikat; so wie uns auch die ganze Personifikation des Westes, den ein Blick der Freundinn belohnt, etwas übersinnlich scheint. Was der Ausdruck, die Rose wecken sagen soll, hat mir vieles Nachsinnen gekostet, und ich muß Ihnen gestehen, daß ich es noch nicht weiß. Die erste und natürlichste Idee war zwar, er bedeute, die Rose hervorlocken, die Knospe entwickeln. Aber diese Erklärung wird sogleich durch den Zusatz widerlegt: deren Reiz dich gefesselt hält. Es muß also eine schon aufgebrochne, schon geweckte Rose seyn, welche von dem Zephyr geweckt werden soll. — Wenn der Zephyr an den geneigten Mienen der Freundinn sieht, daß er mit seinem Auftrag hervorrücken darf, so

Flüstre dann vom Conzert, welches dem Abend harrt,
Manches süße Geschwätz ihr zu!
Sprich der Töne Gewalt, welche den Orkus beugt,
Sprich des Manns der Euridice
Allzuglückliche Kunst, hätt' er nur jetzo noch
Ha, dieß fühlende Herz besiegt! u. s. w.

Der Dichter fährt fort, seinem Bothen Dinge aufzutragen, die schwerlich in seiner Macht stehen dürften zu erfüllen; und wenn er über den ganzen Auftrag unwillig wird, und ihn abschüttelt, so hat es der Dichter bey sich selbst zu verantworten. Der Zephyr soll der Freundinn von der Schönheit eines Conzerts erzählen, welches erst den Abend gegeben wird. Oder leiden diese Verse vielleicht noch eine

andre

andre Erklärung? Versuchen Sie Ihre Auslegungskunst. Ich für meine Person finde für gut, hier abzubrechen, da ich mich aus den Labyrinthen der Ideen des Hrn. O. nicht weiter herauszuwickeln weiß. Vielleicht habe ich Ihnen auch schon allzuviel über ein so unbedeutendes Ding gesagt, das Hr. Overbeck gar nicht hätte machen, oder doch wenigstens nicht hätte drucken lassen sollen.

Einen Hrn. Spalding kennen Sie als Verfasser einer lateinischen Uebersetzung des Kleistischen Frühlings, welche er als ein sehr junger Mann im Jahr 1783 drucken ließ. Als deutscher Dichter hat er sich erst seit kurzem gezeigt. Oder, um mich richtiger auszudrücken, er hat gezeigt, daß er nicht zum Dichter gebohren sey. Seine Gedichte zeichnen sich weder durch Erfindung, noch durch neue oder glücklich gewendete Gedanken, noch auch durch das Colorit und die Sprache aus. Er scheint mehr gelesen als empfunden, mehr mit dem Gedächtniß gefaßt, als seinem Geiste zu eigen gemacht zu haben. Sein Ausdruck ist inkorrekt, oft gesucht und dunkel. Was kann mittelmäßiger seyn, als folgende Grabschrift:

Gebildet war sie ganz, an Seele wie am Leibe,
Zu stiller Zärtlichkeit, zum unverfälschten Weibe.
Von ihrer heitern Stirn herunterlächelnd, sprach
Ihr großes Auge nichts, als was im Herzen lag,
Und mütterlich gepflegt in ihrem Herzen ruhte,
Nichts, als der treue Wunsch für jedes Schön' und Gute.
Weh' uns, daß früh der Schmerz an ihren Kräften sog,
Daß früh ihr duftend Haupt die holde Blume bog.

Sie

Sie finden hier keinen einzigen hervorstechenden, interessanten Zug, sondern nur eine Reihe von Prädikaten, die so allgemein, (und wir wollen hinzusetzen, so unglücklich) ausgedrückt, unmöglich einige Wirkung hervorbringen können. Unter den zahlreichen Epigrammen der griechischen Anthologie, ähnlichen Inhalts, ist vielleicht kein einziges, welches so kalt ließe, und so ganz von schönen und rührenden Zügen entblößt wäre. Ja, wäre nur wenigstens der Ausdruck untadelhaft. Aber was soll es heißen, wenn Hr. Sp. sagt: Sie war an Seel und Leib zu stiller Zärtlichkeit gebildet? Was soll ein unverfälschtes Weib bedeuten? Wie kann das Auge von der Stirne herunter lächeln? Was ist ein treuer Wunsch? Und wie wenig ist es gesagt, wenn der Wunsch für das Schöne und Gute in dem Herzen ruht! Vom Schmerz, der die Kräfte verzehrt, möchte saugen ein gar zu gelindes Prädikat seyn. Endlich sagt das Bild, welches das Ganze schließt: „Daß früh ihr duftend Haupt die holde Blume bog“ weniger als es sagen soll. Der Tod wird dadurch gewiß nicht ausgedrückt, höchstens die Krankheit. Und auch diese kaum. Wie viel Blumen biegen nicht ihr Haupt zur Zeit ihres größten Flors.

Ein Gedicht desselben Verfassers, am Hochzeittag seiner Freundinn, hat mehr rhetorischen als poetischen Geist. Es ist nicht ganz ohne Verdienst. Aber nur allzusichtbar ist das Bestreben nach dem Neuen und Ungewöhnlichen, mehr im Ausdruck als in den Gedanken. Dieses hat an manchen Stellen

len eine Dunkelheit hervorgebracht, die uns beym ersten Anblick feyerlich scheint. Versuchen Sie es, ob Sie die erste Stanze ungezwungen erklären können.

Entgleite sanft den reingestimmten Saiten,
Unaufgehalten von der Sprache Zwang,
Wo Töne rauschend mit Gefühlen streiten,
Gleit' ungehemmt und heiter, mein Gesang!
Getreu der stillen Lust, die mich durchdrang,
Seit ich der Liebe Glück der schönsten Seele
Beschieden sah, entlocke jeder Klang,
Den prüfend ich mit leisen Händen wähle,
Empfindung, die sich leicht in reine Herzen stehle.

Ich für meine Person mag diese Stanze so oft lesen, und so verschiedene Erklärungen derselben versuchen als ich will, sie bleibt mir durchaus dunkel. Entweder versteht Hr. Sp. unter Gesang bloße Töne der Musik; dann ist der Sinn des zweyten Verses: Der Gesang solle ohne Begleitung von Worten, welche ihm nur Fesseln anlegen würde, den Saiten entströmen; und in diesem Falle sind die Worte mit der Sache in Widerspruch, indem der Verf. etwas anders sagt und etwas anders thut. Oder Gesang bedeutet die Worte des Lieds; so ist wiederum schwer zu begreifen, wie ein Werk der Sprache, unaufgehalten von dem Zwange der Sprache, d. h. den Regeln der grammatischen Verbindung, des Sylbenmaaßes u. s. w. fließen könne. Auf jeden Fall hat Hr. Sp. den unrichtigen Ausdruck gewählt, wenn er ein Lied gemeynt hat, dem man keinen Zwang anmerkt, dessen freyer Flug, durch

keine Fesseln aufgehalten zu werden scheint. Wohin sollen wir aber die dritte Zeile ziehn? Gehört das Relativum Wo zu Zwang oder Sprache, oder Saiten? Ich weiß es nicht. Denn Sie mögen es nehmen, wozu Sie wollen, so giebt es ohngefähr einen gleich guten, das heißt, um eigentlicher zu reden, gar keinen rechten Sinn. Auch in der zweyten Hälfte der Stanze ist der Ausdruck nichts weniger als klar. Der Klang, welcher der stillen Lust, die der Dichter empfindet, treu ist, soll die Töne bedeuten, welche seinen Empfindungen entsprechen, sie getreu ausdrücken. Er entlocke Empfindung, würde vielleicht richtig gesagt seyn, wenn kein beziehender Satz darauf folgte. So wie es hier ist, fordert die Sprache durchaus die mehrfache Zahl. — Am besten hat mir folgende Stanze gefallen:

Mit allen Gaben der Natur, die immer
Dich, ihre Lieblingstochter, treu bewacht,
Bereichert und geschmückt, im Morgenschimmer
Des Lebens, das in seiner Frühlingspracht
Von allen Seiten dir entgegen lacht,
Empfingst du, was der Jugend rasches Feuer
Erquickend, was die Schönheit reizend macht,
Und was am schönsten auch bey dieser Feyer
Dich schmückt; Bescheidenheit gab dir den Zauberschleyer.

Einer der liebenswürdigsten jungen Dichter, den ich nicht vergessen darf, Ihnen bekannt zu machen, ist ein Schwede, der unter dem Namen Selmar schon vor einigen Jahren zwey Bändchen

Gedichte

Gedichte herausgegeben hat. Wenige Deutsche haben ihre Sprache so in ihrer Gewalt, als dieser Ausländer. Die Leichtigkeit und Richtigkeit seines Ausdrucks verdient um desto mehr Bewunderung, da er sich eine Gattung gewählt hat, in der es so schwer ist, die schmale Linie des Wahren und Schönen nicht zu überschreiten; die Gattung, in welcher Jacobi und Göz gedichtet haben; welche mehr eine sanfte, anmuthige Wärme, als eine lebhafte Begeisterung verlangt, und eben deswegen, als ein Aushauch der zartesten Empfindung, gar keine Unebenheiten und Rauhigkeiten verträgt. Wenn sich dieser junge Dichter, der schon so vortrefliche Probestücke geliefert hat, nicht durch die Leichtigkeit zu reimen verführen läßt; wenn er seine Gedichte noch gedankenreicher zu machen sucht, und niemals vergißt, daß der blühendste Ausdruck doch nur Bekleidung, nicht Körper, und folglich den Gedanken untergeordnet ist, so wird er sich gewiß einen ganz vorzüglichen Rang unter den deutschen Dichtern erwerben. Unglücklicher Weise hab' ich die Sammlung seiner Gedichte nicht bey der Hand. Ich muß mich also begnügen, Ihnen eine kleine Epistel aus dem vor mir liegenden Musenalmanach mitzutheilen, die bey weitem nicht sein bestes Stück ist, aber Ihnen doch seine Manier kenntlich machen kann. Sie ist an einen jungen Dichter gerichtet, der immer in Alexandrinern schrieb, und seine Werke doch zum Behuf der Damen in Duodez gedruckt wünschte:

Freund

Freund, willst du jenen Kranz erlangen,
Den lächelnd eine Schöne flicht,
Wenn dein harmonisches Gedicht
Dem zärtlich kämpfenden Verlangen
Der jungen Brust nicht widerspricht;
Ziehst du die offne Rosenlaube
Des Bücherschranks verschloßnem Thor,
Und tiefgelahrtem Schulenstaube
Der Toilette Puder vor;
Willst du gelesen, nicht bewundert,
Geliebt, nicht just gepriesen, seyn,
Und nicht dem kommenden Jahrhundert
Alleine Fleiß und Kräfte weihn.
Willst du den Beyfall schöner Seelen
Vor einem späten Commentar,
Und einen Kuß, am Weihaltar
Der Grazien, vor Lorbeern wählen;
Willst du das keimende Gefühl
Der Liebe junge Mädchen lehren,
Und am vertrauten Saitenspiel
Dein Lied von Rosenlippen hören;
Willst du mit feiner Schmeicheley
Und anmuthsvoller Tändeley,
Wie Dorat, Scherz und Laune würzen:
Dann eile, noch zur rechten Zeit,
Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit
Und — deine Verse abzukürzen.

Der Ton dieses Gedichts erinnert mich an Jacobi, den Liebling der Grazien, wie man ihn vormals zu nennen pflegte. Er hat diesen Almanach mit vier Gedichten beschenkt. Eines davon, an S. . . Geburtstag, ist vortreflich. Ein andres, welches

welches einen Beweisgrund von dem Daseyn Gottes sehr poetisch vorträgt, würde vielleicht noch schöner seyn, wenn es mehr zusammengezogen und einige unnütze Wiederholungen weggeschnitten wären. Es würde gegen meine Absicht seyn, wenn ich Ihnen mehr von diesen beyden Stücken sagen wollte, so sehr sie auch verdienten, Ihnen näher bekannt zu werden. Aus demselben Grunde übergehe ich auch ein seynsollendes petrarchisches Gedicht von Klainer Schmidt an Laura. Sie kennen seine Manier, alltägliche Gedanken mit der Affektation einer hohen Begeisterung, in einem feyerlichen Tone vorzutragen.

Von dem braven Pfeffel, in dessen Gedichten ich aber oft nur den rechtschaffnen Mann und nicht den Dichter finde, liefert dieser Almanach ein recht gutes Lied, der freye Mann überschrieben. Es ist ganz zum Gesang eingerichtet. Mich dünkt, zu einer Zeit, wo man den Begriff von Freyheit so oft willkührlich ausdehnt und einschränkt, und diesen verkehrten Begriffen gemäß handelt, kann es nicht oft genug eingeschärft werden, daß der vernünftigste und tugendhafteste auch der freyeste, und ohne Vernunft und Tugend gar keine Freyheit sey. Das gegenwärtige Lied vereinigt Wichtigkeit und Wahrheit der Gedanken, Stärke des Ausdrucks, Klarheit und Harmonie, folglich alle Eigenschaften, die ein Volkslied haben muß. Sie mögen aus dem Schluß desselben selbst urtheilen:

Wer ist ein freyer Mann?
Der, fest auf seinem Stande,
Auch selbst vom Vaterlande
Den Undank dulden kann,
Der ist ein freyer Mann.

Wer ist ein freyer Mann?
Der, muß er Gut und Leben
Gleich für die Freyheit geben,
Doch nichts verlieren kann;
Der ist ein freyer Mann.

Wer ist ein freyer Mann?
Der bey des Todes Rufe
Keck auf des Grabes Stufe
Und rückwärts blicken kann;
Der ist ein freyer Mann.

Die übrigen diesem Almanach einverleibten Gedichte desselben Verfassers haben mir wenig Genüge gethan. Seine edeln Gesinnungen über Toleranz, Menschenwürde und Religion schimmern zwar auch in diesen Stücken; aber sie sind doch allein nicht hinreichend, sie, bey dem Mangel anderer Eigenschaften, zu Gedichten zu machen. Die Erzählungen haben kein Interesse, als das sie von dem durchblickenden Charakter ihres Verfassers borgen. Eben so wenig haben die äsopischen Fabeln die erforderlichen Eigenschaften. Wie kann eine Fabel eine überzeugende Kraft haben, wenn die Handlung in ihr kein nothwendiges Resultat der Charaktere ist? Dieser Mangel an Nothwendigkeit herrscht in vielen Fabeln dieses Dichters, am

häu-

häufigsten aber in seinen neuern. So erzählt er hier unter andern: „Ein Wolf sagte zu dem Tiger: Du siehst jenen fetten Stier, den ein Knabe weidet. Welchen von beyden würdest du dir zur Mahlzeit wählen? — Den Knaben, versetzte der Tiger. — Du scherzest, war die Antwort: Der Knabe mit sammt seinem Vater ist nicht soviel werth, als dieser Stier. — Aber die Zähren des Knaben! fiel der Tiger ein: diese würden mir Nektar und Ambrosia seyn.“ — Ich frage Sie, mein Freund, wo ist hier die Zusammenstimmung zwischen den Handlungen und dem Charakter der handelnden Wesen? Warum wirft der Wolf die Frage über den Vorzug des Knaben oder des Stieres auf, der doch bey ihm so wenig zweifelhaft ist, daß ihm die Frage, nach dem Erstaunen zu urtheilen, das er bey der Antwort des Tigers zeigt, gar nicht hätte einfallen können? Die Sache wird um desto unwahrscheinlicher, da es blos bey der Spekulation bleibt. Ein wahrer Wolf und ein wahrer Tiger hätten sich in die Beute getheilt, ohne sich bey der Untersuchung aufzuhalten, ob der Stier oder der Knabe besser schmecke. — Zweytens aber möchte ich wohl wissen, ob der Grund, aus welchem der Tiger für den Knaben entscheidet, seinem Charakter, ob er überhaupt dem Charakter irgend eines Thieres angemessen sey? Wenn der Fabulist vernunftlosen Wesen Gedanken leiht, so sollen sie der Art, wie jene Wesen sich äußern, analog seyn. Ihre äußerliche Beschaffenheit, ihre Art zu handeln darf auf keine andern moralischen Eigen-

schaften führen, als die der Dichter ihnen beygelegt hat; und niemand darf zweifeln, daß diese Thiere, wenn die Natur ihre Zunge gelöst hätte, sich gerade so ausgedrückt haben würden, als der Dichter sie reden läßt. Der Tiger ist blutdürstig, räuberisch, listig. Heißt dieß eben so viel als daß er nur darum morde, weil er sich an den Qualen des gemordeten Geschöpfes erfreut? Und warum soll dieses dem Tiger eher zukommen, als dem Wolf?

Ich frage weiter? Gesetzt auch, daß die Handlung wahrscheinlicher wäre, würde sie darum den Satz beweisen, den Hr. Pfeffel daraus herleiten will?

Wer Böses thut, um Vortheil zu erjagen,
Folgt knechtisch dem gemeinen Hang;
Wer Böses thut, aus bloßer Lust zu plagen,
Der buhlt mit Satan um den Tanz.

Dieser Satz leuchtet dem Gefühl eines jeden ein, der ihn versteht; aber durch die Fabel nicht besser, als wenn ihn der Dichter nakt hingesetzt hätte. Wir sehen in derselben ein Thier, welches aus Eigennutz, ein anderes, welches aus Lust mordet. Die Frage, welches von beyden das schlimmere sey, bleibt einzig und allein der Entscheidung der Vernunft überlassen. Sie wird durch die Erzählung nicht aufgelöst, ja nicht einmal ihrer Auflösung näher gebracht. Wollen Sie den Inhalt auf einen allgemeinen Satz reduziren, so wird er so heißen müssen: Die Fabel lehrt, daß es Geschöpfe

schöpfe giebt, die das Böse aus bloßer Lust an demselben thun.

Länger, mein Freund, will ich Sie bey diesem Almanach nicht aufhalten. Ich habe Ihnen die Namen genannt, welche einiges Interesse für Sie haben konnten; und Sie, so viel es in meinen Kräften stand, mit der Manier der Dichter bekannt gemacht, von denen Sie noch nicht reden gehört hatten. Sie werden es mir aber sehr gerne schenken, von den geistreichen Epigrammen des Herrn F., den launigten und erhabnen Erzählungen und Fictionen des Herrn B. und andrer zu reden. Diese sind in der poetischen Welt, wie in diesem Almanach, ohne Namen. —

Ich gehe zu dem Göttinger Almanach fort; ich schlage ihn auf, und finde gleich im Anfang ein Gedicht, das eben nicht das beste Vorurtheil für diese Sammlung erregt. Es ist eine Art von Poetik; aber eine solche, die das Ueberflüßige aller Poetik darthun soll. Wir haben uns geirrt, wenn wir glaubten, die Zeit der Kraftgenies sey vorbey, die wie unbändige Kinder das Gängelband der leitenden Kunst zerrissen; die Musen in die Schatten verwachsener Gebüsche, zu der Kost des Eichbaums zurückführten, die harmonische Leyer zerschlugen und zu dem Schalle der Trommel und des Triangels, aus rauher Kehle Bardiete sangen. Hier tritt von neuem ein junger Dichter auf, welcher die verlaßne Bahn betritt. Die Dichtkunst, ruft er, ist keine Kunst; sie ist angeboren, und der, dem sie angeboren ist, hat volles Recht, al-

les darzustellen, was in ihm lodert und wogt. Doch ich schwäche die Gedanken dieses jungen Helden. Hier sind seine eignen Worte:

Bist du's, so hemme nichts, was in dir wogt und lodert,
Stell's dar und wandle frey auf nie betretner Spur.

So sollte es also in der That recht und erlaubt seyn, jede aufbrausende Leidenschaft, jedes stürmende unregelmäßige Gefühl in seiner ganzen Wahrheit darzustellen, und diese Darstellung sollte wirklich Poesie seyn? Was ist denn die Natur, deren treue, unverschönerte Nachbildung diese Herren so lebhaft empfehlen? Ist sie etwas anders als der Eindruck, welchen die äußern Gegenstände auf unsern Geist machen, so wie derselbe durch die Kräfte unsers Geistes bereitet und gebildet wird? Was soll also die Regel heißen:

Durchforsche die Natur und meistere sie nicht?

Was ist die ungemeisterte Natur? Ist sie etwas anders als rohe Sinnlichkeit, schwankende Urtheilskraft? Die Natur muß also allerdings gemeistert werden. Nicht insoferne sie etwas außer uns ist, sondern als ein Produkt unsrer Geisteskräfte, welche zweckmäßige Uebung und Bildung, das heißt, Kunst verlangen. Der Dichter wird mit der Anlage geboren, das Geistigschöne vorzüglich zu fühlen. Aber diese Anlage ist, wie alles was dem Menschen angeboren ist, einer großen Ausbildung fähig.

fähig. Diese Ausbildung ist es, auf die der Kunstrichter dringt. Ein Ideal des Schönen begehrt kein Mensch dem andern aufzunöthigen. Aber mit Recht wird behauptet, daß ein solches Ideal in der Seele des Dichters entwickelt seyn müsse, welcher ein schönes Werk, ein Werk von allgemeinem Interesse, aufstellen will. Die Kunst will und kann den Geschmack nicht geben. Aber sie kann ihn entwickeln, bilden und vervollkommnen. Ehe dieses geschehen ist, dürfte es nicht leicht möglich seyn,

Der Dinge reines (schönes) Bild

aufzufassen; und wenn vollends von reiner Darstellung dieser Auffassungen die Rede ist, so fällt es, meines Erachtens, sogleich in die Augen, daß sie ohne vorhergegangene Kunst, ohne zweckmäßige Uebung der mechanischen Fertigkeiten so gut als unmöglich ist. Wer zu mir sagt: Durchschaue die Natur; dann geh' und stelle sie mit Worten dar, ohne Kunst; der könnte mir eben so gut befehlen, eine schöne Gestalt in Marmor nachzubilden, ohnerachtet ich nie einen Meisel angerührt habe.

Die verachtete Kunst hat sich auf der Stelle an dem Verfasser dieses Gedichts gerächt. Diese wenigen Zeilen sind ein Chaos verwickelter Ideen, in einer unverständlichen, Tiefsinn affektirenden Sprache vorgetragen. Was mag er wohl mit folgenden zusammengewürfelten Sätzen sagen wollen, die er wie eine Pythia vom Dreyfuß herab verkündigt:

Doch wenn die Kunst Vollendung fodert,
So gieb sie auf! Die ziemt den Göttern nur.
Natur ist Eins und Alles. Du erkennest
Die Himmlische nur träumend; darum wähnt
Dein grübelnder Verstand, daß du ihr Werk verschönt
Im Werke deines Hirnes spiegeln könnest.

Dieser Verschmäher der Kunst weiß sich nicht einmal richtig auszudrücken. Ist auf nie betretner Spur wandeln, nicht wahrer Unsinn? und sind nicht die Worte, mit denen das Gedicht schließt: Und wisse dann, er sey's, nicht der sey Dichter, der — statt: Er sey ein Dichter, nicht der, welcher — im höchsten Grade undeutsch?

Ich würde sehr unrecht thun, wenn ich Sie aus diesem übelgelungenen Werk, welches, allem Anschein nach, eine besondre Veranlassung gehabt hat, auf die Fähigkeiten des jungen Dichters, dem Hr. Bürger in einem sehr schönen Sonnett die Unsterblichkeit verkündigt hat, schließen lassen wollte. Hr. Schlegel hat in der That poetisches Talent; aber, was Ihnen vielleicht sonderbar vorkommen wird, er verdankt der Kunst, die er verschreyt, weit mehr, als der Natur, welcher er die ganze Schöpfung und Vollendung des Schönen allein zuschreiben will. Er macht recht artige Verse, und seine Sprache ist nicht immer so dunkel und inkorrekt, als in dem eben angeführten Gedicht. Aber hervorstechende Gedanken und originelle Wendungen dürfen Sie von ihm nicht erwarten. Er hat es versucht, sich Petrarchs Manier zu eigen zu machen,

chen, und die seit langer Zeit vernachläßigte Form des Sonnets wieder einzuführen. Einige Uebersetzungen aus dem italiänischen und einige eigne Sonnette sind ihm recht gut gelungen. Auch dieser Almanach enthält drey Sonnette aus dem Petrach. Ich schreibe Ihnen keines davon ab, weil keines vorzüglich ist. Es sind nicht einmal gute Originale gewählt. Und warum sollte ich Ihnen zumuthen in einer Uebersetzung zu lesen, was Sie nicht einmal im Original zweymal lesen würden?

Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.

VI.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Frankfurt und Leipzig. Sinngedichte von Friedrich H. 1791. 110 S. 8. Unter einer Menge gemeiner und selbst höchst trivialer Reime, die auf nichts weniger, als auf den Namen von Sinngedichten Anspruch machen dürfen, fanden wir doch auch verschiedene sehr glückliche Gedanken, sehr witzige Einfälle, die es uns zur Pflicht zu machen schienen, diese Bogen anzuzeigen, und auf ihren Verfasser aufmerksam zu machen. Er besitzt unstreitig mehr als gemeine Talente zu dieser Dichtungsart, allein diese bedürfen noch einer sehr

sorgfältigen Cultur. Keine Gattung der Poesie kann der Hülfe der Kunst weniger entbehren, als das Epigramm. In keinem Gedichte beleidigt eine matte, entbehrliche Zeile, ein uneigentlicher Ausdruck, eine durch den Zwang des Reims hervorgebrachte Wendung mehr, als hier. Oft hängt die ganze Wirkung von der Stellung der Worte ab, und der kleinste Mißgriff kann alles verderben. Wenn der Verf. nach einiger Zeit eine strenge Prüfung seiner Arbeit vornehmen will, so wird er hoffentlich von selbst entdecken, worin der Grund liegt, warum mancher an sich gute Einfall den Eindruck nicht macht, den er machen könnte, und ihm das geben oder nehmen, was ihm gegeben oder genommen werden muß. — Wahrscheinlich danken es uns die Leser mehr, wenn wir ihnen einige Proben von gelungenen statt mißglückten Versuchen vorlegen:

Minister.

Brav, meine Herrn! das nenn' ich wahre Proben
Von unterthänigster Devotion!
Mein Gnädigster wird in Person
Euch allerhuldreichst noch beloben.
Denn — Weine, Speisen aller Art!
Musik! das Feuerwerk superb gerathen!
Ihr thatet alles, was Ihr schuldig war't.

Bürgermeister des Städtchens.

Und sind noch alles schuldig, was wir thaten.

Nachwelt.

Soll einen Autor das Gericht
Der Nachwelt kümmern? Nein!
Sie war noch nicht, und ist noch nicht,
Und wird vielleicht nicht seyn.

Niger.

Niger.

Was man in London spricht, weiß Niger Wort für Wort!
Kein Wunder, meine Herrn! er ließ die Ohren dort.

Hochzeitgeständnisse.

Er.

Eins, Bräutchen, darf ich nicht verhehlen!
Oft pfleg' ich ohne Grund zu schmählen.

Sie.

An Gründen soll's bey mir nicht fehlen.

Gespräch über Rosalinden.

»Warum so tiefbetrübt?« —
Ach, Bruder! — Rosalinde! —
Sie haßt mich, wie die Sünde! —
»So bist du ja geliebt.«

Bibax Nase.

Ja, Physikern und Antiquaren
Muß Bibax Nase schätzbar seyn,
Als Kunstprodukt von achtzig Jahren
Und siebenhundert Eymern Wein.

Ministers N. Erhörung.

»Minister wär' ich nun durch Schmeicheleyn und Kosten!
Doch ach! Minister seyn fällt unser Einem schwer.
O gieb mir, guter Gott, Verstand zu diesem Posten!«
Da gab der gute Gott ihm einen Sekretär.

Junker Veits Rache.

Die Messieurs wissen nicht zu leben.
Nie, nie mich laden! — Aber ich
Will auch — der Teufel hohle mich! —
Ein großes Traktament, den Herrn zum Possen geben;
Dabey soll niemand seyn, als ich!

Nöthige Wortversetzung.

Ich schwanger? wer so afterreden mag?
»In vierzig Wochen kömmt die Unschuld an den Tag. —«
Schön Julchen hatte sich versprochen:
In vierzig Tagen kam die Unschuld in die Wochen.

Ueber Abschriften von Tills Predigt.

Gesegnet ist dein Hirtenstab.
Dein Beyspiel wirkt! Die guten Leute
Thun, was du gestern thatest, heute,
Und schreiben deine Predigt ab.

Grabschrift.

Lies, Wandrer, eines Ehmanns Schmerzen!
Schön war mein Weib, und jung! — O blicke her:
Nun liegt ein Stein auf ihrem Herzen —
Auf meinem keiner mehr.

Buff an Fella.

Gestern schwur ich unter tausend Küssen,
Im Genusse deiner Zärtlichkeit
Ewige Verschwiegenheit —
Heute muß es der Chirurgus wissen!

Berlin: Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, May und Junius 1790, von George Forster. Erster Theil, bey Voß 1791. 500 S. 8. Dem Titel nach sollte man blos eine sogenannte malerische Reise, Beschreibungen von Gegenden, Aussichten, Naturprodukten erwarten, allein nur der kleinste Theil des Buchs beschäftigt sich damit. Einen ungleich größern nehmen

men Beobachtungen über sittliche, politisch-statistisch und artistische Gegenstände, in einer blühenden, doch nur zu oft deklamatorischen, verkünstelten und mystischen Sprache ein. Die kurze Dedikation wartet auf einen Oedipus, der den verborgenen Sinn derselben heraushebe. Wir sagen hier nur ein paar Worte über den Theil des Buchs, der die schönen Künste und Kunstwerke betrift. Seite 70. Der Köllner Dom ist ein Meisterstück der Baukunst. Bey dieser Gelegenheit sagt Hr. F. oder phantasirt vielmehr einiges über den sogenannten gothischen Styl. Dann giebt er eine sehr poetische Abhandlung über die Humanität des Künstlers, die wenigstens unterhält und gefällt, wenn auch nicht belehrt. An der berühmten Kreuzigung Petri von Rubens in der St. Peterskirche findet Hr. F. verschiedenes zu tadeln. Die ganze Figur des Apostels ist verzeichnet. Der Heilige wird ans Kreuz genagelt, und damit seine Henker bequemer zu den Füßen kommen können, steht das Kreuz mit dem Kopf zu unterst! Ueber die Düsseldorfer Gallerie. Hr. F. sah sie jetzt zum fünftenmal. Er sagt hier viel Schönes und Wahres, nur mit einem Aufwande von Worten und Bildern, bey dessen Mäßigung und Einschränkung das Vergnügen des Lesers gewiß nicht verloren haben würde. Ueber Rubens Charakter und Manier. Kritik seines jüngsten Gerichts. Wir empfehlen jungen Künstlern die aufmerksame Lektüre und eigene Prüfung dieser Beurtheilung: sie werden hier wahre Belehrung, einige unschätzbare Winke und reichen

chen Stoff zum Nachdenken finden. Wir schreiben ein paar Stellen ab: S. 154. „Schönheit „ist nicht in Rubens Formen zu suchen: denn sie „ist die Tochter des Ebenmaaßes. Wären aber „seine Figuren auch richtig gezeichnet, so würde doch „schon allein ihre flämische Feistigkeit den Begriff „des Schönen verscheuchen. Dieß ist bey ihm, „wie es scheint, ein verderbter Geschmack, weil „Italien ihn mit schönern Formen vertraut machen „konnte. Ich habe seine Fleischmassen als natür„lich rühmen gehört, allein ich finde sie unaussprech„lich ekelhaft. Das hangende, erschlaffte, lappi„ge Fleisch, die Plumpheit aller Umrisse und Glied„maßen, der gänzliche Mangel von allem, was „auf Anmuth oder Reize nur Anspruch machen „darf — ich kann nicht sagen, wie mich das un„willkührlich zwingt, die Augen wegzuwenden, um „einem widrigen Eindrucke zu entgehn. Unter „zehn Bewunderern von Rubens werden kaum „zwey oder drey den Anblick solcher Menschen, wie „er sie hier malte, in der Natur ohne Widerwillen „ertragen. Warum dulden sie aber, oder bewun„dern wohl gar im Bilde, was lebend sie anekeln „würde? Weil der Pinsel das Allzuscheußliche „verwischt, weil den meisten Menschen nur an der „Nachahmung liegt, gleichviel was ihr Gegen„stand sey; endlich weil wir den Schönheitssinn „und den Geschmack zu den seltensten Göttergaben „zählen müssen.“ Ueber Rubens Portraite. — S. 177. „Es ist leichter, gemeine Natur zu ko„piren, als Seelenkräfte in der Natur sichtbar zu „machen;

„machen; leichter durch groteske Züge dem Pöbel „zu gefallen, als nach dem musterhaften Doryphorus den Kenner zu befriedigen; leichter endlich zu „erschüttern und sogar zu rühren, als den Forderungen des gebildeten Geistes, dem die grobgezeichneten, dramatischen Larven anekeln, und der „nach den zarten Schattirungen und Verschmelzungen der Charaktere des gesellschaftlichen Lebens „verlangt, völlig Genüge zu leisten. Unsere Theaterdichter wissen dieß so gut, wie die Künstler, „und eben darum spielt man die Stücke der höchsten dramatischen Kunst vor leeren Häusern, indeß die kläglichsten Erzeugnisse des Plattsinns, ein „Waltron, eine Lanassa und andere ihres Gelichters, wenn sie nur das Alltägliche anschaulich „machen, den allgemeinsten Beyfall nie verfehlen.“ Ueber Gerard Douw, Teniers, van der Werff, van Dyk u. s. w. Ueber das Ideal; einige treffliche Bemerkungen. Z. B. S. 203. „Der Geschmack, womit das Ideal der Schönheit beurtheilt werden muß, wenn anders seine Aussprüche „unpartheyisch seyn sollen, setzt in demjenigen, der „ihn besitzt, das Vermögen voraus, zwischen dem „Wohlgefallen am Schönen, und einem jeden andern Interesse, welches der Verstand oder auch „die Begierde an einem schönen Gegenstande nehmen können, zart und rein zu unterscheiden. Die „Empfindung, die das Schöne in uns hervorbringt, „ist vom Reize unabhängig, und zugleich durch keine Operation der Vernunft erklärbar. Vielleicht „ist dieß der Grund, weshalb der höchste Schwung,

„den

„den die bildende Kunst zur Erreichung des Ideals „sich je gegeben hat, in den mythologischen Sta„tuen der Alten zu suchen ist; theils, weil ihr Ge„genstand hinausragte über den gewöhnlichen Stand „aller menschlichen, wirklich existirenden Vollkom„menheit, theils weil die Bildhauerey — das ab„gerechnet, daß sie das Materielle dem Gefühl und „dem Auge zugleich Preis giebt — jene vollkom„mene Ruhe nothwendig macht, welche die Be„trachtung des Schönen begünstigt, indem sie uns „durch keinen pathognomischen Eindruck unterbricht. „Es war eine glückliche Uebereinstimmung der Kunst„ideen mit dem Religionssystem jener Völker, daß „man diese Muster der übermenschlichen Schönheit „und Vollkommenheit zu Gegenständen der Anbe„tung erhob, und ihnen dadurch neben ihrem ästhe„tischen Werthe, der nur von Wenigen rein em„pfunden werden konnte, zugleich für das Volk ein „näher liegendes Interesse gab. Dieß verbunden „mit so vielen andern Begünstigungen, womit Ver„fassung, Klima, Lebensart, und vor allem ange„stammter Reichthum der Organisation, dem Grie„chen zu statten kommen, wirkte kräftig und ohne „ein zweytes wetteiferndes Beyspiel in der Ge„schichte, zur Ausbildung des Geschmacks, und zur „Erzeugung eines allgemeinen zarten Kunst- und „Schönheitssinnes, für welchen namentlich der „athenienfische Demos so berühmt geworden ist. „Bey uns ist der reine Kunstgeschmack, in Erman„gelung alles dessen, was ihn bilden, vervollkomm„nen und allgemein entwickeln konnte, nur auf we„nige

ni ge einzelne Menschen eingeschränkt. Der An-
„blick der bloßen Schönheit, ohne einiges Interesse,
„ermüdet den großen Haufen der Künstler und Ken-
„ner, die nicht mehr das Knie vor ihr beugen, ihr
„huldigen, und Schutz und Gaben von ihr erflehen.
„Die idealisirten Götter und Göttinnen sind nicht
„mehr; Menschen von bestimmtem, individuellem
„Charakter, Menschen durch herrschende Leiden-
„schaften und Gemüthsarten bezeichnet, sind an
„ihre Stelle getreten. Die Kunst mußte also ih-
„rem ersten, wahren Endzweck, der Darstellung
„des Idealischschönen, ungetreu werden, oder ihre
„gewohnte Wirkung verfehlen, und auf alle Herr-
„schaft über die Gemüther Verzicht thun.“ Kri-
tik einer Eusanna von Dominichino. S. 241.
„Ich begreife nicht, wie man es noch wagen kann,
„einen Christus als Kunstwerk darzustellen. Mahlt
„man ihn mit den Zügen eines Götterideals, so hat
„er nur das Interesse der Schönheit, allein er rührt
„nicht das Herz. Im Gegentheil schildert man
„einen Menschen; wie will man das Göttliche der-
„gestalt hineinverschmelzen, daß es dem Interesse
„des Herzens nicht schadet? Und läßt man dieses
„ganz hinweg, wie ist es möglich, die Menschheit
„so hinaufzuadeln, daß sie noch größer, als hier
„Johannes“ (Johannes der Täufer, ein meister-
haftes Gemälde in Lebensgröße, das man dem
Raphael zuschreibt) „erscheint. Auch habe ich
„noch keinen Christuskopf gesehen, von dem ich sa-
„gen könnte, er ist es! Vielleicht ist das indeß
„weniger die Schuld der Künstler, als der Theolo-

„gen.“ Mecheln. In der Johanneskirche sind einige, aber sehr verblichene Gemälde von Rubens. In der Kirche unsrer lieben Frauen von Hanswyk bewunderte Hr. F. die aus einem ungeheuren Baume geschnitzte Kanzel, die den Fall der ersten Eltern im Paradiese vorstellt, und ein Werk von erstaunlicher Anstrengung ist. Das Ganze hat sehr viel Effekt. Die Bernhardinernonnen besitzen ein Gemälde von van Thulden, das einen h. Bernhard vorstellt, der sich die Milch der Mutter Gottes' aus ihren Brüsten in den offnen Mund regnen läßt! Brüssel. In der Hauptkirche zu St. Gudula fand Hr. F. den schönsten Rubens, den er bis jetzt gesehen hatte, ein wunderthätiges Sakrament. Die Kirche des großen Beguinenhofes hat ein schönes Gemälde von Crayer, eine Kreuzigung Christi. Die Gemäldesammlung des Banquiers Danhot hat vortrefliche Stücke.

Ebendaselbst: Ueber die Ehe. Dritte viel vermehrte Auflage, 1792. 426 S. 8. Mit 2 Kupfern. Recensent, der diese trefliche Schrift — die er ohne Bedenken unter die besten Werke unsrer Litteratur in dieser Gattung setzt — in den ersten Ausgaben, mehr als einmal, mit dem größten Vergnügen gelesen hat, nahm diese neue Auflage gleichwohl mit nicht geringer Erwartung in die Hand. Er hofte sie nicht blos vermehrt, er hofte sie auch verbessert zu finden. Zwischen der zweyten und dieser dritten Auflage waren sechszehn Jahre verflossen. In diesem Zeitraum, dachte er, muß ein so vortreflicher Kopf ohne Zweifel neue Bemerkungen

kungen gemacht, und mannichfaltige Veranlassung bekommen haben, seine Sätze zu berichtigen, und seine oft zu raschen Urtheile mit reifern zu vertauschen. Es thut ihm leid, daß er sagen muß, wie wenig er in dieser Erwartung befriedigt worden. Der Vorwurf eines Uebermaßes von Witz läßt sich so wenig deutschen Büchern machen, daß es scheinen möchte, es könne diese Eigenschaft nicht unter die Fehler gerechnet werden. Rec. gehört zu den Personen, die leibliche und geistige Speisen gern etwas stark gewürzt mögen; allein — zu viel ist zu viel. Dazu kömmt, daß die Einfälle nicht immer frisch von der Quelle fließen, sondern weithergeholt auf dem Wege oft etwas matt worden sind. Auch zweifelt Rec. (so ein großer Freund des Witzes er ist,) daß Witz und Laune in dieser Materie, und zu dem Zwecke, den der Verf. für den seinigen ausgiebt, die besten Dienste thun, und das wirksamste Vehikel der Belehrung sey. Der Zerstörer des Irthums und des Vorurtheils braucht mit dem glücklichsten Erfolg die Waffe des Lächerlichen, nicht so der Prediger richtiger und ernster Wahrheit. Sollte es wohl den beabsichtigten Eindruck hervorbringen, wenn der Verf. mit vielen Spaßen darzuthun bemüht ist, daß die Verletzung der ehelichen Treue mehr als ein bloßer Spaß sey, wofür sie leider bey dem größern Theil der so genannten Welt von gutem Tone gilt? Neben den treflichsten Bemerkungen, die den feinsten Beobachtungsgeist verrathen, stehen andere, deren Unigrund zwar selbstdenkenden und beobachtenden Le-

sern, nicht aber den übrigen, die dadurch leicht irre geführt werden können, einleuchtet, oder die wenigstens viel zu unbestimmt ausgedrückt sind. Viele derselben finden wir in dieser neuen Auflage fast wörtlich, wie in den ältern. Noch immer dringt der Verf. auf frühe Ehen, ohne Rücksicht auf Stand, Umstände und sonstige Verhältnisse. Mit Vergnügen sahen wir dagegen, daß er sich gegen die harte Verordnung des neuen preußischen Gesetzbuches, die Hagestolzen betreffend, erklärt. Nicht selten erschleicht der Verf. durch ein bloßes Bild eine unrichtige Folgerung, und blendet durch Witz den unaufmerksamen Leser. Z. B. S. 35. „Die „Ehe ist eine Last, und zu Uebernehmung einer „jeden Last muß man aufgemuntert, nicht aber „daran behindert werden.“ Richtig, die Ehe ist eine Last, aber eine solche, die sehr oft nur dann erst als solche erkannt wird, wenn das Joch schon auf den Nacken drückt, und die man sich vorher blos als ein leichtes Rosenband träumte. Und wenn nun der Nacken zu schwach ist, das Joch zu tragen? Mehrere platte, weithergeholte und unverständliche Einfälle wünschten wir hinweg. Z. B. S. 17. „Ist es nicht Schade, daß das erste Glas „vom Jünglinge — denn wie soll er es anders machen? — einer Buhlschwester zugebracht wird, und „die Hefen für ein ehrliches Mädchen aufbehalten „werden? und wer kann es diesem verdenken, „wenn es sich zu seiner Zeit nach einer frischen „Bouteille umsieht?“ Die Plattheit ungerechnet, welch ein grober Widerspruch liegt hierin, mit

der

der Behauptung S. 166. „Wenn ein Mann un„getreu ist, so ist es unrecht: wenn es aber eine „Frau ist, so ist es unnatürlich und gottlos.“! Alle neu hinzugekommene Stellen einzeln anzuführen ist hier der Ort nicht, wie ansehnlich aber die Vermehrungen sind, erhellt daraus, daß diese neue Auflage, bey engerm Druck, 107 Seiten stärker ist, als die vorige. Daß der Verf. den Wein, den er aufsetzt, nicht wässerte, verdenken wir ihm gewiß nicht, aber wohl, daß er, um ihn mehr moußiren zu machen, den edlen Saft nicht so ließ, wie er aus der Traube kam. Uebrigens wird es, nach der gleich anfangs gethanen Erklärung, keiner weitern Versicherung bedürfen, daß Rec. nicht zu den Leuten gehört, die „diesem Kinde nach dem Le„ben stehen.“ Und nun nur noch Eine Erinnerung, wie sie die Herren Autoren noch am liebsten über ihre Werke machen lassen, wenn doch einmal erinnert werden muß. So neu und zart die Lettern sind, mit denen das Buch gedruckt ist, so werden doch manche Leser sich die ihren Augen wohlthätige deutsche Schrift zurück wünschen. Eine gute Polizey duldet nicht, daß ungesunde Früchte gebaut und öffentlich verkauft werden: sollten die Augen aber wohl weniger Aufmerksamkeit verdienen, als der Magen?

Leipzig: Theseus auf Kreta, ein lyrisches Drama von Friedrich Rambach, 1791. bey Barth. 215 S. 8. Der Verf. bittet um Verzeihung, daß er es gewagt, eine deutsche Oper zu schreiben. Diese soll er haben, so viel an uns liegt,

aber auch mehr nicht. Wir ſtreiten ihm nicht alles Talent zu dieſer Gattung ab, denn wir wiſſen, wie tief dieß oft verſteckt liegt, ſo viel aber wiſſen wir wohl, daß in dieſem Verſuch ſich wenig Spuren davon finden. Anlage und Ausführung verrathen durchaus den Anfänger. Die Verſe ſind rauh und holprich;

Göttinn der Liebe,
Goldn' Aphrodite —

In einem Gedichte für die Muſik! oder Enjambements, wie;

— Nur wen
Die Götter lieben, dem
Enthüllen ſie im Traum
Des Schickſals Schluß. Rede
Du Lieblinginn des Gottes, der
Den Traum dir ſandt, und was, u. ſ. w.

S. 15 ſagt Ariadne zum Apoll:

Du lenkſt die drohenden Menſchen
Und wirfſt ihren Willen
In der Meere Wüſten hinab!

Wer dieß verſteht, begreift auch wohl, wie der Hieb eines Schwertes die Unſterblichkeit ermorden kann! (S. 80) — S. 27 ſingt Theſeus:

Hier an dieſem vollen Buſen
Iſt die Freyſtatt aller Noth.

S. 37 prahlt Minos, wie ein Raſender:

Was kümmert mich des Gottes Zeichen? — —
— Was Minos will,
Erſchüttert ſelbſt allmächtge Götter nicht.

S. 111

S. 111 thut Ariadne folgendes luſtige Gelübde:

Kehrt er als Sieger
Zurück in die Arme
Der fröhlichen Braut,
Dann weih ich dir Eros
Im prächtigen Tempel
Der göttlichen Mutter
Ein goldenes Bildniß,
Dem erſten der Knaben,
Die Theſeus, mein Gatte,
Mir ſchenkt, an Größe gleich.

Minos hatte ſeine Tochter einem fremden König zur Gattinn verſprochen. Als Theſeus, nach Erlegung des Minotaur, um Ariadnen anhält, verweigert ſie ihm Minos, weil er ſein Wort ſchon einem andern gegeben habe. Allein in dem Augenblick bringt ein Bote die erwünſchte Nachricht, daß König Thomar die Gefälligkeit gehabt, bey ſeiner Ueberfahrt nach Kreta zu ertrinken. Zum Beweis der Wahrheit iſt auch gleich der todte Körper, den die vorſichtigen Tritonen aufgefiſcht haben, bey der Hand. Theſeus erhält nun die jungfräuliche Wittwe. Sie gehen ab, und die Leiche folgt ihnen. — In der Zueignung an den Kronprinzen von Preußen ſagt der Verfaſſer:

Zürne dem kühnen Geber nicht,
Wenn unwerth deiner Hand
Ob mindrer Würze die Gabe iſt;
Schönre Früchte reifen dort,
Wo benedeiend der Sonne
Strahl ſich ſenkt, die täglich
Hinter deine Wimper untergeht.

Der Anhang über das dramatisch-lyrische Gedicht enthält lauter bekannte Dinge in einem üppig geschmückten Vortrage.

Leipzig und Altona: Klopstock: Er und über ihn, herausgegeben von C. F. Cramer. Vierter Theil, 1755. — Bey Kave, 1790. 424 S. 8. Es wäre immer eine Art von Verlust gewesen, wenn dieses Werk, wie es das Ansehn hatte, nicht fortgesetzt worden wäre. So viel entbehrliches, nicht zur Sache dienliches, so viel seichtes und selbstgefälliges Geschwätz die Noten des Hrn. C. enthalten, so läßt sich doch ohne Ungerechtigkeit nicht leugnen, daß sich in ihnen auch manches Gute, manche brauchbare Bemerkung und Erläuterung findet, die ein künftiger, des Dichters würdiger Commentator vortreflich zu benutzen wissen wird. Dieser Band enthält die Arbeiten des Dichters vom Jahr 1755. Die Abhandlungen von der heiligen Poesie, der Nachahmung des griechischen Sylbenmaaßes im Deutschen, und den 6ten, 7ten und 8ten Gesang des Messias. Die biographischen Nachrichten von K. sind dießmal noch magerer, als gewöhnlich. In den Beylagen finden wir eine akademische Vorlesung über den Messias, in der Hr. C. mit sehr vielen Worten sehr wenig sagt. In der Beylage 3 zeigen sich die Eitelkeit und der Geist des Verf. in ihrem vollen Lichte. Hr. C. hatte sich S. 65 dieses Buchs einen ziemlich unartigen Ausfall auf Wieland erlaubt, weil er ihn im Verdacht eines entsetzlichen Stolzes hatte (Hr. C. hatte nämlich auf die W. zugeschickte

Ueber-

Uebersetzung des Holger Danske keine Antwort erhalten); als er aber nachher erfuhr, daß seine Blümlein auf der Post verloren gegangen, und auf Ws. Lippe das „letzte Hitzblätterchen von Unwillen über ihn verschwunden," so gesteht er nun zwar hier S. 452, daß die obige Stelle rauhlich und anschnarchend sey, setzt aber doch ganz à la Cramer hinzu: „Ich könnte sie leicht ändern, durch einen eingeschalteten Carton; aber ich wills nicht. Ὁ γεγραφα, γεγραφα! —" Man sieht, Cramer der junge ist noch immer der alte. Den unwürdigen Ausfall gegen die Berliner Kunstrichter übergehen wir. Gesetzt auch, es sey Klopstock und ihm in der A. d. B. bisweilen etwas zu viel geschehen, so wird doch kein Gelehrter, der sich selbst schätzt, seine und seiner Freunde Vertheidigung in einem solchen Tone führen.

Wien bey Kaiserer: Angenehme Bibliothek. Erstes bis sechstes Bändchen, 1790. Mit Vignetten, zusammen 1042 S. 8. Daß diese neue Uebertragung längst bekannter und übersetzter komischer Werke des Auslands kein Bedürfniß unserer Litteratur sey, liegt am Tage; allein da es der Menschen so viele giebt, die eine Menge lästiger Stunden haben, die sie wenigstens nicht unschuldiger, als mit der Lektüre solcher Schriften, die das Zwergfell erschüttern und die Verdauung befördern, tödten können, so verdienen Unternehmungen dieser Art mindestens in dieser Rücksicht die Unterstützung, die sie finden. Das Aeußere gegenwärtiger Sammlung ist sehr sauber und gefällig, allein es fehlt viel,

daß das Innere diesem vollkommen entsprechen sollte. Der 1ste und 2te Band enthält Scarrons Novellen, denen Hr. von Retzer eine kurze Biographie von Scarron vorgesetzt hat. Der 3te und 4te Band enthält den Momus des Leo Baptista Alberti, und dessen Leben von Hrn. Meißner; der 5te und 6te Band endlich den Lazarillo de Tormes von Hurtado de Mendoza und Henrique de Luna, nebst einigen litterarischen Notizen von Hrn. G. Leon. Ob jedesmal die Uebersetzung auch von der Hand der genannten Herren ist, wird weder bejaht noch verneint. So viel wissen wir, daß in allen dreyen der Styl oft sehr steif, schleppend, und nicht von Austriacismen frey ist. Z. B. „Er murrte, daß sie auf dem Balcon erschienen „wäre, obschon sie bey dem allgemeinen Jubel „der Stadt nothwendig für unartig und selbst un„dankbar hätte gehalten werden müssen, wenn „sie es unterlassen hätte.“ —— „Das Gestade „gewinnen“ (gagner le rivage); „das Unan„ständige der Stunde zeigte ihr klar, daß alle „Ehrfurcht gegen sie in ihm erloschen wäre.“ Es ist von einem Liebhaber die Rede, der um Mitternacht seine Geliebte überrascht. „Eine Treppe, „die über und über in Brunst steht! “— „Bis„her hatte man den König immer unempfindlich „und kalt gekannt; “— „eng am Meere; “— „er errieth an der Stelle (statt auf der Stelle);“ „nur mehr so viel (statt nur eben so viel);“ „der „König regte sich nicht von seinem Standorte, und „wartete ungeduldig, daß Prospero zurückkäme,

„als

„als der eine von den zween Männern, welcher ins „Haus getreten war, wieder heraus, und zum Kö„nige hintrat ꝛc. —“ „H. hätte unmöglich so „viel auf einmal beantworten können, und der „Haufen schrie so mörderlich, daß er die Antwort „nicht einmal würde haben verstehen können.“— „Anstatt es dadurch besser zu machen, hatte er nun „vollends alles verschüttet.“ — Das war französisch-deutsch: nun auch etwas lateinisch-deutsch: „Die Götter aber antworteten ihm, und sagten zu „ihrer Rechtfertigung nichts, als daß es herge„brachte Weise der Gesandten sey, nur das auszu„richten, weswegen sie reisten, und es wär' ihnen „schon mühsam genug gewesen, Momus ein ande„res Aufsehen zu geben, da er, wie es Verlasse„ne zu thun pflegen, in seiner Einsamkeit voll „Schmutz herumgewandelt wäre.“ Und zuletzt ein spanisch-deutscher Periode: „Zudem traten „mir auch alle meine ehemaligen Beschwerden und „Drangsale wieder ins Gedächtniß, und vorzüg„lich blieb ich bey der Ahndung stille stehen, die „ich ehedem gehabt hatte, als ich noch im Zweifel „abwog, ob ich die Dienste des Pfarrers verlassen „sollte, oder ob ich nicht vielmehr von meinem wi„drigen Verhängniß zu fürchten hätte, daß mir „noch ein ärgerer Herr in den Weg kommen „würde.“

Französische Litteratur.

L'Histoire universelle, comedie en vers en 2 actes, melée de vaudevilles et d'airs nou-

nouveaux. Par le Cousin Jacques. Paris chez l'Auteur. 1791. 8. Dieses kleine Stück in einem ähnlichen Geschmack geschrieben, wie der Nicodême dans la Lune desselben Verf. hat fast gleichen Beyfall und eine Menge Vorstellungen erhalten. Eine gewisse Originalität und Laune herrscht auch in der Anlage und Ausführung dieses Stücks, ungleich mehr Moral und Philosophie, die nur nicht immer klar, poetisch und gut angebracht ist, aber weniger Einheit der Handlung, und weniger ächtes komisches Salz. Die Grundlage der Fabel ist der uralte Gemeinort: niemand ist mit seinem Schicksal zufrieden; jedermann beklagt sich über sein Loos. Die Scene ist ein Gasthaus an der Gränze des Reichs, dieß bringt zwar Bewegung in das Stück, allein Bewegung ist darum noch nicht wahre dramatische Handlung. Schon beym Lesen hält es schwer, sich nur einigermaßen eine Idee von dem Plan und Zweck der schwach genug verbundenen Scenen zu verschaffen, wie vielmehr muß dieß bey der Vorstellung der Fall seyn. Die so häufig eingewebten spitzfindigen Züge und metaphysisch dunkeln und trocknen Reflexionen dünken uns in einer komischen Oper so sehr an der unrechten Stelle zu stehen, als so steife und weinerliche Verse, wie z. B. folgende Arie, die an ein paar kleine Kinder gerichtet ist:

Que le flambeau de la raison
Sur vous ne brille point encore.
D'un jour malheureux, c'est l'aurore:
Redoutez son premier rayon.

Un bonbon pour vous a des charmes:
Un joujou fait couler des pleurs;
Un jour helas! d'autres malheurs
Vous feront verser d'autres larmes. (Bis)

Contes et Idylles. Par A. H. Keratry. Paris chez Didot le jeune. 1791. petit en 12. Der Verf. verräth Talente zu diesen Dichtungsarten, besonders zur Idylle: große hervorstechende Schönheiten hat gleichwohl noch keins von den hier gesammelten Stücken. Sie haben eine gewisse interessante Naivetät, und wahre Empfindung, die aber oft durch erkünstelten Ausdruck verunstaltet wird. Hier ist der Anfang eines Idylls, das der Bluhmenstrauß überschrieben ist: „An „diesem Tage kam Philis zur Welt: ich will ihr „ein Sträußchen pflücken. Werde ich Bluhmen „genug in meinem kleinen Garten finden? Hier „sind Federnelken und Vergißmeinnicht. Warum „kann ich nicht die wohlriechende Lilie mit euch gat„ten! Die Lilie ist das Sinnbild der Unschuld und „Offenheit. Doch was seh ich? Noch ein Rosen„knöspchen! Im ganzen Dorfe ist sonst keins „mehr. Gewiß ein Geschenk der gütigen Flora. „Göttinn, die du mich begünstigst, empfange mei„nen Dank und meine Huldigung! Diese Knospe „soll die Zierde meines Sträußchens seyn. Rosen „stehn so schön am Busen junger Schäferinnen. „Vielleicht sind ich noch ein Veilchen hier im Gra„se. Ja, das Veilchen verbirgt sich, und verbrei„tet doch süßen Duft, so wie meine bescheidne Phi„lis, die keinen Schmuck kennt, als ihre Tugenden.

„Nun

„Nun bist du fertig, Sträußchen, und nur noch „ein wenig Myrthe fehlt dir " u. s. w.

Paul et Virginie. Comedie en trois actes en prose melée d'ariettes. Paris chez les libraires, qui vendent des nouveautés. 1791. 8. Der Stoff zu diesem Stücke, das noch immer in Paris mit anhaltendem Beyfall gespielt wird, ist aus einer Erzählung im dritten Bande der Etudes de la Nature des Hrn. St. Pierre entlehnt, die in Frankreich so günstig und in Deutschland so ungünstig aufgenommen worden. In einem der neuern Bände der Romanenbibliothek findet man diese Erzählung, die allerdings viel Rührendes und Anziehendes hat, übersetzt. Der Vf. des Schauspiels fand es bey seiner Bearbeitung nöthig, besonders den schrecklichen Ausgang zu mildern. Virginie kömmt nicht beym Schiffbruch um, sondern wird gerettet. Der dramatische Dichter hat viel schöne Züge von dem Seinigen hinzugethan, und wenn seine Personen nicht immer so kunstlos und natürlich sprechen, als sie ihrem Stand und ihrer Lage nach wohl sollten, so ist dieß ein Fehler, den er fast mit allen, auch den besten Dichtern seiner Nation theilt.

Oeuvres diverses de Mme de Montanclos ci-devant Mme de Princen. T. I. 201 p. T. II. 218 p. 8. 1790. Grenoble. Der erste Band enthält durchaus versifizirte Stücke, kleine Gelegenheitsgedichte, Episteln, Fabeln, Erzählungen, Lieder, Madrigale, Idyllen, von denen viele artig, keines aber vortreflich ist. Eine seltne Erscheinung ist es, daß eine französische Dame, und überdieß

eine

eine ci-devant, in ihren Verſen ſo viel, und faſt allein mit ihrem Manne zu thun hat. Faſt ſcheint es, als wolle die Zeit zurückkehren, wo man eheliche Zärtlichkeit und Treue als einen Gegenſtand der Achtung, nicht des Spottes, betrachtete. Ungleich intereſſanter iſt der zweyte Band, der verſchiedene zum Theil muſterhafte proſaiſche Aufſätze über Materien aus der Philoſophie des Lebens, und ein paar rührende Erzählungen enthält. Am wenigſten gelingt der Verf. die dramatiſche Gattung; zum Beweiß kann das kleine auf die Geburt des Dauphin verfertigte Schauſpiel: Le Choix des Fées par l'Amour et l'Hymen dienen, dem die Ehre der Vorſtellung wie billig abgeſchlagen ward.

Italien.

Dell' Influenza degli Arabi ſull' origine della poeſia etc. Roma 1791. 8. Der Verf. der bekannte St. Arteaga, behauptet in dieſer Abhandlung gegen den Ab. Tiraboſchi und den Ab. Andres, daß der Reim und die Metrik in den neuern Sprachen lange vorher in Europa eingeführt geweſen, ehe die Araber irgend einen Einfluß darauf hätten haben können. In einer folgenden Abhandlung verſpricht er darzuthun, daß ſie ihren erſten Urſprung den nordiſchen Eroberern, und hauptſächlich den Gothen, die ſich in Spanien niederließen, verdankten.

Scelta d'Epigrammi greci tradotti in verſi latini ed italiani. Edizione III. Firenze. 1790. 4to. Die erſte Ausgabe dieſer Sammlung erſchien

ſchien zu Livorno 1772. Die zweyte, mit zehn Epigrammen und einigen proſaiſchen Stücken vermehrte zu Peſcia 1781. Bey dieſer dritten beträgt die Vermehrung wiederum zehn Epigrammen, die mit Geſchmack gewählt und in beyde Sprachen übergetragen ſind. Der Verf. iſt ein edler Florentiner, Averardo de Medicis. Wir geben zur Probe ein Sinngedicht des Callimachus auf die Berenize:

Τέσσαρες ἁι Χάριτες. ποτὶ γὰρ μία ταῖς τρισὶ κείνᾳς
Ἄρτι ποτ' ἐπλάσθη, κἠτι μύροισι νοτεῖ,
Εὐαίων ἐν πᾶσιν ἀρίζηλος Βερενίκα,
Ἃς ἄτερ οὐδ' αὐταὶ ταὶ χάριτες χάριτες.

Nuper acidaliis Charis eſt nova juncta puellis,
Plurima cui roſeo balſama ab ore fluunt,
Invidiae ah! nimium Berenice obnoxia, pulchrae
Qua ſine non ipſae ſunt Charites Charites.

Tre più non ſon le belle
Acidalie ſorelle;
La quarta Grazia è ornata,
E a la compagna è data.
Sei quella o Berenice,
Da tutte invidiata, e appien felice!
Han da te ſola di beltade il dono
Le Grazie, e ſenza te Grazie non ſono.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Sechs und Vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1792.

4

Digitized by Google

VII.

Vergleichung des Baumgartenschen und Kantischen Begriffs der Schönheit.

Es dürfte vielleicht nicht ohne Grund seyn, wenn sich die schönen Künste beklagen, daß sie von unsern Theorien noch zu wenig unterstützt werden; daß die Regeln der letztern zu allgemein, zu abstrakt, zu wenig anwendbar, und daß Fingerzeige, dergleichen die wohlthätige Hand ihrer Leßinge, Mendelssohne, Engel, gegeben hat, leider! eben so selten seyen, als sie das einzige sind, was die Kunst von der Wissenschaft erwartet. Diese speciellern Anleitungen werden freylich um so eher möglich seyn, und um so besser gelingen, je besser es mit der allgemeinen Theorie, oder (welches in diesem Falle auf eins hinauskommt) mit der Kritik des Geschmacks bestellt ist. Diese enthält die Principien und Gründe, worauf die speciellern Regeln der schönen Kunstwerke beruhen. Die letztern können also aus jenen, wofern diese selbst bestimmt angegeben sind, leichter abgeleitet werden. Ein besonders nachtheiliger Umstand hierbey ist der, daß ein großer Theil unsrer Geschmackstheorien zu viel auf das Subjektive kalkulirt ist. Ich will sagen: man beschäftigt sich mehr mit der Untersuchung, was für Veränderungen und Bestimmungen bey dem Genusse des Schönen in dem Gemüthszustande wirklich sind, und von dem Kunstwerke hervorgebracht

bracht werden sollen, als mit der Aufsuchung der speciellen Bestimmungen, die das Objekt einer gegebenen Art haben muß, wenn es schön seyn, und jenen Eindruck auf das Gemüth machen soll. Das letztere aber ist es allein, was der Künstler wissen will. Was kann es ihm helfen, ihm zu sagen, was er wirken solle, wenn er nicht erfährt, wie er es wirken könne? Das wäre nicht besser, als wenn ein Arzt weiter nichts wüßte, als daß es bey einem Kranken darauf ankomme, ihn gesund zu machen, ohne im mindesten die Mittel dazu zu kennen.

Dieser Schwierigkeit nun ist durch die neuste Kritik des Geschmacks, die Kantische, keinesweges abgeholfen; sie ist vielmehr dadurch vermehrt. Denn durch diese Theorie ist die Untersuchung völlig auf das bloß Subjektive gelenkt. Hierin nämlich besteht eben der wesentliche Unterschied der Baumgartenschen und Kantischen Kritik des Geschmacks, daß die erstere die objektiven Gründe, die das Geschmacksurtheil bestimmen, aufsucht, die letztere hingegen die subjektiven. Baumgarten sucht anzugeben: was in dem Objekte seyn müsse, wenn es für schön erklärt werden soll; Kant: was in dem vorstellenden Subjekte sey, in sofern es einen Gegenstand als schön beurtheilt.

Da nun die objektiven Gründe, die das Geschmacksurtheil bestimmen, mit den subjektiven, wofern beyde richtig angegeben sind, zusammen treffen müssen; so folgt aus jener wesentlichen Verschiedenheit beyder Systeme keinesweges, daß sie einander entgegengesetzt seyn müssen. Auch sind

sie

sie das in der That nicht! Vielmehr stimmen sie in den meisten Behauptungen mit einander überein, und erwecken durch diese Harmonie beyde für sich ein günstiges Vorurtheil. Einige wichtige Punkte, worin sie wirklich entgegengesetzt sind, scheinen sich einander noch näher bringen zu lassen. Es ist aus dem vorhin erwähnten Grunde für die Wissenschaft wichtig, sich hiervon zu überzeugen, weil sonst zu besorgen stände, daß unsre Untersuchungen eine zu einseitige Gestalt, und gerade die Richtung gewinnen möchten, die dem Künstler am wenigsten willkommen seyn würde. Zu dem Ende wird es nicht unnütz seyn, den Begriff der Schönheit und die Attribute, die ihr zukommen müssen, nach beyden Systemen kürzlich zu vergleichen. Es wäre überhaupt zu wünschen, daß Untersuchungen dieser Art nicht so selten, und die Achtung für das Verdienst der Reconciliation nicht so gering wären, als sie zu seyn scheinen; da doch die letztere einen ungleich wohlthätigern Einfluß hat, als das Bemühen, bloß das Neueste zu vertheidigen, wodurch sich in allen Zeitaltern die jungen Scribenten auszuzeichnen gesucht haben. Dieß ist freylich viel leichter als das erstere. Indem wir behaupten, daß durch das Neuste das Aeltere aufgehoben werde, so überhebt uns dieß der verdrüßlichen und langwierigen Mühe, uns mit dem Aeltern vertraut zu machen.

Das Resultat der Kantischen Exposition der Geschmacksurtheile giebt diese Erklärung: Schön ist das, was in der bloßen Beurtheilung (also nicht vermittelst der Empfindung des Sinnes nach einem

Begriffe des Verſtandes) gefällt. (Kr. d. U. S. 113). Wenn ein ſolches Wohlgefallen an einem Gegenſtande möglich ſeyn ſoll; ſo muß er von der Art ſeyn, daß die bloße Perception der Form deſſelben mit Luſt verbunden iſt (Einl. XLII. ꝛc.); und wenn dieſer Fall eintritt, ſo iſt das, da die Luſt gar kein objektives Prädikat des Gegenſtandes vorſtellt, bloß ein Verhältniß des Gegenſtandes zu unſern Seelenkräften, eine Angemeſſenheit, die der Vorſtellung deſſelben zu den letztern zukömmt. Dieſe Angemeſſenheit beſtehet darin, daß durch jene Vorſtellung die Einbildungskraft, als anſchauendes Vermögen, mit dem Verſtande, als dem Vermögen der Begriffe, unabſichtlich in Einſtimmung geſetzt wird. Alſo, ſofern ein Gegenſtand ſchön iſt, bringt die Vorſtellung davon eine einſtimmige Thätigkeit der Einbildungskraft und des Verſtandes hervor; der Einbildungkraft, durch das Mannichfaltige, welches aufzufaſſen und zuſammenzuſetzen das Geſchäft dieſes Vermögens iſt; des Verſtandes, durch die Einheit eines Begriffs, wodurch dieſer die Vorſtellungen vereinigt. Die Vorſtellung des Schönen erzeugt alſo ein lebendiges Spiel der Erkenntnißkräfte; welches jedoch ein freyes Spiel iſt, da die Einbildungskraft durch keinen beſtimmten Begriff vom Objekte (als welcher gar nicht nöthig iſt, um daſſelbe ſchön zu finden) auf eine beſondere Regel der Zuſammenſetzung des Mannichfaltigen eingeſchränkt wird. In dem Gefühle dieſes freyen Spiels der Vorſtellungskräfte beſteht nun eben der Gemüthszuſtand bey der Vorſtellung

ſtellung eines ſchönen Gegenſtandes. (Kr. d. U. S. 28, 29 u. a. Einl. S. 42 u. a.)

Nach dem Baumgartenſchen Syſteme beſteht die Schönheit in der Vollkommenheit, ſofern ſie Erſcheinung iſt, alſo, ſofern ſie ſinnlich und anſchaulich vorgeſtellt werden kann. (Met. §. 488.) Die anſchauliche Vorſtellung der Vollkommenheit aber macht Vergnügen; und das Vergnügen beſteht in dem Gefühle einer angemeſſenen Thätigkeit unſrer Kräfte.

Beyde Syſteme kommen alſo darin überein, daß durch die Vorſtellung des Schönen unſre Kräfte in eine angemeſſne Thätigkeit geſetzt werden, und daß wir an dieſem harmoniſchen Spiele derſelben Wohlgefallen und Luſt empfinden. Der Unterſchied beyder Theorien aber beſteht darin, daß die Kantiſche näher beſtimmt, welche Kräfte das ſeyn, die bey der Vorſtellung des Schönen ins Spiel geſetzt werden. Dieß hat Baumgarten nicht ausdrücklich angegeben; er erfordert bloß im Allgemeinen eine angemeſſene Beſchäftigung unſerer Kräfte. Hr. Kant ſetzt hinzu: nämlich derjenigen Kräfte, die bey der reflektirenden Urtheilskraft thätig ſind; oder die zu einer Erkenntniß überhaupt gehören, d. i. der Einbildungskraft und des Verſtandes. Hr. Kant iſt alſo einen Schritt weiter gegangen, wiewohl einige ſchon vor ihm den nämlichen Schritt, wenigſtens zur Hälfte, auch gethan haben.

Der unſterbliche Mendelsſohn hat gezeigt: die eigentliche Schönheit eines Gegenſtandes charakteriſire ſich dadurch, daß die bloße Vorſtellung deſſelben

ben mit Wohlgefallen begleitet sey. Wenn das aber ist, so wird das Wohlgefallen, das uns das Schöne gewährt, an der Thätigkeit empfunden, worin die Erkenntnißvermögen, die bey einem Geschmacksurtheile im Spiele sind, gesetzt werden. Denn widrigenfalls, wenn ein Wohlgefallen an der Thätigkeit einer andern Kraft empfunden würde; so wäre das kein Wohlgefallen, was die bloße Vorstellung des Objekts begleitete.

Hr. Kant will ferner, daß die Lust an einem schönen Gegenstande mit der Perception der Form desselben verbunden sey. Denn die Materie des Objekts kann zwar auch gefallen; aber sie gefällt vermittelst eines Eindrucks auf die Sinne. Das Gefallende von dieser Art heißt bloß angenehm und ist vom Schönen augenscheinlich unterschieden. Denn es kann etwas sogar einstimmig für häßlich erklärt werden und doch angenehm seyn; wie z. B. ein bunt zusammengeflicktes und schmutziges Kleid für den, der sich gegen den Frost damit schützt. Das streitet nicht gegen das Baumgartensche System. Nach ihm liegt die Schönheit in der Vollkommenheit; und diese ist eine Zusammenstimmung des Mannichfaltigen zu Einem. Also nicht das Mannichfaltige für sich betrachtet, nicht das Materielle des Gegenstandes, sondern die Zusammenstimmung des erstern, also die Form des Objekts, macht die Schönheit aus. Das Wohlgefallen folglich, was uns das Schöne gewährt, ist eine Lust, die wir an der Perception der Form des Objektes empfinden. Diese für die Kritik des Geschmackes

schmackes wichtige Wahrheit kann durch die Einwürfe nicht geschwächt werden, die man bekanntlich von den einfachen Empfindungen hernimmt. Es ist wahr, man nennt z. B. die grüne, die rothe oder die himmelblaue Farbe schön, die schwarzgraue und andre häßlich; da doch in Fällen dieser Art die Lust oder Unlust, wie man sagt, offenbar an dem Materiellen des Objekts empfunden wird. Allein das ist eine Verwechselung der Ausdrücke, die nach einem ganz gewöhnlichen Trugschlusse durch die Aehnlichkeit der Eindrücke, die das Schöne und bloß Angenehme machen, veranlaßt wird; oder, wie H. Herz behauptet, auf der Vergesellschaftung der Vorstellungen beruhet. Bey dem Anblicke der rothen, grünen oder blauen Farbe regt sich das Bild von der Schönheit des Firmaments, einer lachenden Wiese oder der blühenden Gesundheit; bey der schwarzgrauen aber etwa das Bild des schmutzigen Staubes, den wir unter unsre Füße treten. Wie dem auch sey, so ist gewiß: das Mannichfaltige eines Objekts kann einzeln sehr angenehm seyn und mit Lust empfunden werden, und das Objekt ist doch nicht schön. Umgekehrt kann das Mannichfaltige für sich unangenehm und das Ganze dennoch schön seyn. So wäre ein Tonstück, das lauter dissonirende Akkorde ohne alle Auflösung enthielte, nicht schön, wenn es auch von den sanftesten Flöten vorgetragen würde, die einzelnen Töne also sehr angenehm wären. Eine Figur dagegen von der Hand eines Raphael ist schön, wenn gleich die einzelnen Linien mit einer Kreide von der unangenehmsten

Farbe gezeichnet wären. Schönheit also liegt in der Zusammenstimmung des Mannichfaltigen im Objekte; das Wohlgefallen, was uns dasselbe gewährt, ist eine Lust, die wir an der Perception der Form desselben empfinden.

Wie aber geht es zu, daß die bloße Perception der Form, die bloße Auffassung des zusammenstimmenden Mannichfaltigen eines Gegenstandes mit Lust verbunden seyn kann? H. Kant antwortet: das freye Spiel, worin die Erkenntnißkräfte in einem Geschmacksurtheile gesetzt werden, gewährt ein Lebensgefühl; und dieses (als gemäß dem allgemeinen Naturtriebe der lebenden Wesen) eine Lust. Es ist überdem das Bedürfniß und die Absicht des Verstandes, das Mannichfaltige, was die Einbildungskraft darstellt, unter eine Einheit zu bringen; so wie dieses in einem Geschmacksurtheile geschieht. Die Erreichung jeder Absicht aber ist mit Lust verbunden. Dieß also ist die Art, wie das Wohlgefallen am Schönen entsteht.

Ganz nach Baumgartens Sinne. Er findet die Quelle alles Vergnügens (also auch dessen, was wir am Schönen empfinden) in einer angemessenen d. i. solchen Thätigkeit unsrer Kräfte, die im höhern Grade bemerkbar, aber doch nicht so groß ist, daß wir die Eingeschränktheit unsrer Kraft dabey fühlen; eine Theorie, welche die vollgültige Empfehlung für sich hat, daß sie von der Erfahrung bestätigt wird. Diese Quelle des Vergnügens wird bey dem Genusse des Schönen auf eine eigenthümliche Art eröffnet. Durch das Mannichfaltige im

Gegen-

Gegenstande wird ein bemerkbares Spiel, eine größere Thätigkeit unserer Seelenkräfte, und zwar derjenigen erweckt, die bey Beurtheilung des Schönen geschäftig sind, d. i. der Einbildungskraft und des Verstandes. Diese Thätigkeit aber wird durch das Zusammenstimmen des Mannichfaltigen erleichtert; indem es dadurch möglich wird, das letztere leicht in eine Einheit zusammenzufassen. Die hervorgebrachte Thätigkeit der Gemüthskräfte muß also eine angemessene Thätigkeit, und folglich das Gefühl davon, welches ein Lebensgefühl ist, Vergnügen seyn.

Doch, um die Untersuchung auf speciellere Betrachtungen zu führen, ist es nöthig, auf die vier logischen Functionen zurückzusehen, die nach Hrn. Kants Meinung bey einem Geschmacksurtheile, so wie bey jedem Urtheile überhaupt, vorkommen, und die Eigenthümlichkeiten zu erwägen, die, bey jeder dieser Functionen, in dem erstern angetroffen werden.

I. Die erste Function, worauf in einem Geschmacksurtheile Rücksicht genommen wird, ist die der Qualität. Es fragt sich also zuvörderst: von welcher Qualität ein Urtheil über das Schöne jederzeit seyn müsse? Die Beantwortung dieser Frage giebt zugleich das Merkmal an, wodurch sich das Schöne von den beyden andern Arten des Gefallenden, von dem Guten und dem bloß Angenehmen, unterscheidet.

Da das Angenehme dasjenige ist, was durch einen Eindruck auf die Sinne gefällt, ein solcher

Ein-

Eindruck aber nur durch etwas Wirkliches gemacht werden kann; so hängt das Wohlgefallen an dem Angenehmen von der Wirklichkeit desselben ab.

Bey dem (an sich und mittelbar) Guten ist es uns gleichfalls darum zu thun, daß dasselbe wirklich sey. Was wir als gut erkennen, das begehren wir und finden also in sofern ein Gefallen an seiner Existenz.

Ein Wohlgefallen an einem Gegenstande aber, das die Vorstellung der Existenz desselben voraussetzt, heißt in Hrn. Kants Sprache, ein Interesse. Das Wohlgefallen am Guten und Angenehmen ist also interessirt; dahingegen das am Schönen von allem Interesse frey ist. Denn um etwas schön zu finden, kann uns die Existenz desselben nicht allein völlig gleichgültig seyn, sondern wir können sie sogar mißbilligen. So können wir z. B. sehr unzufrieden damit seyn, wenn ein Fürst die Staatseinkünfte in der Pracht unnöthiger Gebäude verschwendet; diese Palläste aber nichts destoweniger für sehr schön erkennen.

Der Charakter eines Geschmacksurtheiles der Qualität nach ist also, daß es ohne alles Interesse sey; ein Charakter, der ihm auch in dem Baumgartenschen Systeme zugestanden wird. Dieß erhellet schon aus dem Obigen. Denn wenn, nach diesem Systeme, das Wohlgefallen am Schönen mit der bloßen Vorstellung desselben verbunden ist, mithin auf keinem Begehren des Gegenstandes beruhet; so ist es auch frey von allem Interesse. Noch mehr kann man sich hievon überzeugen, wenn

man

man auf die Quelle zurücksieht, die Baumgarten dem Vergnügen beym Genusse des Schönen anweiset. Es entspringt aus der angemessenen Thätigkeit, worin die Erkenntnißkräfte durch das zusammenstimmende Mannichfaltige des schönen Gegenstandes gesetzt werden. Um also an dem letzten, als solchem, Wohlgefallen zu finden, kann es nur darauf ankommen, die Vorstellung von dem Mannichfaltigen in ihm, und dessen Zusammenstimmung zu haben. Ob der Gegenstand wirklich sey oder nicht, das muß dabey völlig gleichgültig seyn.

Wenn Hr. Kant hiebey behauptet: der Bestimmungsgrund des Geschmacksurtheiles sey bloß subjektiv, indem wir einen Gegenstand für schön erklären, sofern die bloße Vorstellung davon mit Lust verbunden ist, diese aber gar kein objektives Prädikat des Gegenstandes vorstellt; so ist dieß mit der Einschränkung zuzulassen: daß der nächste Bestimmungsgrund verstanden werde. Der nächste Grund, warum der Geschmack einen Gegenstand für schön erklärt, liegt in dem Gefühle der angemessenen Thätigkeit, worin die Erkenntnißkräfte durch die Vorstellung von ihm gesetzt werden. Aber diese Thätigkeit hat wieder ihren Grund in dem Objekte.

II. Die zweyte und vierte Function beym Geschmacksurtheile, die der Quantität und Modalität, fasse ich zusammen. Denn der (ästhetischen) Quantität nach, wird das Geschmacksurtheil als subjektiv allgemein (allgemeingültig), der Modalität nach

als

als subjektiv nothwendig, gedacht; und beydes hängt mit einander genau zusammen.

Wenn wir den Geschmack einer Frucht, eines Getränkes, oder sonst etwas, angenehm nennen; so sind wir es zufrieden, wenn andre das Gegentheil behaupten; und bescheiden uns, zu sagen: die Sache sey für uns angenehm. Erkläre ich aber etwas für schön; so würde es lächerlich seyn, wenn ich dem Widerspruche dadurch ausweichen wollte, daß ich sagte: es sey für mich schön. Vielmehr sind wir geneigt, denen die das nicht schön finden, was wir dafür erklären, einen gebildeten Geschmack abzusprechen. Das Geschmacksurtheil wird also für allgemeingültig gehalten; und das Schöne als Objekt eines nothwendigen Wohlgefallens betrachtet. Jedoch ist diese Allgemeinheit und Nothwendigkeit keine objektive; sondern bloß subjektiv. Denn sonst müßte das Wohlgefallen am Schönen auf einem Verstandesbegriffe vom Gegenstande beruhen und daraus abgeleitet werden; welches aber der Fall durchaus nicht ist. Denn wir können ein Ding als schön mit Wohlgefallen betrachten, ohne im mindesten einen Verstandesbegriff davon zu haben; und werden im Gegentheil durch den deutlichsten Begriff nicht dahin gebracht, ein Objekt für schön zu erklären, wenn es uns nicht schon vorher gefiel. Wäre nun aber das Geschmacksurtheil bloß empirisch, würden wir bloß durch den Eindruck, den ein Objekt auf den innern oder äußern Sinn macht, bestimmt, dasselbe für schön zu erklären; so könnte das Urtheil überhaupt

nicht

nicht für allgemeingültig und nothwendig gehalten werden. Es muß also auf Gründen a priori beruhen, die in dem urtheilenden Subjekte liegen.

Daß mit der Vorstellung eines schönen Objektes Lust verbunden sey, ist ein bloß empirisches Urtheil; (indem diese Lust nicht auf einem Begriffe von dem Gegenstande beruht, dieser vielmehr angeschaut werden muß, um zu erfahren, ob die Vorstellung von ihm Wohlgefallen erwecke, oder nicht?) Dieß also kann es nicht seyn, was im Geschmacksurtheile für allgemein und nothwendig gehalten wird; es muß vielmehr das in demselben seyn, wovon wir glauben, daß es sich allgemein mittheilen lasse, was folglich auf Gründen beruht, die wir bey jedermann voraussetzen. Nun läßt sich bloß Erkenntniß und was dazu gehört allgemein mittheilen. Beym Geschmacksurtheile aber werden die Erkenntnißkräfte belebt, die Einbildungskraft wird in ein freyes, aber mit dem Verstande einhelliges Spiel gesetzt. Es wird also eine Thätigkeit der Gemüthskräfte erweckt, dergleichen zur Erkenntniß überhaupt gehört. Die Erkenntnißkräfte aber setzen wir bey jedermann voraus; setzen also voraus, daß eine Thätigkeit derselben, dergleichen zur Erkenntniß überhaupt gehört, bey jedermann möglich sey; und da nun das Wohlgefallen am Schönen aus einer solchen Thätigkeit entspringt; so wird geurtheilt, daß dasselbe für jedermann gültig sey; wir sinnen es jedem an, daß er das Wohlgefallen, was uns ein schöner Gegenstand macht, an der Vorstellung desselben auch finden solle.

Was

Was also in einem Geschmacksurtheile eigentlich a priori für nothwendig ausgegeben wird, ist nicht die Behauptung: daß die Vorstellung des Objekts mit Wohlgefallen verbunden sey; sondern: daß sich dieses Wohlgefallen allgemein mittheilen lasse, daß es bey jedem müsse statt finden können, indem es auf etwas beruhe, das bey jedermann angetroffen wird.

Zum Behufe dieser Wahrheiten zeigt Hr. Kant noch: daß im Geschmacksurtheile nicht das Gefühl der Lust vor der Beurtheilung des Gegenstandes, sondern diese vor jener voraufgehe. Denn wäre das erstere; so hinge das Urtheil von etwas bloß empirischem ab, und könnte also gar keine Allgemeinheit und Nothwendigkeit haben. Vielmehr entspringt die Lust erst aus der Beurtheilung des Gegenstandes, aus dem dadurch erregten Spiele der Gemüthskräfte, auf die bereits angezeigte Art.

Was sagt nun zu dem allen das Baumgartensche System? Unter einer einzigen Einschränkung hat es dagegen nichts einzuwenden. Baumgarten erkannte für den Geschmack Gesetze a priori (Aesth. §. 70. 73). Die wahren Geschmacksurtheile also müssen, nach ihm, allgemein und nothwendig seyn; denn das sind alle Urtheile, die auf Gesetzen a priori beruhen, und ihnen gemäß gefällt werden. Da es überdem, nach dem Obigen, seinem Systeme gemäß ist, daß das Wohlgefallen am Schönen die bloße Vorstellung vom Gegenstande begleite, diese aber nichts als Erkenntnißkräfte, mithin etwas, was bey jedem angetroffen wird, voraussetzt;

so

so müssen wir auch aus diesem Grunde erwarten, daß jeder unserm Geschmacksurtheile beystimmen müsse; wir müssen es für allgemeingültig halten.

Wenn wir einen schönen Gegenstand anschauen, und indem wir das zusammenstimmende Mannichfaltige darin erkennen, ihn als schön beurtheilen; so gewährt das unsern Kräften eine angemessene Thätigkeit. Das Gefühl hievon ist das Wohlgefallen am Gegenstande. Im Geschmacksurtheile geht also nicht die Lust vor der Beurtheilung des Gegenstandes, sondern diese vor jener vorher. Auch hierin also trifft Kant mit Baumgarten zusammen.

Nun müssen wir aber auf eine diesen Punkt betreffende Verschiedenheit unter beyden aufmerksam machen. Aus dem Vorigen ist sattsam zu ersehen: daß der Grund, worauf sich der Anspruch des Geschmacksurtheils auf Allgemeinheit stützt, nach Hrn. Kant, ein blos subjektiver Grund sey, und aus dem Gemüthszustande hergenommen werde, der beym Genusse des Schönen wirklich ist. Nach Baumgarten ist er auch objektiv. Die dem Urtheile beygemessene Allgemeinheit und Nothwendigkeit wird als vom Objekte abhängig gedacht. Die Sache ist diese: Da das Wohlgefallen am Schönen mit der bloßen Vorstellung desselben verbunden ist, die Vorstellung aber als von dem Objekte abhängig gedacht wird; so urtheilen wir, daß ein solches Objekt jedem, der nur Vorstellungskräfte habe, Wohlgefallen erwecken müsse. Wir fühlen, daß das Objekt die Lust nicht wirke vermittelst eines individuellen, nur uns eigenthümlichen Grun-

des; sondern durch das erregte Spiel der Erkenntnißkräfte, also blos vermittelst der letztern, mithin durch etwas, das bey jedermann angetroffen wird. Wir urtheilen also, daß die Contemplation des schönen Gegenstandes einem jeden Wohlgefallen errege, das ist, wir halten unser Geschmacksurtheil für allgemein und nothwendig.

Was also in einem Geschmacksurtheile a priori als nothwendig behauptet wird, ist nicht blos dieß: daß sich die Lust an dem schönen Gegenstande allgemein mittheilen lasse; sondern auch: daß dieses Wohlgefallen mit der Contemplation des Objekts nothwendig verbunden sey.

Diese Meynung hat die große Empfehlung für sich, daß sie mit der Art übereinstimmt, wie sich der gesunde Verstand, ohne Spekulation, die Sache vorstellt, und die er durch seinen Dollmetscher, den gemeinen Sprachgebrauch, hinlänglich offenbaret. Hier heißt es: das ist schön, das muß gefallen. Die Lust am Schönen wird folglich als mit dem Gegenstande nothwendig verbunden gedacht.

Das Urtheil aber, sagt Hr. Kant, daß mit der Contemplation eines Gegenstandes Wohlgefallen verbunden sey, ist blos empirisch, und kann also auf keine Weise für nothwendig gehalten werden. Hierin liegt eine Unbestimmtheit. Wenn das Urtheil: A ist B, empirisch ist, wenn wir also zuerst durch die Erfahrung, vermittelst einer innern oder äußern Empfindung, belehrt werden müssen, daß B dem A zukomme; so ist es doch möglich, daß wir

hier-

hiernächst a priori einsehen können, daß die Bedingung des Urtheils mit dem Subjekte A nothwendig verknüpft sey. In sofern also kann dann das Urtheil für nothwendig und allgemein gehalten werden; es ist ein Urtheil von gemischter Natur; zum Theil empirisch; zum Theil aber ein Urtheil a priori. Das ist der Fall mit den Geschmacksurtheilen, wenn man Hrn. Kant einräumt, daß dieselben nur a posteriori gefällt werden können, indem man an dem Gegenstande selbst versuchen müsse, was für einen Eindruck er mache. Zuerst erkennen wir a posteriori, daß mit der Vorstellung des Gegenstandes A Wohlgefallen verbunden sey. Da aber dieses Wohlgefallen blos aus dem durch jene Vorstellung erregten Spiele der Erkenntnißkräfte entspringt, der nämliche Stoff aber immer die nämliche Vorstellung giebt; so wird geurtheilt, daß die Contemplation des A nothwendig mit Wohlgefallen verbunden sey. Das Prädikat eines solchen Urtheils wird freylich nicht aus dem abstrakten Verstandsbegriffe vom Subjekte hergeleitet; aber die Allgemeinheit desselben ist auch keine logische, und seine Nothwendigkeit nicht mathematisch.

III. Es bleiben uns noch einige Betrachtungen übrig über das dritte Moment der Geschmacksurtheile, nach der Relation der Zwecke, welche in ihnen in Betrachtung gezogen wird.

Die Vorstellung eines schönen Gegenstandes erweckt ein freyes, mit dem Verstande einhelliges Spiel der Einbildungskraft; als woraus eben die Lust am Schönen entspringt. Dieses Spiel aber

ist zweckmäßig für das Subjekt. Denn es werden dadurch seine Erkenntnißkräfte belebt, und in diejenige Thätigkeit gesetzt, die zur Erkenntniß überhaupt gehört. Die Vorstellung eines schönen Gegenstandes also hat subjektive Zweckmäßigkeit. Da aber durch dieselbe, als solche, keine bestimmte Erkenntniß des Objekts entsteht (indem das Wohlgefallen gar kein objektives Prädikat des Gegenstandes ausmacht); da also kein bestimmter Zweck bey ihr gedacht wird; so kömmt ihr (oder dem Gegenstande, den sie vorstellt) nur die Form einer subjektiven Zweckmäßigkeit zu. Schönheit also ist die Form der subjektiven Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes oder der Vorstellungsart von ihm; die Form einer Zweckmäßigkeit für unsere Erkenntnißkräfte, die jedoch ohne Vorstellung eines bestimmten Zweckes an ihm wahrgenommen wird.

So weit ist Hr. Kant mit Baumgarten einstimmig. Denn da, nach dem letztern, ein schöner Gegenstand eine angemessene Thätigkeit der Erkenntnißkräfte hervorbringt; so ist er zweckmäßig für das vorstellende Subjekt in Absicht seiner Erkenntnißkräfte. Da aber doch durch die Vorstellung desselben, als eines solchen, keine bestimmte Erkenntniß (sondern nur Wohlgefallen) gewirkt, und also kein bestimmter Zweck der Erkenntnißkräfte erreicht wird; so ist es in sofern nur die Form einer subjektiven Zweckmäßigkeit, die wir an der Vorstellung, oder ihrem Objekte (durch den innern Sinn) wahrnehmen.

Hr. Kant geht weiter, und untersucht die Frage: ob sich Schönheit in den Begriff der Vollkommenheit auflösen lasse? Hier fängt er an, vom Baumgarten abzuweichen; denn er verneint jene Frage. Seine Gedanken darüber sind kürzlich folgende: Vollkommenheit eines Gegenstandes ist die innere objektive Zweckmäßigkeit desselben, welcher die äußere, oder die Nützlichkeit zur Seite steht. Zur Vollkommenheit eines Dinges wird also Zusammenstimmung des Mannichfaltigen zu Einem erfordert. Von diesem letztern muß folglich derjenige einen Begriff haben, der sich die Vollkommenheit des Dinges vorstellen will. Denn ohne diesen Begriff ist es unmöglich, zu beurtheilen: ob eine Zusammenstimmung des Mannichfaltigen vorhanden sey, oder nicht? Man muß einen Begriff von dem haben, was das Ding seyn soll, wenn man sich die Vollkommenheit (oder Unvollkommenheit) desselben vorstellen will. Wenn nun die Schönheit eines Gegenstandes in der Vollkommenheit desselben bestände; so würde das Geschmacksurtheil: daß dieser Gegenstand schön sey, auf einem Begriffe von demselben beruhen, und ein Erkenntnißurtheil seyn, wodurch ein objektives Prädikat ausgesagt würde. Beydes aber ist offenbar der Fall nicht. Das Geschmacksurtheil drückt nur das angemessene Verhältniß aus, was der Gegenstand zu unsern Erkenntnißkräften hat (s. o.); und auch derjenige kann über die Schönheit eines Dinges urtheilen, der überall keinen Begriff von demselben hat, sondern es nur anschaulich wahrnimmt.

nimmt. Also kann die Schönheit nicht in der Vollkommenheit bestehen.

So überzeugend diese Schlußfolge auf den ersten Blick zu seyn scheint; so ist doch darin der Sinn des Baumgartenschen Systems verfehlt; und Hr. Kant scheint zu diesem Mißgriffe dadurch verleitet zu seyn, daß er blos die Art seines Verfahrens in dieser Sache vor Augen hatte, ohne auf den Unterschied derselben von der Baumgartenschen gehörig zu achten. Er suchte den subjektiven Grund des Wohlgefallens am Schönen, Baumgarten den objektiven; er fand den erstern in der formellen, subjektiven Zweckmäßigkeit der Vorstellung von einem Objekte, Baumgarten den andern in der Vollkommenheit des Objekts. Diese beyden Gründe sind so wenig widersprechend, daß sie vielmehr sehr gut zusammentreffen. Die Vollkommenheit des Gegenstandes enthält den Grund, warum die Vorstellung von ihm die Erkenntnißkräfte in eine angemeßne Thätigkeit setzt; wie schon oben bemerkt ist. Da nun in dem letztern Verhältniß der Vorstellung zu den Erkenntnißkräften ihre (oder ihres Gegenstandes) subjektive, formelle Zweckmäßigkeit besteht, so ist diese in der Vollkommenheit des Gegenstandes gegründet.

Dem sey, wie ihm wolle, wird man sagen; so würde doch das Geschmacksurtheil einen Begriff vom Gegenstande voraussetzen, wenn die Schönheit desselben in seiner Vollkommenheit bestände. Baumgarten erklärte die Schönheit durch Vollkommenheit, sofern sie Erscheinung ist (nicht, wie

Hr.

Hr. Kant sich S. 44 ausdrückt: sofern sie verworren gedacht wird). Eine Erscheinung aber ist, was durch die Sinne verworren vorgestellt wird (Metaph. §. 307). Schönheit also ist die Vollkommenheit, sofern sie sinnlich und anschaulich vorgestellt wird, oder das, was der Sinn vorstellt vermittelst des Eindrucks, den die Vollkommenheit des Objekts auf ihn macht. Nun kann der Eindruck, den ein Ding auf den Sinn macht, vorgestellt, das Ding kann empfunden werden, ohne einen Verstandsbegriff von demselben zu haben; so wie z. B. derjenige dennoch einen Ton durchs Gehör empfinden kann, der keinen Begriff von dem hat, was das Objektive dabey ausmacht, der nicht weiß, daß ein Ton aus Luftschwingungen besteht. So kann die Vollkommenheit eines Gegenstandes empfunden, sie kann als Erscheinung vorgestellt werden, wenn gleich kein Verstandsbegriff von derselben vorhanden ist.

Wenn sonach in der Schönheit eines Gegenstandes seine Vollkommenheit nicht als solche gedacht wird, welches freylich nicht ohne einen Verstandsbegriff geschehen könnte; so wird sie doch darin empfunden. Dieß aber war eben Baumgartens Meynung. Denn er hielt die Schönheit für ein Phänomen, und die Vollkommenheit für den objektiven Grund dieses Phänomens.

Aber, sagt man, es giebt doch Gegenstände, die allgemein für schön gehalten werden, und an denen man dennoch offenbar keine Vollkommenheit bemerkt. Was für Vollkommenheit (Zusammen-

ſtimmung des Mannichfaltigen) entdeckt man z. B. an einer ſchönen Farbe, an einem einzelnen ſchönen Tone? Ich antworte, nach dem Obigen: es muß erſt bewieſen werden, daß Dinge dieſer Art ſchön, daß ſie nicht blos angenehm ſeyen. Wollte man ſie aber für ſchön halten; ſo würde ich mit Hrn. Kant antworten: daß bey der Beurtheilung derſelben allerdings auch auf ihre Form geſehen werde. Das erſte, was man fordert, um eine Farbe, einen Ton, ſchön zu nennen, iſt, daß ſie rein ſeyn müſſen. Das Himmelblaue, das Grüne, das Rothe, gefällt; eine aus Grün und Gelb gemiſchte Farbe mißfällt: Eben ſo bey den Tönen. Es wird alſo bey Beurtheilung der Dinge dieſer Art allerdings auf die Zuſammenſtimmung des Mannichfaltigen geſehen.

Mit der Entwickelung des Begriffs der Schönheit hängt die Frage genau zuſammen: ob es ein objectives Princip des Geſchmacks gebe? Hr. Kant verneint dieſe Frage; und wenn ein ſo ſcharfſinniger Freund ſeines philoſophiſchen Syſtems, wie Hr. Heydenreich iſt, ihm hierin widerſpricht; ſo berechtigt das wenigſtens zu der Vermuthung, daß die Sache noch nicht aufs Reine gebracht ſey.

Unter einem objektiven Princip des Geſchmacks verſteht Hr. Kant „einen Grundſatz, unter deſſen Bedingung man den Begriff eines Gegenſtandes ſubſumiren, und alsdann durch einen Schluß herausbringen könnte, daß er ſchön ſey,“ und er ſetzt hinzu: „Das iſt aber ſchlechterdings unmöglich. Denn ich muß unmittelbar an der Vorſtellung deſ-

ſelben

selben die Lust empfinden, und sie kann mir durch keine Beweisgründe angeschwatzt werden.“ Ueber diese letztere Behauptung hatte er sich schon vorher durch unläugbare Erfahrungen gerechtfertigt. „Wenn jemand ein Gedicht, ein Tonstück, ein Gemälde, nicht für schön hält; so mag man ihm noch so viele Regeln der Schönheit anführen, und die Uebereinstimmung jener Werke mit denselben zeigen; er wird sie darum nicht mehr schön finden, als vorher. Wenn überhaupt ein objektives Geschmacksprincip möglich seyn soll, so müßte man, nach Hrn. Kants Meynung, a priori einsehen können, daß das Gefühl einer Lust oder Unlust, als einer Wirkung, mit irgend einer Vorstellung als ihrer Ursache, verknüpft sey.“ Dieß aber, setzt er hinzu, ist schlechterdings unmöglich. „Denn das wäre ein besonderes Causalverhältniß; welches (unter Gegenständen der Erfahrung) jederzeit nur a posteriori, und vermittelst der Erfahrung selbst, erkannt werden kann.“

Das objektive Geschmacksprincip soll also ein Merkmal angeben, aus dem man, wenn man den Begriff eines Gegenstandes damit vergliche, und fände, daß ihm jenes Merkmal zukäme, folgern könnte, daß der Gegenstand schön seyn müsse. Ein solches Merkmal aber anzugeben, soll unmöglich seyn.

Bey dem Streite über diese ganze Sache liegt eine Zweydeutigkeit zum Grunde, die auch Hr. Kant nicht vermieden hat. Ein objektives Princip des Geschmacks soll entweder 1) einen Grundsatz bedeu-

ten, den der Geschmack in der Ausübung (beym wirklichen Genusse des Schönen) zum Grunde legte, und aus dem er vermittelst eines Schlusses herausbrächte, daß ein gegebener Gegenstand schön sey; oder man versteht darunter 2) einen Grundsatz, woraus sich durch Vernunftschlüsse herleiten läßt, daß ein gewisser Gegenstand so beschaffen sey, als er beschaffen seyn muß, um von dem Geschmacke für schön gehalten zu werden; einen Grundsatz für die Urtheile des Kritikers. Je nachdem die erstere, oder die andere Bedeutung angenommen wird, hat die Beantwortung der Frage über die Existenz eines solchen Princips ihre eignen Schwierigkeiten und ihr eignes Interesse. Ein Geschmacksprincip in der ersten Bedeutung interessirt, wie alles blos Subjektive beym Genusse des Schönen, den Künstler, als solchen, nicht. Es ist ihm gleichgültig, ob sein Urtheil, wodurch er in dem Feuer der Composition etwas für schön hält, aus einem objektiven Princip durch einen Schluß abgeleitet werde oder nicht. Desto wichtiger wäre für ihn ein Princip in der andern Bedeutung. Denn dieses würde ihm dazu dienen, unter mehrern Materialien zu einem Werke die besten, unter mehrern Arten ihrer Zusammensetzung die beste, jederzeit mit Sicherheit zu wählen, sich zu belehren, ob sein Geschmack in jedem gegebenen Falle richtig urtheile, die falschen Aussprüche desselben zurückzuweisen, und so die Produkte seines Genies dem ächten Geschmacke angemessen zu machen.

I) Giebt

I) Giebt es ein objektives Geschmacksprincip der ersten Art? Wir wollen sehen. Die Genesis des Geschmacksurtheils ist kurz diese. Es wird ein Gegenstand A gegeben. Die Form dieses Gegenstandes (die Zusammenstimmung des Mannichfaltigen) wird beurtheilt. Hierdurch entsteht eine angemessene (zweckmäßige) Thätigkeit der Erkenntnißkräfte. Das Gefühl davon ist Lust. A wird für schön erklärt, und dabey a priori behauptet: daß jene Lust mit der Vorstellung von A nothwendig verbunden, oder nur (nach Hrn. Kant): daß sie allgemein mittheilbar sey. Bey dem Geschmacksurtheile sind also drey Stücke specifisch zu unterscheiden. Erstlich die Beurtheilung des Gegenstandes (seiner Form nach), die dem Wohlgefallen davon vorauf gehen muß, wie auch Hr. Kant sehr richtig bewiesen hat; zweytens das Wohlgefallen selbst; und drittens (was eigentlich das Wesentliche ausmacht) das Urtheil: daß jenes Wohlgefallen nothwendig mit der Vorstellung des Gegenstandes verbunden, oder, nach Hrn. Kant: daß es allgemein mittheilbar sey. Bey dem zweyten Stücke, dem Wohlgefallen selbst, fällt es deutlich in die Augen, daß dasselbe durch keinen Schluß entstehe, aus keinem objektiven Princip abgeleitet werde. Es beruht vielmehr unmittelbar auf einer Perception des innern Sinnes, der nicht durch Schlüsse wirkt; denn es ist das Gefühl von dem Zustande der zu einer angemessenen Thätigkeit belebten Erkenntnißkräfte. Wenn überdem die Lust am Schönen durch einen Schluß herausgebracht

bracht, und aus einem objektiven Princip abgeleitet würde, so müßte es möglich seyn, jemanden durch deutliche Entwicklung jenes Schlusses zu nöthigen, etwas für schön zu halten, worüber er vorher anderer Meynung war. Dem widerstreitet aber die Erfahrung. Man müßte alsdann mit dem Verstande empfinden können; welches eben so viel wäre, als mit den Augen hören. Das dritte der angeführten Stücke, das Urtheil über die Nothwendigkeit oder allgemeine Mittheilbarkeit der Lust am Schönen, entsteht freylich durch einen Schluß, der mit oder ohne Bewußtseyn gemacht wird. Dieser Schluß aber wird nicht aus dem Begriffe vom Objekte, sondern aus dem Zustande des urtheilenden Subjekts hergeleitet. Wir sind uns bewußt, daß das Wohlgefallen an dem Objekte unmittelbar mit der Vorstellung von demselben verbunden sey; und folgern daraus, daß jeder, der sich dasselbe Objekt vorstellt, auch dieses Wohlgefallen an ihm finden müsse. Es liegt also auch hiebey kein objektives, d. i. solches Princip zum Grunde, worunter der Begriff oder nur irgend ein objektives Merkmal des Gegenstandes subsumirt, und woraus auf diese Art gefolgert würde, daß das Wohlgefallen an dem letztern nothwendig und allgemein mittheilbar sey. Mit dem ersten der zu einem Geschmacksurtheile gehörigen Stücke, mit der Beurtheilung des schönen Gegenstandes, die vor dem Wohlgefallen daran voraufgeht, verhält es sich anders. Da diese Beurtheilung ein Urtheil über das Objekt ist (nämlich in Absicht auf seine Form); so

kann

kann ihr auch ein objektives Princip zum Grunde liegen. Unter dieſes Princip würde dann irgend ein Merkmal des Objekts ſubſumirt, und ſo aus demſelben jene Beurtheilung gefolgert. Das gedachte Merkmal aber braucht nicht durch einen Begriff gedacht, es kann auch anſchaulich vorgeſtellt werden, und noch weniger iſt ein Begriff von dem ganzen Objekte nöthig. Ob nun ein ſolches Princip in der That vorhanden ſey, und, wenn das iſt, wie es ausgedrückt werden müſſe? das zu beſtimmen, überlaſſen wir andern; es würde uns hier zu weit führen. Uebrigens ſcheint es dieſes Princip zu ſeyn, was diejenigen im Sinne haben, die gegen Hrn. Kant das Daſeyn eines objektiven Geſchmacksprincips behaupten.

Ihre Behauptung würde ſich alſo mit dem Kantiſchen Syſteme vereinigen laſſen. Denn, obgleich in dem letztern die drey von uns angeführten Fälle nicht unterſchieden werden; ſo ſieht man doch leicht aus den oben dargelegten Beweiſen gegen das Daſeyn eines objektiven Geſchmacksprincips, daß nur ein ſolches gemeynt ſey, woraus durch einen Schluß die Luſt am Schönen, oder die Allgemeingültigkeit derſelben, hergeleitet würde.

II. Einen ganz andern Sinn erhält die Frage über die Exiſtenz eines objektiven Geſchmacksprincips, wenn man darunter einen Grundſatz verſteht, woraus man a priori erkennen könnte, ob ein gegebener Gegenſtand dem Geſchmacke gemäß ſeyn werde, oder nicht? mithin auch, ob ein vorgebliches Geſchmacksurtheil richtig oder falſch ſey? Hier

iſt

ist also die Rede von Urtheilen über den Geschmack selbst, und über das Verhältniß der Gegenstände zu ihm; also von Urtheilen des Verstandes. Es kann folglich, im Allgemeinen, über die Möglichkeit eines objektiven Princips, was diese Urtheile begründe, kein Streit seyn. Aber über die bedingte Möglichkeit! Wenn ein Princip dieser Art vorhanden seyn soll; so muß es einen Grundsatz geben, woraus man a priori (ohne durch Anschauung des Gegenstandes den Versuch zu machen) erkennen kann, daß die Vorstellung eines gegebenen Gegenstandes eine angemessene Thätigkeit (ein freyes, zweckmäßiges Spiel) der Erkenntnißkräfte erregen müsse; als wovon das Gefühl eben dasjenige Wohlgefallen ausmacht, welches im Geschmacksurtheile für nothwendig oder allgemein mittheilbar erklärt wird.

Es giebt wieder zwey Fälle. Entweder fordert man von dem gedachten Grundsatze, daß er selbst a priori gewiß seyn solle; oder man ist zufrieden, wenn er auf Erfahrungswahrheiten beruhet. In dem letztern Falle hat die Sache keine Schwierigkeit. Aus der Zergliederung der durch Erfahrung bekannten Wirkungen des Geschmacks, und der, gleichfalls durch Erfahrung bekannten Gegenstände, die der letztere für schön oder häßlich erklärt, und aus der Vergleichung des einen mit dem andern, kann man eine allgemeine Regel finden, denen die Gegenstände gemäß seyn müssen, die der Geschmack für schön halten soll. Diese Regel würde dann ein objektives Princip abgeben, das

nur,

nur, seinem Ursprunge nach, empirisch wäre. Sollte es ein Vernunftprincip und a priori gewiß seyn; so müßte man, ohne Hülfe der Erfahrung einsehen können: daß durch die Anschauung einer gewissen Art von Gegenständen eine angemessene Thätigkeit, ein zweckmäßiges Spiel der Erkenntnißkräfte erregt werde, und daß das Gefühl hievon ein Wohlgefallen sey. Die Möglichkeit eines solchen Princips werden also diejenigen einräumen müssen, die mit Baumgarten und Kant annehmen: daß das Lebensgefühl, als das Gefühl eines Guts, wornach alles Lebende strebt, eine Lust sey, und daß dieses Gefühl durch eine angemessene Thätigkeit der Erkenntnißkräfte erweckt werde; die ferner zugeben: daß eine solche Thätigkeit bey einer eingeschränkten Erkenntnißkraft um so mehr müsse hervorgebracht werden 1) je mehr Mannichfaltiges, wenn alles übrige gleich ist, der gegebne Gegenstand enthält, 2) je größer die Zusammenstimmung des Mannichfaltigen ist, je mehr also die Thätigkeit der Erkenntnißkräfte erleichtert wird.

Aus diesen Umständen müßte das Princip selbst hergenommen werden; und es würde leicht seyn, dasselbe in einen bestimmten Ausdruck zu fassen.

Für den Künstler, den man bey diesen Spekulationen nicht aus dem Auge verlieren muß, gilt es am Ende gleich, wo die Quelle der Gesetze liegt, nach denen der Geschmack und seine Gegenstände gerichtet werden müssen, ob in der Erfahrung, oder in der Vernunft; wenn er nur ein Gesetzbuch hat, und die letztere demselben ihre Sanktion nicht versagt.

VIII.

Memoires ou Eſſai ſur la muſique, par Mr. *Gretry*, Cenſeur royal, Conſeiller intime de S. A. C. Monſeigneur l'Evêque Prince de Liége etc. à Paris et à Liége. 1789. 8. 565 Seiten mit Inbegriff des Vorber. und Regiſters.

So alt die Frage iſt, ob Werke des Geſchmacks ihre Vortreflichkeit mehr von den natürlichen Anlagen des Verf. als von ſeiner Kunſtfertigkeit zu erwarten haben? ſo liegt ſie doch noch nicht ganz entſchieden vor uns: wenigſtens iſt nichts darauf geantwortet worden, was durchgängig praktiſch anerkannt wäre. Täglich verſucht man noch, dem Tempel des Ruhms zuzueilen, ohne einen Wegweiſer zu haben, der den Weg ſicher und richtig kennen und die Irrwege und Schwierigkeiten vermeiden lehrt, die oft doppelt ſo weit zurückbringen, als aller Inſtinkt vorwärts führt. Eben ſo oft will man jene Höhe erringen, weil man dieſe Abwege, dieſe Felſen und Klippen kennt, ohne die Stärke ſeiner Kräfte vorher geprüft zu haben.

Ich erwarte, ſagt Horaz, weder von der Kunſt ohne Anlage, noch von der Anlage, der die Ausbildung fehlt, einen glücklichen Erfolg. — Wenn dieſer Ausſpruch uns nicht allein von der Dichtkunſt

gilt,

gilt, wenn wir ihn auch auf ihre Schwester, die Musik, übertragen, die in jeder Rücksicht soviel Uebereinstimmung mit jener zeigt, so rechtfertige uns das Ansehn eines Mannes, der sich eben sowohl erlauben durfte, Horazens Meynungen zu bestätigen, als zu widerlegen. „Die Setzkunst," heißt es bey Sulzer *), „hat mit allen schönen Künsten „das gemein, daß sie erstlich Genie und Geschmack „erfordert, um nach Beschaffenheit der Absicht, das „zu erfinden und zu wählen, was dem Werk seine „Kraft geben soll, und dann die Fertigkeit, das „Erfundene so vorzutragen oder auszudrücken, wie „es die mechanischen Regeln der Kunst zu Vermei„dung alles Anstoßes erfordern."

Diese Wahrheiten, so unwidersprechlich sie aus der Natur der Sache und aus dem Beyspiele der besten Schriftsteller aller Zeitalter und Nationen, aus ihren Vorzügen so wie aus ihren Mängeln, folgen, sind freylich dem großen Haufen der Bürger des gelehrten Staats sehr unbequem. Von den zwey Partheyen dieses großen Haufens fügen die, welche mit der natürlichen Anlage zufrieden sind, der Dichtkunst, die, bey welchen die Ausbildung alles gilt, der Tonkunst mehr Schaden und Beleidigungen zu.

Die Liebe zur Bequemlichkeit, dieser Charakterzug unsers Zeitalters, dient vortreflich, diese Aufwiegler zu unterstützen, und es würde schlecht um die Sache des guten Geschmacks aussehn, wenn nicht zuweilen jene Schreyer auf eine Art überrascht,

*) Theorie der schönen Künste. Art. Satz.

rascht würden, die sie fast unwiderstehlich zu schweigen zwingt.

Dieses Uebergewicht haben freylich nur Männer, deren Werke mit dem Stempel der Vollkommenheit so bezeichnet sind, daß keiner, von welcher Faction er sey, sich erlaubt, daran zu zweifeln. Wenn aber von diesen einer auftritt und sagt, und zeigt, wie er die Regeln der Kunst über sein Genie herrschen heißt, und wie er die erstern mit dem letztern belebt; was bedarf es dann weiteres Zeugnisses?

Für die Dichtkunst stehen hier Pope, und Volkaire, Lessing, Ramler und Wieland, die jene Grundsätze wiederholt und ausdrücklich aufstellten, und ihre Vorschriften selbst in den Verbesserungen übten, welchen sie ihre Werke unterwarfen. In Rücksicht der Tonkunst wird man in Zukunft neben Kirnberger auch Gretry nennen.

Sein Werk, das wir vor uns haben, predigt vom Anfange bis zum Schluß den Satz, daß natürliche Anlage und künstliche Ausbildung schwesterlich verbunden seyn müssen, um den Zweck der Tonkunst, Empfindungen zu erwecken, zu erreichen. Die Einbildungskraft des Tonkünstlers muß fähig seyn, entflammt zu werden; Verstand und Ueberlegung aber müssen die Zügel behalten, sie auf den rechten Weg zu leiten und vor Irrungen zu bewahren: oft entzündet sogar erst die Kunst die Flamme, die verborgen glüht.

Indem so der Verf. jedem sein Gebiet anweist, indem er in den verschiedenen Rücksichten bestimmt,

was

was jede Geisteskraft des Tonkünstlers zu thun, wie weit jede einzuwirken hat, giebt er unvermerkt ein System von der Setzkunst, das wenigstens in Ansehung der leichtern Gattungen der theatralischen Musik fast für vollendet angesehen werden darf. Allein Gretry giebt sich dabey nie das Ansehn zu lehren. Mit der Miene, nur die Ereignisse seines Lebens mitzutheilen, erzählt er, wie er wurde, was er ist, und wie seine Werke das wurden, was sie sind, von welchen Grundsätzen er dabey ausging, und was er im Verfolg seiner Arbeiten erfuhr und bemerkte.

So entstanden diese Memoiren über seine Werke, die eben so gut das Leben Gretry's heißen könnten: freylich nicht oder doch weniger das Leben des Menschen, als das des Künstlers. Aber was wollten wir lieber? Unbedeutende Familienvorfälle, und die wahren oder noch öfter erdichteten, fast immer alltäglichen Empfindungen, die sie begleiteten? oder lieber die Darstellung des Mannes — von einer Seite, die ihm auch als Mensch den vorzüglichsten Werth giebt, — in der Anwendung seiner Talente, durch die er sich Liebe und Bewunderung erwarb?

Wir gestehen, daß wir uns unbedingt für das letztere erklären und jene nicht vermissen!

Wäre aber auch der Inhalt dieser Memoiren weniger anziehend, so würden sie doch, um ihres Tons und Vortrags willen, schon verdienen, daß man sie lese. Ueberall spricht die unverkennbarste Herzlichkeit, die lauterste Aufrichtigkeit. Seine

Fehler nützen noch, weil der Verf. sie offenherzig zur Warnung darstellt: seine Vorzüge verdunkeln sich eben so wenig durch Prahlerey, als durch heuchlerische Demuth. Gretry weiß, daß er gefällt, er weiß, daß ihm das Publikum viele schöne Stunden zu verdanken hat, und er freut sich dessen und sagt, daß er sich freut. Wie seine musikalischen Arbeiten, gleichsam der Natur abgelernt, gefallend durch Reinheit, ungesuchte Kunst, durch Zweckmäßigkeit, durch erhabene Simplicität, so ist auch diese seine schriftstellerische in Gedanken, Ausdruck und Sprache.

In einigen dieser Rücksichten giebt er ein Gegenstück zu den Memoiren von Goldoni. Allein, wir gestehen es, wir geben Gretry den Vorzug. Sein Werk leistet eben soviel mehr für die Kunst, als seine musikalischen Arbeiten an Korrektheit und Anwendung der Kritik den theatralischen des Goldoni vorgehen.

Der Geschmack unsers Publikums scheint nicht für Schriften dieser Art zu seyn. Fast muß man glauben, daß Memoiren nur wahr, natürlich und lehrreich zu seyn brauchen, um — nicht gelesen zu werden. Und so müßten wir denn sogleich die Hoffnung aufgeben, dieses Werk unserm Vaterlande einverleibt zu sehn. Um so willkommner wird vielleicht Lesern voll Achtung und Gefühl für die Kunst ein umständlicher Auszug seines Inhalts seyn, den wir zu geben gedenken.

Gretry, geboren zu Lüttich, den 11. Februar 1741, hatte einen Vater, der schon im siebenten

Jahr

Jahr aus Liebe zur Musik eine Pfründe verschmähte, und im zwölften die Stelle des ersten Violinisten bey der Capelle von St. Martin zu Lüttich vor mehrern Mitwerbern davon trug, — eine Mutter, die ihren Mann aus Liebe zur Musik gegen den Willen ihrer angesehenen Familie heurathete. — „Der „erste musikalische Unterricht, den ich empfing, sagt „der Verf., hätte mir beynahe das Leben gekostet. „Ich war allein: das Brausen eines eisernen Topfs „beschäftigte meine ganze Aufmerksamkeit: ich „tanzte nach diesen Tönen: bald ward ich neugie„rig zu sehen, wie dieses periodische Rollen im To„pfe entstehe. Er fiel um, in ein heftiges Feuer „von Steinkohlen, die Explosion war so heftig, daß „ich, fast am ganzen Leibe verbrannt, erstickt hin„sank.“ — Dieses hatte Einfluß auf seine Gesundheit, und schwächte seine Augen für sein ganzes Leben.

Er blieb, um sich wiederherzustellen, einige Zeit bey seinen Großeltern auf dem Lande. Sein Vater nahm ihn aus diesem glücklichen Aufenthalte, um ihm Lehrmeister in der Musik zu geben, und bestimmte ihn zum Chorknaben. Ein harter Lehrer machte von jetzt an sein Schicksal sehr drückend. Eine einzige grausame Strafe, die sein verspätetes Erscheinen in der Frühmette nach sich zog, störte alle folgende Nächte. Um jene übeln Begegnungen zu vermeiden, brachte Gretry, trotz des schlimmsten Wetters, oft den größten Theil der Nacht vor den Kirchthüren zu, weil nur dieß ihn sichern konnte, die Stunde nicht zu versäumen. Aber alles,

was er so erfuhr, erstickte doch, obgleich seine Kenntnisse nichts gewannen, seine Neigung für die Musik nicht. Ein zweyter Zufall, der seinem Leben drohte, befestigte sie vielmehr. Voll einer andächtigen Schwärmerey hatte Gretry gewünscht, daß ihn Gott an dem Tage, an welchem er zum erstenmal das Abendmahl genießen würde, sterben lasse, wenn er kein rechtschaffener und in seinem Stande sich auszeichnender Mann werden sollte: und an diesem Tage brachte ihn ein Balken, der ihm auf den Kopf fiel, wirklich dem Tode nah. „Ich bin nicht gestor„ben," rief er, als er aus der Ohnmacht wieder erwachte, „ich werde ein rechtschaffener Mann und ein guter Tonkünstler werden." Aber auch dieser Schlag hinterließ eine Schwäche im Kopf, die sich bey anhaltenden Arbeiten äußerte.

Die ersten Versuche des jungen Gretry im Singen mißlangen. Er bekam einen andern Meister, und zu gleicher Zeit hatte er Gelegenheit, oft in der italiänischen Oper singen zu hören und bey der Repetition zu seyn. Hier ward sein Geschmack zur Musik Leidenschaft. Er erschien wieder auf dem Chor zum zweyten öffentlichen Singversuch. Alles vereinigte sich, ihn schüchtern zu machen; allein sein Glaube an den Beystand der heiligen Jungfrau richtete ihn auf. Kaum hatte er vier Takte seiner Motette gesungen, als sich das Orchester auf Pianissimo herabstimmte, um ihn zu verstehen: die übrigen Chorknaben zogen sich aus Ehrfurcht zurück: die Kanoniker verließen fast alle ihre Sitze, und hörten nicht auf das Zeichen, das ihnen die Anbetung

tung der Monſtranz befahl. Man erkannte in dieſer glücklichen Probe die Bildung des italiäniſchen Orcheſters. Und ſeit dieſer Zeit gab Signor Reſta allen Chorknaben den Einlaß zur Oper frey. „So ſah man nun täglich eine Truppe kleiner Ab„bees in der Komödie Gott loben lernen.“

Die Veränderung der Stimme, die das Jünglings-Alter veranlaßte, wurde Gretry gefährlich. Statt das Singen in dieſem Zeitraum ihm zu verbieten, wollte jedermann noch von den letzten Beweiſen einer ſchönen Stimme genießen. Die Folge davon war einſt nach einem Konzert ein heftiger Blutſturz, der noch jetzt nach 25 Jahren ſich mit jeder Arbeit des Verfaſſers erneuert. Ihn gänzlich zu heilen, war umſonſt.

Der berühmte Tronchin ſagte ihm einſt: Ich ſehe, daß Sie mäßig leben! Sie folgen der Diät, die ich Ihnen vorſchreibe: aber woher dieſe beſtändigen Rückfälle? Sagen Sie mir, wie komponiren Sie? — „Wie man Verſe macht, wie man „ein Gemälde entwirft! Ich leſe die Worte, die „ich in meinen Tönen malen will: ich leſe ſie zwan„zigmal! ich bedarf mehrere Tage, um meinen „Geiſt zu entzünden! endlich verliere ich den Ap„petit, meine Augen ſtrahlen, meine Einbildungs„kraft entglüht, dann mache ich meine Oper und „endige ſie in drey bis vier Wochen.“ — Ums Himmels Willen, rief Tronchin, laſſen Sie Ihre Muſik, oder Sie werden nie ganz geſund. — „Das „gebe ich zu,“ antwortete Gretry: „aber wollen

„Sie lieber, daß ich aus Verdruß und Langeweile „sterbe?“

Indessen nöthigten diese Anfälle Gretry dennoch, dem Singen zu entsagen. Er widmete sich mit doppeltem Eifer der Composition, in der er schon Versuche gemacht, ja schon eine Fuge in vier Stimmen komponirt hatte. „Eine Fuge,“ sagte er sich, „soll das Meisterstück der Composition seyn, „fange ich mit einer Fuge an, so setze ich die ganze „Welt in Erstaunen!“ — Sie erhielt wirklich Beyfall: in der That aber hatte Gretry nur eine fremde Fuge in einem andern Ton, in einer Parodie, Stelle für Stelle durchgeführt. Eine Motette wurde auf ähnliche Art — der Verf. nennt sie en mosaique; er setzte sie aus hundert Stücken zusammen, — gearbeitet, und mit gleichem Beyfall belohnt.

Ein neuer Lehrer, an Sanftheit und Güte das Gegentheil des erstern, — Renekin hieß er — führte ihn in die Geheimnisse des Generalbasses. Ihm folgte ein Lehrer in der Setzkunst, Moreau, der die Eitelkeit des jungen Componisten hart prüfte. Dieser eilte mit einer Messe zu ihm. Sachte, sagte ihm sein Lehrer, Sie gehen zu schnell! Ohne sie anzusehen, gab er ihm seine Partitur zurück, und schrieb ihm 6 oder 7 Reihen von Noten auf. Setzen Sie zu diesem Baß den Diskant: vor allen Dingen aber machen Sie vor der Hand keine Messe mehr. Von sechs Symphonien, die er in dieser Zeit der Lehre für sich machte, und die Beyfall fanden, sprach Moreau kein Wort.

Durch

Durch diese Arbeiten und durch den Rath des Kanonikus von Harlez, in Rom zu studiren, entstand in Gretry das Projekt, dahin zu gehen, das ihn von nun an nicht mehr verließ. Er endigte seine Messe, und Moreau würdigte sie, sie durchzusehen. Viele Fehler gegen die Composition, aber keinen gegen den Ausdruck.

Mehrmals kam Moreau zu einer Stelle dieser Messe zurück, zu den Worten: qui tollis peccata mundi etc. Wie finden Sie diese? frug Gretry. — Ich rathe Ihnen, sie wegzustreichen. — Und warum? — Man wird Ihnen nicht glauben, daß sie von Ihrer Arbeit ist.

„Dieß beweist," fährt der Verf. nach diesem Zuge fort, „daß der Mann, der für Arbeiten der „Einbildungskraft sich bestimmt, seine erstern Ge„schenke von der Natur zu erwarten hat. Aber „was ist das für eine Natur, der der Tonkünstler „folgen muß? Die den Worten entsprechende De„klamation. — Ich rede hier nicht von Darstel„lung physischer Erscheinungen, von Regen, Wind, „Hagel, Vogelsang, Erdbeben u. s. w. Es ist „verdienstlich, diese Gegenstände gut darstellen zu „können: aber gewöhnlich erregen solche Bemü„hungen nur mein Mitleiden. Ich glaube eine „Büste zu sehen, die bunt gemalt und gekleidet ist: „man verläßt sie mit Widerwillen. Die allzu„sklavische Nachahmung der Natur hat keine Rei„ze mehr."

„Eben so wenig liebe ich in der Musik die Er„zählungen von Gefechten, von Ungewittern ꝛc.

„Nach meiner Meynung liegt hier der Fehler in „den Dichtern, die so viele Bilder in demselben „Gegenstand auf einander häufen, daß sie den Ton„künstler verwirren, der sich bemüht sie auszu„drücken.“

Der Entschluß des Verf., nach Rom zu gehn, kam nun zur Reife. Der Kanonikus von Harlez unterstützte ihn bey dem Domkapitel, und Gretry nahm mit einer Messe Abschied, die allgemein gefiel. Das Betragen der übrigen Musiker bey dieser Gelegenheit, die die Aufführung seiner Messe lebhaft unterstützten, ohnerachtet der Direktor der Musik, aus einem Mißtrauen gegen Gretry, sich wenig Mühe nahm, das Seinige beyzutragen, führt den Verf. zu Bemerkungen, wie nothwendig es sey, daß ein Musikdirektor von seinen Musikern geliebt und geachtet werde.

„Bey dem Theater,“ sagt er hier unter andern, „halte ich das Taktschlagen nur in großen „Chören für nothwendig: außerdem scheint es mir „der guten Ausführung eines Stücks mehr nach„theilig zu seyn. Jeder Musiker muß hier sein „Augenmerk auf den Sänger gerichtet haben: nur „so wird er ihn richtig und gut accompagniren. „Wird ihm jeder Takt vorgezählt, so sieht er sich „von jener Aufmerksamkeit entbunden: er kann „nicht mehr zwey Personen auf einmal folgen. Ue„berdieß bringt auch das Bestreben nach dem rich„tigsten Ausdruck jeden Vokalisten oder Instru„mentalisten außer den Takt, und wehe dem, den „dieser Fehler niemals übereilt. Es ist daher

„noth-

„nothwendig, daß die begleitenden Spieler kalt „und unbedeutend werden müssen, wenn sie nicht „genau dem Schauspieler folgen. Der taktschla„gende Stab demüthigt sie und raubt ihnen den „Wetteifer, der jeden Menschen beseelen wird, wel„cher sich nicht genöthigt sieht, den Gesetzen eines „andern, als seines wahren Meisters, zu folgen.“

Wir glauben hier die Erinnerung einschalten zu müssen, daß das, was Gretry in dieser Stelle behauptet, augenscheinlich ein vollkommenes Orchester voraussetzt, von welchem jedes Glied den Sänger und das Verhältniß seiner jenen begleitenden Stimme zu ihm und zu dem Ganzen zu beurtheilen im Stande ist. Solche Künstler dürfen wir aber nur bey größern Bühnen suchen: und bey unsern gewöhnlichen Bühnen und Orchestern wird man bald den Taktstab für Sänger und Orchester gleich nöthig und wohlthätig finden, um den Gedanken des Componisten nicht zu verunstalten, wenn er sich auch so kälter und weniger lebhaft darstellt.

„Dieses Bezeichnen des Takts, fährt Gretry „fort, ist hingegen der Oper unentbehrlich, wo man „der Einrichtung des Stücks zu folge oft große Chö„re hinter der Scene aufführt. Man darf schlech„terdings nicht glauben, daß der so entfernte Hau„fen von Sängern das Orchester hören könne, sey „dieß so zahlreich es wolle. Jeder singt seinem „Nachbar nach, und oft bin ich erstaunt gewesen, „zu finden, daß ich selbst außer den Takt gefallen „war, und das ganze mich umgebende Chor zu„gleich verführte. Man wende mir nicht ein, daß

„der

„der Führer des Chors vortreten und auf den Stab „des Musikdirektors Acht haben kann: dieß geschieht „in der That. Aber, wenn die Handlung des Chors „aus Tanz und Gesang zusammengesetzt ist, wenn „die Tänzer den vordern Theil des Theaters einneh„men, so ist ja kein Stab mehr sichtbar. Dann „muß der, der ihn führt, den Takt auf seinem Pulte „schlagen; dieß ist äußerst unangenehm zu hören, „weil es uns auf der Stelle erinnert, daß wir im „Schauspiele sind.“

„Ich habe oft auf Mittel gedacht, diesem Ue„bel abzuhelfen: vielleicht wäre das möglich, wenn „man einige große Orgelpfeifen hinter oder unter „dem Theater anbrächte, so daß man die Dielen „an den Orten öffnete, wo sich die Pfeifen befin„den. Das damit verbundene Klavier müßte im „Orchester seyn, und ein Orgelspieler darauf ac„compagniren, um die Chöre zu leiten und sie zu „hindern, aus dem Tone zu fallen. Ueberdieses „würden jene vortrefliche Baßpfeifen von 24 Fuß „die Harmonie und dadurch die Wirkung des Stücks „ausnehmend verstärken.“

Was dünkt unsern Tonkünstlern zu diesem Vorschlage? Wäre er nicht wenigstens des Versuchs werth, ihn zu realisiren? Bis jetzt scheint er weder in Frankreich noch in Deutschland Aufmerksamkeit erregt zu haben. — Wir übergehen einige Bemerkungen über Verbesserung der Orgeln, deren Hauptfehler noch in der Einförmigkeit des Tons liegt, der keine Fortschreitung vom sanften zum starken hat.

Der

Der nächste Frühling rief den jungen Gretry zum Abschied, und zu einer Reise von 400 bis 500 französischen Meilen. Er trat sie in einem Alter von 18 Jahren zu Fuß an. Die kleinen Abentheuer dieser Reise, unbedeutend in Rücksicht des Ganzen, gereuen doch gewiß nicht, sie gelesen zu haben, so gut sind sie erzählt.

Das erste, was Gretry von Musik zu Rom hörte, waren die Kirchenmusiken von Casali, (diesen wählte er zu seinem Meister,) Curisecchio, und Lustrini. Er fand hier, daß die Sucht, dem größern Haufen zu gefallen, die Kapellmeister verführt, die Kirchenmusik der theatralischen ähnlicher zu machen, und so beyde Gattungen mit einander zu vermischen. Dieß führt den Verf. zu Betrachtungen über die Kirchenmusik und ihr Verhältniß zur theatralischen Musik.

„Der Verfertiger von Kirchenstücken sey ernst „und vermeide alles, was dem Theater gehört. „Wie sehr ist die Empfindung, die in den Psalmen „und Hymnen herrscht, verschieden von der Heftig„keit leidenschaftlicher Liebe und Eifersucht. Die „Liebe im gewöhnlichen Sinn darf der Liebe zu „Gott nicht ähnlich seyn, selbst wenn sie in dem „Herzen eines jungen Mädchens ihre Stelle ver„tritt. Alle Empfindungen, die sich zur Gottheit „erheben, müssen einen großen ehrwürdigen Cha„rakter tragen; denn alles, was über unsere Kennt„nisse erhaben ist, zwingt uns zur Ehrfurcht. „Selbst die Extasen einiger frommen Personen, von „denen uns die Legenden erzählen, würden der Gott-

„heit

„heit unwürdig seyn, wenn sie bloß den Charakter „der profanen Liebe hätten.

„Das Stabat von Pergolese scheint mir alles „zu vereinigen, was der Kirchenmusik im patheti„schen Styl eigen seyn muß. Indessen ist die Ar„beit zu lang. Pergolese fand aller seiner Bemü„hungen ohnerachtet nicht Farben genug für sein „Gemälde, ohne sich von der Wahrheit zu entfer„nen. — In der That liegt dieses aber mehr an „dem Verf. der Worte, der mehrern seinen Zeilen „allzuviele Aehnlichkeit gab, als an dem Tonkünst„ler. Gewiß würde dieser in die Musik des Sta„bat mehr Mannichfaltigkeit haben legen können, „aber eben so gewiß wäre dieß auf Kosten der Wahr„heit geschehen.

„Indessen ist der Tonkünstler, der sich der Kir„chenmusik widmet, auch so glücklich, alle Reich„thümer des Contrapunkts benutzen zu können, die „das Theater nur selten erlaubt. Vielleicht liegt „mehr Zauber in der Musik, deren Ausdruck un„bestimmter und von weitläuftigern Gränzen ist, als „in der deklamirten Musik, und daher muß man „sie für religiöse Gegenstände wählen. Doch darf „die profane Musik einige Formen, die der kirchli„chen gehören, brauchen. Man läuft nie Gefahr, „wenn man Leidenschaften veredelt, die auf Ord„nung und Glück des Menschen abzwecken. Nur „die letztere, die kirchliche Musik, setzt sich herab, „wenn sie ihr Gebiet verläßt: die erste bereichert „sich immer, wenn sie ihrer Nebenbuhlerinn etwas „abgewinnt."

„Vor

„Vor allen ist es das Studium der Harmonie,
„das schöne harmonische Ideal, was der Tonkünst-
„ler, der für die Kirche arbeitet, sich eigen machen
„muß. Das Stabat von Pergolese leistet wirk-
„lich noch mehr: es vereinigt oft das schöne Ideal
„von Harmonie mit dem der Melodie.

„Ich wiederhole es, alles was unsere Fassungs-
„kraft übersteigt, sey es Geheimniß oder Offenba-
„rung, zwingt uns zur Ehrfurcht, und ist daher
„mit dem eigentlichen bestimmten Ausdruck unver-
„einbar. Sicher ist es ein Fehlgriff, diese ge-
„heimnißvolle ihr eigenthümliche Unbestimmtheit
„aus der Kirchenmusik verbannen zu wollen. Wir
„lassen der theatralischen Musik die Vortheile, die
„ihr gehören; statt ihrer darf der Tonkünstler, der
„sich der Kirche widmet, zu rechter Zeit sich einer
„metaphysischen musikalischen Sprache bedienen.

„Auf dem Theater ist der genaue Ausdruck der
„Lage und Worte an seinem Orte. Hier haben
„diese einen bestimmten Sinn, und der wahre Aus-
„druck giebt selbst der Situation mehr Kraft und
„macht die Worte vor den begleitenden Instrumen-
„ten hörbar.

„Was ich, soweit es mir möglich ist, bey mei-
„nen theatralischen Compositionen beobachte, be-
„steht im Folgenden: Ich fange fast jedes Stück
„mit einem deklamirten Gesang an, um den An-
„fang, indem er einen genauern Zusammenhang
„mit dem Schauspiel hat, den Zuhörern lebhafter
„einzuprägen. Eben so deklamire ich alles, was
„den Charakter der Personen bezeichnet: hingegen

„über-

„überlasse ich dem Gesange alles, was nur zur Aus-
„schmückung und Rundung der dichterischen Phrase
„da steht: die Musik würde den Worten, die den
„Hauptbegriff bezeichnen sollen (mots techni-
„ques) schaden; alles andere verschönert sie. Wenn
„ein Wort vollkommen verstehbar seyn muß, um
„den Sinn des ganzen Perioden zu fassen, so muß
„eine Hauptnote darauf fallen. Ein forte von
„ein oder mehrern Takten darf dem Orchester nur
„bey Worten gegeben werden, die schon einmal
„vorkamen. Denn ein Hauptwort, das sich in
„der Begleitung der Instrumente verliert, kann
„dem Zuhörer den Sinn eines ganzen Stücks rau-
„ben. Wo der Verfasser der Oper, verführt durch
„den Reim, einige für den Ausdruck unnütze oder
„schädliche Worte stehen ließ, wo sich eine Zeile
„von schlechtem Geschmack einschlich, die dem Par-
„terre mißfallen möchte, da leiste der Tonkünstler
„dem Dichter den Dienst, die Worte durch ein
„forte zu ersticken.“

„Diese Vorschriften mit Ueberlegung anzu-
„wenden ist schwer, ich gestehe es: die Natur selbst
„muß uns zu Hülfe kommen, um, indem wir sie
„ausüben, einfach, reich und wahr zu werden.
„Aber, wenn jeder, der eine Poetik studirt hat, ein
„Dichter wäre, wer wollte nicht ein Boileau seyn?
„Es ist nicht genug, bey Arbeiten fürs Theater
„Musik über Worte zu setzen, sondern eine Musik
„für die Worte zu machen.“

Wir haben uns die wörtliche Uebertragung die-
ser Stelle nicht versagen können, da sie nach un-
serm

serm Urtheil soviele wahre und richtige Bemerkungen enthält, und da vorzüglich das, was der Verf. von der Art sagt, seine Opern zu verfertigen, eine vollkommene Theorie dessen aufstellt, was das Aeussere dieser Gattung fordert, und gewissermaßen einen Maaßstab giebt, von dieser Seite die Arbeiten unserer Componisten zu beurtheilen. Alle diese Forderungen fließen aus der Natur der Sache und aus dem Zweck, der der Verbindung der Musik mit der Poesie zu Grunde liegt. Sie nicht erfüllen, würde ohne Zweifel den Vorwurf rechtfertigen, der zuweilen unsern Opern und Operetten gemacht wird, daß bey ihnen die Poesie nicht durch die Musik, sondern vielmehr nur diese letztere durch jene gewinne.

Bald nach Gretry's Ankunft in Rom überfiel ihn ein dreytägiges Fieber, und verfolgte ihn zwey Monate lang. Er wählte nach seiner Genesung einen Lehrer, den man ihm mit Lob nannte: allein es vergingen sechs bis acht Monate, und Gretry bekam immer mehr Ursache unzufrieden zu seyn: die Fingersetzung des Organisten war nicht natürlich: seine Art, die Versuche des jungen Mannes zu korrigiren, trocken und pedantisch. Gretry verließ ihn, aber nie konnte er die üble Fingersetzung vergessen. Noch durch die Angewohnheit, beständig eine Prise Tabak zwischen den Fingern zu halten, verschlimmert, brauchte er nie mehr als drey Finger der rechten Hand. Die übrigen waren ihm sogar im Wege.

Jetzt stellte er sich Casali vor. Diesem war der Name eines Eleven von * * keine Empfeh-

lung. Zum drittenmal mußte hier Gretry die Elemente der Compoſition wieder vornehmen. Dieſe Rückkehr zu dem Anfang iſt bey einem neuen Meiſter immer nützlich, um ſeine Manier ganz kennen zu lernen, und um bey der Vergleichung mehrerer Manieren leichter auf die zu gerathen, die dem Genie des Eleven eigenthümlich iſt. Unſer Geiſt verräth nicht allezeit, wozu er am meiſten fähig iſt: aber, wenn ihm mehrere Gegenſtände, wäre es auch nur durch den Zufall, dargeſtellt werden, ſo ergreift er gierig die, die vorzüglich mit ſeiner Organiſation und ſeiner Art zu ſeyn zuſammenſtimmen.

Caſali wurde der Lehrer, welchen Gretry anerkennt. Bey ihm fingen ſeine Ideen an, ſich zu entwickeln. Er beſchäfftigte ihn blos mit Fugen von zwey, drey bis vier Stimmen, und verbot ihm jede minder ernſthafte Compoſition. „Ich ſehe „wohl," ſagte er, „Sie haben Ideen, die Sie „quälen, und Sie brennen vor Begierde, ſie aus„zuführen: aber, wenn Ihnen unglücklicher Weiſe „eine Scene geräth, ſo wird man Ihnen Beyfall „zuklatſchen, und Sie werden nicht wieder zu den „langweiligen Fugen zurückkehren."

Gretry gab ſein Wort, das Verlangen ſeines Lehrers zu erfüllen: nur einmal brach er es. Die Veranlaſſung dazu war ein Beſuch bey Piccini, wo ein Freund ihn einführte. Piccini ſchenkte ihnen wenig Aufmerkſamkeit. Eben arbeitete er an einem Oratorium, und ſetzte ſich wieder zu ſeinem Geſchäfte, nachdem er es einige Augenblicke verlaſſen hatte, um die Kommenden zu empfangen.

Als

Als Gretry nach Hause kam, wollte er seyn, was Piccini war. „Der kleine Tisch neben dem Kla„vier, das Heft von linirtem Papier, ein gedruck„tes Oratorium, — die Worte lesen, — die Hän„de aufs Klavier bringen, — die Takte zur Par„titur abtheilen — dann schnell hinter einander „schreiben ohne auszulöschen — ohne Anstoß von „einer Stimme zur andern übergehn, alles das „dünkte mich vortreflich, und mein Wahnsinn dauer„te zwey bis drey Stunden: nie war ich glücklicher „gewesen: ich hielt mich für Piccini selbst. Nun „war eine Arie fertig: ich setze mich ans Klavier, „sie zu spielen. Himmel, wie abscheulich! Ich „vergoß heiße Thränen, und nahm den folgenden „Tag seufzend meine Fugen wieder zur Hand.“

Zwey Jahre genoß Gretry Casali's Unterricht. Den Fugen folgte die Aufgabe von Motetten, von sechs bis acht Stimmen. Casali selbst ermahnte endlich den jungen Tonkünstler für sich zu arbeiten. Einige Jahre nachher wurde er in die Akademie der Philharmoniker zu Bologna aufgenommen.

„Ich bin überzeugt,“ sagt der Verf. bey Erwähnung seiner erstern Compositionen, „daß man „nicht einfach, ausdrucksvoll, vorzüglich aber nicht „korrekt seyn kann, ohne alle Schwierigkeiten des „Contrapunkts überwunden zu haben. Nur in „einem vollen Magazin kann man sich ein Kabinet „aussuchen. — Vorzüglich aber ist es der Baß, „was den Mann unterscheidet, der sich mit der „Harmonie vertraut gemacht hat. Wie edel, wie „schön ist diese Stimme! alles, was mit ihr in

„Verbindung steht, belebt sie. Langsam und durch „Intervalle von Quinten und Quarten schreitet der „Baß fort, wenn er Ehrfurcht erwecken soll: er „wird singbarer, und steigt von seiner Erhabenheit „herab, sobald er einen lebhaften und leichten Ge„sang begleitet.“

Gretry sollte nun die Vorschriften über den Contrapunkt anwenden. Pergolese wurde sein Muster, überzeugt, daß er nie etwas taugliches fürs Theater machen werde, wenn er nicht die Deklamation zur Führerinn wählte.

Am verlegensten war unser Tonkünstler bey seinen ersten Versuchen über die Auswahl der Ideen, die sich ihm zudrängten. „Noch hatte mir, sagt „er, die Erfahrung nicht gelehrt, daß die Kunst, „etwas aufzuopfern, den guten Künstler auszeich„net. Umsonst suchte ich einfach und wahr zu „seyn: ein Gedränge von Ideen verdunkelte mein „Gemälde. Unzufrieden, wenn ich alles auf„nahm, und noch unzufriedner, wenn ich verwarf, „weil ich hier nur dem Ohngefähr folgte. Dieser „Kampf zwischen Beurtheilungskraft und Kennt„nissen, zwischen dem Geschmack, der wählen will, „und dem Mangel an Erfahrung, der nicht zu ver„werfen versteht — dieser Kampf war so lebhaft, „daß er mich den Rest meiner Gesundheit kostete.“

Mit einem Fieber, das ihn auf das Krankenlager warf, verband sich sein altes Uebel, das Blutauswerfen, und diese Krankheit fesselte ihn sechs ganze Monate. Nach seiner Genesung fand er bey einem Spaziergange, ohnweit Rom auf dem Ber-

ge von Millini, einen Einsiedler, der — ein Italiäner und dennoch ein braver Mann — ihm seinen Aufenthalt anbot, um seine Kräfte wieder herzustellen. So wurde er drey Monate lang sein Gefährte. Noch wußte Gretry nicht, wie vortheilhaft dieser Aufenthalt ihm gewesen war, als er eines Tags versuchte, eine Arie von Metastasio in Musik zu setzen. — „Wie groß war mein Entzücken, als ich sah, daß meine Ideen, nett und „rein, sich an einander reihten, wie ich wünschte; „als ich zusetzen und verwerfen konnte, ohne meinem Hauptzwecke zu schaden; als ich bey jedem „Vorschritte sich diesen verschönern sah. Nie hatte ich einen seligern Augenblick. Ach Bruder „Maurus, rief ich dem Einsiedler zu, so lange ich „lebe, werde ich an dich denken!“ —

„Um etwas Gutes zu verfertigen,“ fährt der Verfasser in der Folge fort, „sind zweyerley Verfahren nothwendig: das eine ein physisches, das „andere ein moralisches. Der Einbildungskraft „gebührt zu erschaffen: dem Geschmack, zu verwerfen, aufzunehmen, zu verbessern. Hütet „euch, wenn ihr arbeitet, eure Einbildungskraft „durch voreilige Ueberlegungen erkalten zu lassen: „umsonst will man einen reißenden Strom leiten: „laßt ihn fließen mit allen Unreinheiten, die er mit „sich führt; er wird euch dennoch den einfachen „und wahren Weg zeigen, dem ihr folgen müßt. „Aber dann kehrt zurück und laßt Geschmack und „Urtheilskraft mit kaltem Blute die Verirrungen „eurer zu empörten Einbildungskraft verbessern.

„Nur der versuchte Künstler wird zuweilen sogleich „das erstemal die Wahrheit finden. Darf ihn das „eitel machen? Keinesweges; er genießt dann „nur die Frucht seiner frühen, lange Zeit bekämpf„ten Irthümer. Dem Künstler, der immer ar„beitet und immer mit sich zufrieden ist, habe ich „nichts zu sagen: er ist zum Irthum geboren, und „darf nur von der Unwissenheit Beyfall erwarten.“

Die ersten Versuche, die Gr. in Rom hören ließ, wurden mit Beyfall aufgenommen. Er erhielt den Auftrag, für das Theater von Aliberti zwey Intèrmezzo zu setzen, und er fing an, sich damit zu beschäfftigen, als die Theaterunternehmer ihm erklärten, daß die für die Eröfnung des Theaters bestimmte Composition ihrer Erwartung nicht entspräche, daß sie daher den Tonkünstler zurückgewiesen hätten, und daß Er nunmehr seinen Platz ausfüllen müsse. „Wo denken Sie hin, meine „Herren,“ sagte ihnen Gretry, „in acht Tagen „wird die Bühne geöffnet.“ — Richtig, in acht Tagen. — Ihre Bitten drangen endlich Gretry das Versprechen ab. Man erwartete mit Ungeduld den Erfolg seines kühnen Unternehmens, und er war glücklich. Eine Arie wurde wiederholt. Piccini äußerte seine Zufriedenheit. Ein mörderischer Anfall, den Gr. bald nachher erfuhr, wurde diesem Beyfalle zugeschrieben. Die Verwandten des Meuchelmörders machten einen Irthum daraus. — Ein paar Tage nachher hörte Gr. eine seiner Arien auf der Straße singen.

Schon

Schon seit langer Zeit ward er von seinen Aeltern zurückgerufen. In Lüttich war ihm sogar eine Kapellmeisterstelle aufbehalten. Aber er reiste erst auf eine andere Veranlassung. Dieß war die Bekanntschaft mit einem Engländer, Mylord A—, und seinem Flötenmeister Weiß. Der letztere lud ihn nach Genf ein, und Gretry ging dahin, in der Absicht, sich zu einer Reise nach Paris, wo er zu arbeiten wünschte, etwas zu ersparen.

Die Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der italiänischen Musik, zu welchen sein Abschied von Italien den Verf. veranlaßt, würden wir nicht übergehn, wenn wir uns nicht erinnern müßten, daß wir nur einen Auszug, keine Uebersetzung dieser Memoiren liefern wollen.

Zweyter Theil. Gretry verließ Rom den 1. Jan. 1767, und bekam zu Genf sehr bald viele Schülerinnen im Singen. Glücklicherweise traf er eben den Zeitpunkt, wo dieser Freystaat ein Schauspielhaus errichten ließ. Die Veranlassung dazu war die Zusammenkunft der französischen, berner und züricher Gesandten, die um der Streitigkeiten zwischen den repreſentans und den negatifs willen statt fand. Hier sah Gr. die erste französische komische Oper, und gewöhnte sich, französischen Gesang zu hören, so unangenehm ihm dieser anfangs schien. Auch war es ihm fremd, in demselben Stücke reden und singen zu hören. Bald bekam er Lust, seine Kenntnisse an der französischen Sprache zu versuchen, eine Arbeit, die ihm nützlich werden mußte, wenn er an die Hauptstadt den-

ken wollte. Allein er fand kein Gedicht zu seinem Vorhaben, und wendete sich daher schriftlich an Voltaire, um sich etwas von seiner Arbeit zu erbitten. Bald hierauf wurde er bey ihm eingeführt, und sehr gut empfangen.

„Ich wollte mich entschuldigen, daß ich gewagt „hatte, ihm zu schreiben. Ihr Brief, mein Herr, „sagte Voltaire mit einem Druck der Hand, der bis „zu meinem Herzen drang — hat mich entzückt. „Sie sind ein Tonkünstler, und Sie haben Esprit: „dieß ist zu selten, mein Herr, um nicht die lebhafteste Theilnahme für Sie zu fühlen. Ich lächelte zu diesem Epigramm, und machte Voltairen „meine Danksagung. — Ich bin aber alt, fuhr „er fort, ich kenne zu wenig die komische Oper, die „jetzt die Mode in Paris fordert, und bey der man „Zaire und Mahomet vergißt. Und warum, indem er sich zu Madame Cramer wendete, die „Gretry eingeführt hatte, warum machen Sie ihm „nicht eine kleine Oper, bis ich Lust zu einer solchen „Arbeit bekomme? Denn ganz schlage ich es Ihnen nicht ab. — Er beschäfftigt sich wirklich „mit einer Arbeit von mir, sagte ihm die Dame: „aber ich fürchte, daß er übel daran thut. — Und „dieß ist? — Der Seifensieder, ein Philosoph! — „Ha, das klingt ja bald, wie Freron ein Philosoph!“ —

Voltaire, der in diesem Gespräch mit seinen kleinen Menschlichkeiten höchst charakteristisch, wie uns dünkt, dargestellt ist, rieth Gretry die stummen e, über die sich dieser beklagte, wegzuwerfen.

„Der

„Der Dichter,“ ſagt unſer Verf., „hat in einem „Sinne recht, aber er würde ſich anders darüber „erklärt haben, wenn er Tonkünſtler geweſen wä„re. Das ſtumme e fordert in allen Fällen eine „Note (wir ſehen die Nothwendigkeit davon nicht ein!) „aber man hüte ſich ja, ihm eine gute Note „zu geben.“

Seit dieſer guten Aufnahme beſuchte Gretry Ferney oft, und verließ es ungern, um ſeine Stunden zu geben, die ihn dann langweilten. Die Oper von Madame Cramer rückte indeſſen nur langſam fort, faſt immer ein ſchlimmes Zeichen für Werke des Geiſtes und der Einbildungskraft. Inzwiſchen gab man zu Genf die Operette Iſabelle und Gertrud von Favart; das Gedicht gefiel, die Muſik aber ſchien ſchwach, und Gretry entſchloß ſich, ſeine Kräfte an dieſem Gegenſtande zu verſuchen. Aber noch kannte er nicht die Härte der Sprache: er brachte bey allen Vokalen Läufe an, ſtatt Worte, wie chaine, vol, ramage, triomphe etc. zu erwarten. Doch fand er auch bey dieſer Arbeit, daß die franzöſiſche Sprache des Accents ſo empfänglich ſey, als irgend eine andere.

„Ich verſtehe hier durch Accent nicht die Wei„ſe, Verſe deklamirend zu ſingen: ein ſolcher Accent „würde die Muſik höchſt eintönig machen, und der „Tonkünſtler muß ſich einer ſtärkern Deklamation „bedienen. Wenn die Intervalle des recitirenden „Dichters ſich wie 1 zu 2 verhalten, ſo müſſen die „des Tonkünſtlers wenigſtens wie 1 zu 5 ſeyn, und „Worte und Geſang zum mindeſten nach dieſen

„Verhältniſſen ſich unterſcheiden. Will man ſagen, „daß der Geſang das Reden nicht nachahmen kön„ne, weil reden nicht ſingen ſey, ſo antworte ich, „daß das Reden ein Geräuſch iſt, welches den Ge„ſang in ſich ſchließt, d. i. wo ſtatt eines Tons, „den der Geſang angiebt, mehrere auf einmal an„gegeben werden. Man deklamire einmal: où „vais-je? und zwar ſo, wie es, um die Frage zu be„zeichnen, nothwendig iſt, mit Erhebung der Stim„me, ſo findet man ut re mi (Grundton, Se„cunde, Tertie) zuſammen in où, und mi fa „ſol (Tertie, Quarte, Quinte) in vais-je? Hier „entſteht nun eine Miſchung oder Geräuſch, weil jede „Sylbe drey Töne bekömmt. Was thut aber der „Tonkünſtler? er nimmt für jede Sylbe Einen Ton „und ſetzt:

Dieſe erſte franzöſiſche Arbeit des Verf. erhielt ſich ſechs Vorſtellungen hindurch mit ausgezeichnetem Beyfall. Gretry glaubte nun, daß es Zeit ſey, nach Paris zu gehn, entſchloſſen zugleich, es nicht eher zu verlaſſen, bis er ſeinen Ruhm gegründet habe. In der That traf er von ſeinem Eintritt an auf alle die Hinderniſſe, die ſich gewöhnlich dem Fortgang des Genies widerſetzen.

Mit der franzöſiſchen Muſik söhnte der Verf. ſich erſt ſpät aus. In einer Compoſition von Rameau, die er zuerſt hörte, fand er noch viele alte Formen, die ihm ſein Meiſter Caſali als verwerflich hatte kennen lehren. — In den Opern, die

das

das italiänische Theater gab, suchte er die Stimmen der Schauspieler kennen zu lernen. Die Deklamation studirte er auf dem französischen Theater, überzeugt, daß die Deklamation guter Schauspieler der vorzüglichste Wegweiser sey, dem er zu folgen hätte.

Noch suchte er vergebens nach einer Arbeit, der er seine Talente widmen könne. Philidor und Duni interessirten sich für ihn. Endlich gab ihm der erste die Nachricht, daß er etwas gefunden und für ihn gut gesagt habe. Allein auch dieß schlug wieder fehl. Gretry fand zuletzt selbst einen Dichter, der die samnitische Hochzeit (nicht das spätere Stück unsers Tonkünstlers) zum Gegenstande wählte. Die Herren Suard und Abbe' Arnaud, denen die Arbeit vorgelegt wurde, waren damit zufrieden. Sie empfahlen den Tonkünstler dem schwedischen Gesandten Graf von Kreuz, und bey diesem hörte jener zum erstenmal mit Geist von seiner Kunst sprechen.

„Während meines Aufenthalts in Rom, sagt „er, nahm ich wahr, daß die Italiäner zu lebhaft „empfinden, um lange über etwas zu denken. Ein „oh dio! — die Hand auf die Brust gelegt, ist „die schmeichelhafteste Aeußerung ihres Beyfalls. „Dieß sagt viel, aber wenn auch ein Seufzer in „diesem Fall die ganze Rhetorik erschöpft, so muß „man doch immer gestehen, daß dieß wenig beleh„rend ist.“

Gretry endigte seine Arbeit, und man fand sie — zu edel für das komische Theater, dem sie

be-

bestimmt war. Dichter und Tonkünstler erkannten das Richtige dieses Urtheils, und schufen sie zu einer Oper um. Sie sollte bey dem Prinzen von Conti gegeben werden, aber die Kapelle hatte sich gegen Gretry verbunden. Nur Ein Sänger, Mr. Géliote, nicht niederträchtig genug, keimenden Talenten sich in Weg zu stellen, that das Seinige. Allein die ganze übrige Ausführung war so, daß das Stück fallen mußte.

In welcher Stimmung fand sich Gretry, als er nach Hause kam! Und da traf er das Billet eines Unbekannten, der ihm rieth, nach Lüttich zurückzukehren, und seinen Landsleuten seine baroke Musik ohne Sinn und Geschmack hören zu lassen; und einen Brief von Mylord A —, der die ihm für einige Flötenarbeiten ertheilte Pension zurücknahm, weil Mylord — nicht mehr Flöte spiele.

Wirklich bereit, abzureisen, gelang es seinen Freunden, Marmontel zu dem Entschluß zu bringen, etwas für Gretry zu arbeiten. Dieß war le Huron, nach dem Ingenu von Voltaire. So sehr anfangs Caillieau, der erste Sänger des italiänischen Theaters, getäuscht von manchen mißglückten Versuchen, mißtrauisch war, so zufrieden war er in der Folge mit dieser Arbeit. Er nahm sich des Stücks an, das bald darauf, den 20. August 1768, gegeben wurde.

„Nichts, setzt Gr. hinzu, ist dem jungen Com„positeur wichtiger, als in jeder Hinsicht für seinen „ersten Versuch besorgt zu seyn. Dieser kann ihn „eben so leicht bekannt machen, als seine Fortschrit-

„te

„te auf mehrere Jahre zurücksetzen. Hundertmal „glücklicher ist der junge Maler. Sein Gemälde „ist leicht in das richtige Licht gestellt. Aber der „Ausführung eines musikalischen Stücks müssen „Aufmerksamkeiten vorangehn, die man für den an„gehenden Tonkünstler selten hat.“

Le Huron. Der Tag der Ausführung erfüllte den Verf. mit Angst. Aber alles ging gut. Das Publikum, das anfangs mit Mißtrauen hörte, gab der Musik seinen Beyfall, und forderte den Autor. Gretry wurde genannt: der Dichter wollte anonym bleiben. Schon den nächsten Morgen bekam Gretry fünf Anträge von Dichtern, die er vorher umsonst gebeten hatte. Er schlug sie aus. Eine Oper, Baron Otranto, die Voltaire ihm schickte, nahm das italiänische Theater nicht an, weil eine Rolle darin ganz italiänisch geschrieben war. Bey allem Beyfall aber, den der Verf. erhielt, erfuhr er doch auch mehrere seltsame Urtheile, vornehmlich da, wo man zu finden glaubte, daß er die Regeln verlassen habe.

„Wehe dem Tonkünstler, der, zu sehr an Vor„schriften gefesselt, nicht wagt, dem Gange seines „Genies zu folgen! Man muß jenen untreu wer„den, um alles ausdrücken zu können: man muß „eben sowohl den Vernünftigen malen können, der „durch die Thüren geht, als den Unsinnigen, der „durch das Fenster springt. Wer die Wahrheit „nicht erreichen kann, ohne eine ungewöhnliche „Verbindung der Töne zu brauchen, der scheue sich „nicht, die Theorie mit einer Regel zu bereichern:

„anders

„andere Künstler werden seine Abweichung vielleicht „noch glücklicher anbringen, als er, und werden auch „die strengsten Richter zwingen, sie aufzunehmen. „Fast immer ging das Beyspiel der Regel voran. „Indessen darf nur der die Regel verletzen, der mit „ihr ganz vertraut ist: denn nur er kann mit Ge„wißheit fühlen, daß in dem vorkommenden Fall „die Regel unzulänglich ist."

Gretry's Musik wurde unvermerkt, ohne Enthusiasmus, ohne die bey ähnlichen Fällen vorgekommenen Streitigkeiten, eingeführt. „Die Ursache," sagt er, „lag wohl in meinem Studium und der „Manier, die ich gewählt hatte." Wahrheit in der Deklamation war das, was er, um Alle soviel möglich zu befriedigen, suchte. Er fand das französische Ohr für sie empfindlicher, als für die musikalische Harmonie. Dissonanzen störten nicht: die mindeste falsche Beugung der Stimme sah er allgemeine Unzufriedenheit erwecken. Das Schauspiel wurde, wie er vorher schon erwähnte, seine Schule, wo er die Leidenschaften erforschen, ihren wahren Ausdruck kennen und darstellen, ihre Nüancen und Gränzen bestimmen lernte.

„Ueberzeugt, daß jede Person ihren eigenthüm„lichen Ton, ihre Manier habe, suchte ich jeden „in seinem Charakter zu lassen. Bald wurde ich „gewahr, daß der Musik Kräfte eigen sind, welche „die Deklamation allein nicht kennt. Ein Mädchen „versichert z. B. ihrer Mutter, daß sie noch nicht „weiß, was Liebe sey; während sie durch einen ein„fachen monotonischen Gesang ihre Gleichgültigkeit „dar-

„darzulegen sucht, drückt das Orchester die Qual „ihres verliebten Herzens aus. Wenn ein Pinsel „seine Liebe und seinen Muth an Tag legen will, so „muß er, wenn ihn wirkliche Leidenschaft beseelt, sie „in seinen Accenten verrathen: aber das Orchester „wird uns durch seine Monotonie den Zipfel vom „Ohr zeigen. Mit einem Worte, die Empfindung „muß in der Singstimme, die Charakterzeichnung, „Händespiel, Mienen, in den begleitenden Stim„men sich finden lassen.“

Sollten diese letztern Sätze des Verf. eben so wahr seyn, als sie scheinbar sind? und sollten sie vor dem Richterstuhle des Verstandes sich eben so leicht rechtfertigen, als sie sich der Phantasie einschmeicheln? Wir glaubten bisher, daß die Zwecke, die Gretry hier den Haupt- und den begleitenden Stimmen anweist, vielmehr unter die Composition und ihren Vortrag vertheilt wären. In soferne die begleitenden Stimmen dem letztern gewidmet sind, d. h. in soferne sie den Ausdruck der Hauptstimmen nüanciren oder verstärken sollen, in soferne möchten wir die Bestimmung, die ihnen unser Tonkünstler anweist, auch gelten lassen: allein in den Stellen, wo sie, um die Harmonie vollständig zu machen, angebracht sind, da dünkt uns jener Zweck nicht mit ihnen vereinbar. Doch überlassen wir die Entscheidung dieser Behauptungen und unserer Zweifel Tonkünstlern und Dilettanten, die mehr Gelegenheit haben als wir, sie praktisch zu prüfen.

Das zweyte Stück, das Gretry für das italiänische Theater verfertigte, war:

Luci-

Lucile, in einem Akt von Marmontel. Die erste Vorstellung geschah den 5ten Januar 1769. Hier fand der Tonkünstler Gelegenheit, häusliche Empfindungen zu malen. Die (in unsern Zeiten bey der Revolution so berühmt gewordene) Arie: Où peut on être mieux, qu'au sein de sa famille, entlockte dem Parterre Thränen, und hat in der Folge oft gedient, Familienfeste zu verschönern. Das Publikum aber glaubte sich bey allem Beyfall, den es dieser Arbeit gab, in der Meynung bestätigt zu sehn, daß Gretry kein Talent für die fröhlichen Gattungen der Musik habe, und man warf ihm vor, daß er in der komischen Oper weinen lasse. Er antwortete durch

Le tableau parlant, zum erstenmal gegeben auf dem italiänischen Theater den 20. September 1769: der Text von Anseaume. Gretry sah sich durch den glücklichen Erfolg seiner vorigen Arbeiten in der Stimmung, die diese Arbeit forderte. Singen und Lachen war zwey Monate lang fast sein einziges Geschäffte. Voll von seinem Gegenstande componirte er eines Nachmittags beym Graf Kreuz vier Arien.

„Diese Fruchtbarkeit setzte mich selbst in Er„staunen. Für den Stümper würde sie gefährlich „seyn, und eben so dem Mann, der sich selten der „Arbeit widmet. Aber der Künstler, der seine „Nächte in Nachdenken zubringt, muß die Frey„gebigkeiten der Natur benutzen. — Ich suchte „vor allen Dingen in dieser Arbeit das Possenspiel „zu veredeln, soweit ich, ohne die Wahrheit zu

„ver-

„verletzen konnte. Diese Aufmerksamkeit ist je„dem Compositeur, der einen gemeinen Gegenstand „behandelt, höchst nothwendig. Eine der ersten „Forderungen der schönen Künste ist, alles zu ver„edeln, was dessen in Nachahmungen der Natur „oder in Gemälden von Sitten fähig ist, und der „Künstler handelt weise, der jeden Gegenstand ver„wirft, welcher keine Veredelung verträgt. Wenn „dieses Verfahren hier nothwendig ist, so fordern „hingegen Gegenstände, die an sich edel sind, eine „Aufmerksamkeit von einer andern Art. Ich will „nicht, daß der Künstler edle oder erhabene Ge„genstände herabwürdige, aber er hüte sich, daß „die Uebertreibung nicht an die Stelle des Natürli„chen trete, wenn er Götter und Helden der Fabel„welt und Vorzeit auf die Bühne bringt. Die „Künstler der Griechen und Römer hatten diese „Klippe minder als wir zu fürchten. Bey ihnen „war alles edel und groß: sie malten nach ihren „Modellen, und hatten nicht zu fürchten, daß man „sie nicht verstehe, oder daß sie unnatürlich und gi„ganteſk schienen.“

Sylvain, in einem Akt, von Marmontel: wurde 1770 auf dem italiänischen Theater gegeben. — So laut das Publikum komische Stücke forderte, mit so unerschüttertem Beyfall nahm es dennoch die Stücke voll Empfindung auf. Inzwischen gab es rührenden Stücken, in welchen das Komische mit der Haupthandlung ungezwungen verbunden ist, den Vorzug.

Die Schwierigkeiten, die der Eigensinn einiger Schauspielerinnen der Aufführung dieser Operette entgegensetzen wollte, wurden glücklicherweise bald gehoben. Aber Gretry selbst wurde bey der ersten Probe schüchtern, und, erst nachdem die Schauspieler ihre Rolle gefaßt hatten, kehrte die Zufriedenheit mit seiner Arbeit zurück.

Marmontel nahm ihn mit zur Clairon: er zeigte ihr das Duett: Dans le sein d'un pere, (das deutsche Publikum kennt es in der Nachahmung: An sein Herz voll Liebe drückt dein Vater dich,) und sie war, einige Verse ausgenommen, die ihr nicht genug deklamirt schienen, damit zufrieden. Sie mußte dem Tonkünstler diese Stellen deklamiren, und mit Erstaunen sah sie, daß er singend ihre Töne, ihre Intervalle, ihre Accente kopirte. Wie, rief die Sängerinn, vermag das der Gesang? ich gestehe es, dieß habe ich bis heute nicht geahndet.

Les deux Avares, in zwey Akten. Text von Falbert de Quingy. Zum erstenmal gegeben in Fontainebleau, am 17. October 1770: in Paris den 6. December 1770. Dieß Stück, das kälter als die andern aufgenommen wurde, erhielt sich doch länger: der Gegenstand war neu, und es ist leicht aufzuführen: wahrscheinlich waren dieses die Ursachen jener Erscheinung.

„Indessen, sagt Gretry, muß ich gestehn, daß „das Niedrigkomische keinen Reiz für meine Ein„bildungskraft hat. Es machte mir Vergnügen, „Colombine und Pierrot im tableau parlant zu „veredeln, aber ohne Unwahrscheinlichkeit konnte ich

„dieß

„dieß bey den Charakteren von Martin und Gripon „nicht. Die Verliebten im Possenspiel zeigen uns „überladene wahre Galanterie, und diese ist noch „eines Anstrichs von Adel fähig: aber niedrige „Charaktere kann man nie veredeln, ohne die Wahr„heit zu beleidigen.“

Der Verf. sucht für diese Behauptung, die wir an sich als sehr richtig anerkennen, Gründe anzugeben: er scheint die übersehen zu haben, die der Sache am nächsten liegen. Das Niederträchtige ist immer Unedel: ohne seine Natur zu verändern, ist es also geradezu unmöglich, es edler darzustellen. Das Lächerliche hingegen darf sich nie in das Niedrige oder Ekelhafte, d. h. nie in das Unedle verlieren: und es enthält also keinen Widerspruch mit seinem Wesen, wenn ihm ein edlerer Anstrich gegeben, oder die Veranlassungen zum Lachen edler dargestellt werden.

L'amitié à l'epreuve: Komödie in zwey Akten, nachher zu drey Akten umgearbeitet. Text von Favart: gegeben in Fontainebleau den 13. November 1770, und in Paris den 17. Januar 1771.

Die ersten Vorstellungen dieses Stücks gefielen wenig: erst im Jahr 1786, als es auf der Bühne wieder erschien, gab das Publikum Beweise seiner Zufriedenheit, nachdem der Verf., um dem Stück mehr Leben und Mannichfaltigkeit zu verschaffen, eine komische Rolle eingewebt hatte.

Zemire et Azor, in 4 Akten, von Marmontel, wurde auf die Bühne gebracht in Fon-

tainebleau, den 9. Nov. 1771. und in Paris den 10. December d. J.

Die erste Arbeit des Verf. nach einer harten Krankheit. Das Gefühl neuer Kräfte, die Befreyung des Geistes von allem körperlichen Druck, macht leicht für das Wunderbare empfänglich, und setzt uns in nähere Beziehung zu den übernatürlichen Wesen. Eine fortdauernde Behaglichkeit begleitete Gretry bey dieser Arbeit: sein Ausdruck war wahr und stark, und es schien ihm schwer, in derselben Manier, mehr Wahrheit des Ausdrucks, der Melodie und Harmonie zu vereinigen, als hier geschah.

„Nicht als ob diese drey Stücke, die jeder Gat„tung von Musik eigen seyn müssen, in jener Arbeit „alle denselben Grad behaupteten. Eine Vereinigung „dieser Art wird sich vielleicht nie finden: und immer „wird, wenn Eine jener Eigenschaften vollkommen „erreicht wird, dieß auf Unkosten der beyden andern „geschehn. Wenn der Tonkünstler nach der Wahr„heit des Ausdrucks ringt, werden ihr Melodie „und Harmonie untergeordnet seyn: und dieses ist „der Fall bey der dramatischen Musik. Der Ton„künstler, dem die Natur jene Wahrheit des Aus„drucks versagt hat, dessen Einbildungskraft sich „nur selten glückliche Gesänge darstellen, wird ohne „Zweifel in den Modulationen der Accorde Stoff „genug zu einer schätzbaren Composition finden. „Sie sind für die Kirchenmusik, für die Chöre des „tragischen Theaters, wo die Handlung nicht rasch

„ist,

„ist, und der Schlüssel, um eine Symphonie zu „machen.

„Wenn man Stücke höherer Dichtungsarten „in Musik setzen will, Stücke, denen die ganze „Harmonie dieser Gattung eigen ist, und die uns „vollendete Gemälde darstellen, so muß der Ton„künstler wiederum die Harmonie allein vor Augen „haben: denn wenn der Dichter alles sagt und al„les empfinden läßt, so würde die Wirkung leiden, „wenn man noch etwas hinzusetzen wollte. Da, „wo der Melodie zu viel Rechte eingeräumt wer„den, wird sich der Ausdruck in die reizende Unbe„stimmtheit des idealischen Reichs der Melodie ver„lieren, und die Harmonie wird nur ihr Piedestal „werden. Dieß ist der Charakter der Concertstü„cke: die Musik dieser Gattung gefällt der erhöhe„ten Einbildungskraft, die sich selbst Phantome „schaffen will; sie ist die Musik der Engel — viel„leicht die der Natur."

Wir zweifeln, daß diese vom Verf. aufgestellten Sätze sogleich und ohne Widerspruch werden anerkannt werden. Wie, wird man sagen, soll nicht jede Gattung der Musik Empfindungen darstellen, und wie kann dann Eine derselben Wahrheit des Ausdrucks entbehren? Allein dieß behauptet auch Gretry, wenn wir die eben eingeschaltete Stelle mit seinen vorhergehenden Aeußerungen zusammenhalten und sie aus jenen erklären, keineswegs. Wahrheit des Ausdrucks ist nothwendig, wo Ausdruck der Empfindungen selbst statt haben soll. Aber dieser Ausdruck, die Darstellung der

Empfindungen selbst wird in verschiedenen Rücksichten, so gewiß sie der Musik im Allgemeinen überall zum Grunde liegt, mehr und minder unentbehrlich. Nach diesen Rücksichten tritt nun die Wahrheit des Ausdrucks in eben so verschiedene Verhältnisse gegen Harmonie und Melodie.

Der Verf. theilt die Gattungen der Musik in solche, denen Worte zum Grunde liegen, und solche, wo dieß nicht der Fall ist. Bey der erstern behält er genau in den Augen, daß Dichtkunst und Tonkunst nicht eine der andern dienen, sondern beyde schwesterlich sich mit einander verbinden sollen, um desto gewisser ihren Zweck zu erreichen. Wo also die Dichtkunst in solchen Gattungen verweilt, die zwar bestimmte Empfindungen malt, aber nicht so umständlich, daß nicht noch Verstärkung des Colorits, Andeutung von Nüancen in den Leidenschaften und ihrem Ausdruck möglich wäre, oder vielleicht noch richtiger, wo die Arbeit des Dichters zwar Empfindungen zu erregen fähig ist, aber nicht in dem Grade, den das Wesen der Empfindung und die Verhältnisse, unter denen sie erregt werden soll, erlauben, so ist es allerdings nothwendig, noch einen andern Weg zu suchen, um den Eindruck auf die Seele, der der Empfindung vorhergehn und mit ihrer Stärke in Verhältniß stehen muß, sicherer und seine Wirkung zuverläßiger zu machen. Dieß ist allerdings der Fall in der dramatischen Poesie, wo das nothwendige Fortschreiten der Handlung nicht ein solches Verweilen bey den Vorstellungen und Ideen erlaubt, wie es zur Erweckung der bezweckten

ten Empfindung nothwendig seyn würde. Durch die Intensität der Gedanken und des Ausdrucks kann dieß nicht allezeit — in den leichtern Gattungen der dramatischen Poesie gewiß nur selten erreicht werden, und so muß man dieß durch Deklamation, Geste, und durch die Verbindung des Gesanges versuchen. Hier, wo dieser die Entstehung einer bestimmten Empfindung befördern soll, ist Ausdruck und Wahrheit desselben allerdings das Wesentlichste und Nothwendigste: die zweyten Stellen nehmen Melodie und Harmonie ein; jene, um den Ausdruck gefällig zu machen, diese, um ihn noch mehr zu unterstützen.

Man wende uns nicht ein, daß ja oft dieselben Empfindungen in gleichem Grade schon bey dem Lesen einer guten Operette entstehen, die uns bey ihrer theatralischen Vorstellung erfüllen. Wir können dieses, wenigstens daß es in gleichem Grad geschehe, mit gutem Grunde leugnen: aber auch, wenn wir es zugeben wollten, wer sagt uns, wieviel Antheil an jenen Empfindungen die Arbeit selbst, und wieviel das an ihnen hat, was unsere Phantasie von mangelnder Deklamation, Gesten und Gesang ersetzt. Wir haben sehr vollkommene Dichter in dieser Gattung sich bemühen sehen, beym Vorlesen ihrer Opern, den Arien eine Melodie zu geben. Wozu dieß, wenn sie nicht fühlten, daß es außer Worten und Deklamation noch etwas giebt, was die Wirkung verstärkt?

Wir glauben die Musik in diesen Rücksichten mit der Deklamation des Schriftstellers vergleichen

zu können. Je wahrer und durchdachter der Satz, je passender, gewählter, und stärker der Ausdruck für den Gedanken ist, um so weniger vermißt man deklamatorische Verzierungen, um so öfterer schaden diese sogar, indem sie die Stärke des Ausdrucks schwächen, und die Sammlung der Aufmerksamkeit auf die Hauptsache zerstreuen.

Aus diesen Gesichtspunkten gefaßt, dürften sich Gretry's Sätze nicht bloß vertheidigen lassen, sondern wirklich als Behauptungen, die dem Endzweck der zwischen Tonkunst und Dichtkunst bestehenden Verbindung ganz entsprechen, rechtfertigen.

L'ami de la maison. Drey Akte, von Marmontel. Gegeben in Fontainebleau den 26. October 1771, in Paris den 14. März 1772.

Gute und wichtige, aber bekanntere Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Aufmerksamkeit des Tonkünstlers auf die Deklamation der Worte, in Rücksicht ihrer Stellung zu den Hauptnoten. Sie würden uns überflüßig scheinen, wenn nicht allzuhäufige Beyspiele, wie wenig viele Tonkünstler Sinn für diese ersten Vorschriften ihrer Wissenschaft haben, diese Täuschung störten.

Auch empfiehlt der Verf. den für die Harmonie wichtigen Gebrauch blasender Instrumente. Er ist, wie er sagt, von den Deutschen mehr benutzt, als von den französischen Tonkünstlern.

„Man kann, sagt er, diese Instrumente in „zwey Beziehungen betrachten; die erste, die sie zu „der Stimme haben, die sie begleiten, die zweyte, „zu der Empfindung der Worte, die die Musik aus-

„drücken

„drücken will. Das Fagot ist traurig: im Pathe-
„tischen findet es seine Stelle, auch dann, wenn man
„nur eine feine Nüance davon anzudeuten sucht;
„überall, wo reine Fröhlichkeit herrschen soll, giebt
„es einen Widersinn. Die Clarinette paßt zum
„Schmerz, da wo ihm weniger Pathos eigen ist,
„als das Basson ausdrückt. In fröhlichen Arien,
„wo es angewendet wird, giebt es immer einen An-
„strich von Traurigkeit. Wenn man in Gefäng-
„nissen tanzte, würde ich die Clarinette für die Mu-
„sik dazu wählen. Die Hoboe, deren Ton ländlich
„und fröhlich ist, dient auch, um einen Strahl von
„Hofnung mitten im Schmerz bemerken zu lassen.
„Die Flöte ist von zärtlichem und verliebten Cha-
„rakter; die Sanftheit ihrer Töne läßt die schönste
„weibliche Stimme neben ihr verlieren; viel pas-
„sender ist die Begleitung dieses Instruments für
„die männliche Stimme, und für Instrumente, de-
„ren Ton nicht Haltung genug hat.“

Le Magnifique. Drey Akte, von Sedaine. Aufgeführt in Paris auf dem italiänischen Theater, den 4. März 1773.

Bis jetzt war die Rede öfterer von dem, was der Tonkünstler für den Dichter zu thun hat. Hier nimmt der Verf. Gelegenheit zur Untersuchung des Gegentheils.

„Um dem Tonkünstler volle Zufriedenheit bey
„seinen Arbeiten zu verschaffen, müßten die für
„die Musik bestimmten Worte sorgfältig gearbeitet
„seyn. In den entferntesten Zeiten wendete man
„die Musik nur für Worte an, die auf die Nach-

„welt zu kommen werth waren. Heut zu Tage „heißt es: wenn die Verse nichts taugen, setze „man sie in Musik, man wird sie gut finden! — „Ich sage in diesem Fall, man wird sie abscheulich „finden. Alle Tage höre ich Verse, die das Pu„blikum im Dialog hingehen läßt, und die es ver„werfen würde, wenn sie so in Musik gesetzt wür„den, daß sie verständlich blieben.“ (Ganz gewiß, wenn sie verständlich bleiben: aber bey vielen von unsern gewöhnlichen Compositionen ist es einerley, was für Worte mit ihnen verbunden sind, weil man doch nichts von den letztern versteht, und die guten eben so, wie die schlechten, unter den Tönen erstickt werden. Dann schafft freylich eine gute Melodie schlechten Versen Aufnahme.) „Die „musikalische Sprache unterscheidet sich darinnen, „daß ihr Accent stärker ist, als in der gewöhnli„chen Deklamation. Und es ist natürlich, je mehr „ihr deklamirt, und accentuirt, je fühlbarer macht „ihr die Plattheit der Verse, je mehr setzt ihr Wor„te und Musik herab.“

„Bemerkt, mit welcher Furchtsamkeit ein gu„ter Schauspieler Verse hersagt, die ihm schlecht „dünken: er deklamirt nicht, er schlüpft schnell „und fast ohne Accent über die verdächtigen Worte „hinweg. Der Tonkünstler erfährt in seinen Ar„beiten denselben Zwang: ihm begegnen hundert „fast unüberwindliche Schwierigkeiten: ein Vers „hat acht, der folgende nur drey, der nächste zehn „Sylben. Und nun soll er einen regelmäßigen „Plan in der Unregelmäßigkeit selbst entdecken.

„Noch

„Noch schlimmer, wenn die Ideen, die die Stro-
„phe bilden, ohne Zusammenhang sind; und doch
„heißt dieses alles noch nichts, wenn noch überdieß
„prosaische oder gemeine Worte sich finden, die
„man schnell übergehn muß, um sie wenig hören,
„und die Zuschauer in dem Gedanken zu lassen, daß
„sie mißverstanden haben.

„Dieß sind die Qualen des Tonkünstlers, dem
„man sorglos bearbeitete Worte giebt. Aber er
„verlangt doch einen musikalischen Abschnitt im
„Vers? er will kleine Verse? Nicht doch, meine
„Herren, nicht dieß ist nothwendig: wir wollen
„Verse, die der Empfindung entsprechen, die sie
„schildern! Alexandriner oder sechssylbige sind
„gleichgültig: aber sie sollen korrekt, symmetrisch
„seyn: nicht zu lange Redensarten, in Versen von
„zehn und zwölf Sylben, deren Abtheilungen durch
„Vokalen verbunden sind: ganz natürlich kann der
„Gesang nicht so schnell gehn, als die Worte. Den-
„ken sie daher immer an die Bewegung des Ge-
„sangs, der ihre Worte begleiten soll: acht Verse
„in langsamer Bewegung fordern mehr Zeit, als
„dreyßig in schneller.

„Keine Wiederholung derselben Worte in dem-
„selben Vers, es sey denn, daß dieß ihre Idee ver-
„schönere. Dieses Hülfsmittel muß dem Ton-
„künstler vorbehalten bleiben, um seinen Gesang
„zu ründen. Er bedarf es nicht immer; aber wenn
„ihr es ihm wegnehmt, so setzt ihr ihn leicht in Ver-
„legenheit, weil ihr nicht wissen könnt, wenn er es
„nöthig hat. Vielleicht sieht er durch die Wen-

„dung

„dung des Gesangs sich in der Nothwendigkeit,
„Worte zu wiederholen, die ihr nicht wiederholt
„habt: seine und eure Wiederholungen werden
„dann zum Ekel! Dem Tonkünstler in die Hand
„arbeiten, heißt in diesem Falle, so scheinbar es
„klingt, nichts anders, als dem Zwang folgen, ei-
„ne Zahl Sylben vollständig zu machen, um Verse
„von dem nämlichen Maaß aufzustellen.

„Dann vermeide der Dichter auch die Moral:
„ihre Bilder sind kalt, vielleicht nur dann nicht,
„wenn sie sich auf Liebe bezieht. Empfindung,
„Ironie, jede Leidenschaft, selbst Einförmigkeit,
„wenn sie zum Charakter stimmt, alles ist für die
„Musik ergiebig, nur keine schlechte Verse!“

Der Verf. vertheidigt sich noch zuletzt, daß das, was er hier sagt, keinen Bezug auf Sedaine habe, wie es wohl mit Recht scheint. „Wenn
„Sedaine auch nicht der Dichter ist, der die Ver-
„se, die er dem Gesang bestimmt, mit der größten
„Sorgfalt bearbeitet, so sind doch die Situationen,
„die er herbeyführt, so hinreißend, daß sie den Ton-
„künstler zwingen, sich für ihre Darstellung zu be-
„schäftigen. Fast immer wählt er das eigentliche
„Wort, und hält nicht für nöthig, es durch poetische
„Figuren zu verschönern. Und so zwingt er den
„Tonkünstler, neue Formen zu erfinden, um seine
„originellen Charaktere darzustellen: Freylich ist
„dann die Arbeit nicht leicht; aber Gewohnheit in
„leichten Arbeiten ist auch dafür desto gefährlicher,
„wenn sie nicht die Frucht eines langen Stu-
„dium ist.“

La

La Rosiere de Salenci, in Versen von de Pezai. Gegeben in 4 Akten zu Fontainebleau den ...., und in drey Akten zu Paris den 28. Februar 1774.

Das Studium von Geßner war Gretry's Vorbereitung zu dieser Composition. Das Publikum war zufrieden mit den Vorstellungen dieses Stücks, ohne doch sehr eingenommen dafür zu seyn. Vielleicht weil es dieser Gattung dramatischer Produkte überhaupt an den auffallenden Contrasten und an den lebhaften Farben der übrigen Gattungen dramatischer Poesie fehlt.

La fausse Magie. Zwey Akte in Versen, von Marmontel: aufgeführt auf dem italiänischen Theater den 1. Februar 1775.

Der erste Akt dieses Stücks schien dem Tonkünstler vorzüglich geglückt zu seyn. Er sucht die Ursache in dem Gleichgewicht zwischen Harmonie und Melodie, und in dem Charakter der Wahrheit, den auch die erstere hat. Der andere gefiel weniger, weil der Dichter sich in Unwahrscheinlichkeiten verirrt hatte, die der erste nicht vorbereitete.

„Bey der ersten Vorstellung hatte vorzüglich „ein Duett: Quoi! c'est vous, qu'elle pre„fére etc. eine außerordentliche Wirkung. Der „Gesang desselben gränzt so nahe an Deklamation, „daß man ihn für sprechend nimmt. Auch seine „Bewegung ist ununterbrochen, und man weiß, „was für einen wundervollen Einfluß eine Musik „dieser Art auf alle Zuschauer hat. Die ältern „Tonkünstler reden viel von der Macht des Rhyth-

„mus

„mus und der Bewegung: in der That wirkt er „mehr als Harmonie und Melodie: aber wenn er „mit diesen vereinigt ist, dann erst ist sein Einfluß „unwiderstehlich."

„Stücke, wie diese, deren Musik mehr sprechend als singend ist, erfordern Behutsamkeit in der Ausführung, um den Ausdruck nicht zu überladen, und darüber den Gesang ganz zu vergessen. Auch ist es in der Tonkunst so wahr, als in den übrigen Künsten, daß den Ideen des Zuhörers nichts übrig lassen, ihn langweilen heißt. Dieß ist sogar physisch richtig, und die Ursache, warum unsere Saiteninstrumente nicht die scharfe Stimmung vertragen, die die Töne zu fordern scheinen."

So richtig bekanntlich die letztere Erscheinung ist, so wenig glauben wir doch, daß sie der Verf. mit Recht als die Folge der von ihm genannten Ursache ansieht, die er überhaupt zu weit auszudehnen scheint. Die in einigen Intervallen bey der Stimmung unserer Instrumente nothwendige Abweichung von der eigentlichen Temperatur der Töne, ist die Folge der in unserm Tonsystem noch liegenden Mängel, und der für die eigentlichen Verhältnisse der Intervalle fehlenden Zwischentöne. So wird es also vielmehr der Fall, daß man das Ohr überall gleichförmig rühren, und auf einer Seite, wo höchste Befriedigung möglich wäre, minder befriedigen muß, um es auf der andern nicht sogar beleidigen zu lassen.

Bemerkungen über Rousseau, dem Gretry bey der Vorstellung der fausse Magie bekannt wurde.

So

So sehr sie uns zum Abschreiben reizen, so müssen wir uns und unsern Lesern doch diesen Genuß versagen, um unsere Gränzen nicht zu weit zu überschreiten. Nur das bemerken wir, daß der Tonkünstler die Rechtfertigung des Philosophen über das ihm streitig gemachte Eigenthum der Musik vom devin du village übernimmt. Er fand darinne „den wenig geübten Künstler, dem die Empfin„dung die Vorschriften der Kunst enthüllte.“

Die nächsten Arbeiten des Verf. waren:

Cephale et Procris, in drey Akten von Marmontel, aufgeführt in Versailles 1773, in Paris den 2ten May 1775. Der Beyfall, den dieses Stück erhielt, war mittelmäßig. Gretry schlug dem Dichter einige für die Musik vortheilhafte Veränderungen vor, zu denen jener sich nicht verstand, und seit der Zeit kam es nicht wieder auf die Bühne.

Les mariages Samnites, in drey Akten von Durosoy, gegeben von den Italiänern den 12. Jun. 1776.

Auch diese zweyte Bearbeitung des nämlichen Gegenstandes, den der Tonkünstler schon einmal vor sich gehabt hatte, machte kein Glück in Paris. Man konnte sich nicht gewöhnen, dieselben Schauspieler, die man täglich in komischen Rollen sah, hier als Helden zu sehn. Auf den Bühnen der Landstädte erhielt sich, weil das Gegentheil statt hatte, das Stück länger.

Matroco, burleskes Drama in 4 Akten von Laujeon, aufgeführt in Fontainebleau 1777, in Paris

Paris den 25. Februar 1778. Die Erwartung des Tonkünstlers von diesem aus Abentheuern zusammen gesetzten Stück, das er für den Hof und aus Gefälligkeit in Musik setzte, war nicht größer, als der Erfolg. Er hatte sich die undankbare Mühe gegeben, überall in seiner Musik Epigrammen anzubringen, denen ein air de Vaudeville zum Grunde lag. Die Ouverture war eben so aus bekannten Arien zusammengesetzt, die den Charakter und Gegenstand des Stücks andeuteten. „Ich „bin überzeugt, (sagt Gretry aufrichtig,) eine ganze Piece in vier Akten in dieser Art gearbeitet, ist „eine Verirrung der Einbildungskraft: sie ist fähig, die Verstandskräfte des Künstlers zu Grunde zu richten."

In Paris wurde es wider Willen des Verf. gegeben. „Die Flamme hat dieses Ungeheuer von „Composition verzehrt, um den guten Geschmack „zu versöhnen, dem ich durch sie zu nahe getreten „war."

Le Jugement de Midas. Komödie in drey Akten mit Gesang, von d'Hele: auf dem italiänischen Theater gegeben den 27. Junius 1778.

Der Verfasser dieser Komödie ist ein Engländer, der eigentlich Hales heißt, und von den französischen Journalisten in d'Hele umgetauft wurde. Man wollte lange nicht glauben, daß ein Engländer ein gutes französisches Stück machen könne, und so ruhte die Arbeit zwey Jahre im Portefeuille des Tonkünstlers. Endlich erschien sie, als die Reihe im italiänischen Theater sie traf, und das Publikum

war

war damit zufrieden. Eigentlich ist es eine Satyre gegen die alte französische Musik oder vielmehr die Art ihres Vortrags.

Gretry empfand bey dieser Composition die ganze Schwierigkeit, der Idee von dem Gesang des Apollo genug zu thun. „Die Zuschauer sind schon „zu sehr für diese erhabene fabelhafte Wesen einge„nommen; die Schilderungen der Dichter von den „Wundern, die Apollos und Orpheus Lieder her„vorbrachten, sind eine unvermeidliche Klippe für „jeden, der das in der Musik darstellen will, was „die glänzende Einbildungskraft der erstern gemalt „hat. Und gewiß ist es unendlich leichter, Wun„der zu erzählen, als sie in Handlung vorzustel„len.“

Gluck hatte das nämliche Schicksal mit der Rolle des Achilles in der Iphigenie von Aulis und mit der des Orpheus. Beyde bleiben weit unter der Erwartung.

Sollten diese Erfahrungen, unterstützt von der Natur der Sache, nicht unsere Schauspieldichter und unsere Tonkünstler behutsamer machen?

L'Amant jaloux. Komödie in drey Akten von d'Hele: aufgeführt in Versailles den 20. November 1778, und in Paris den 23. December desselben Jahres.

Noch bey der Hauptprobe am Tage der Vorstellung mißfiel dieß Stück. Die Vorstellung selbst fand aber doch den entschiedensten Beyfall.

Einige Ideen des Verf. über den Vortrag musikalischer Stücke in Ansehung der Bewegung schei-

nen uns merkwürdig, wenn gleich keinesweges durchgängig neu.

„Ich fand allgemein," sagt er, „daß die Bewegung, die für jedes Stück angezeigt war, viel langsamer gegen Norden von Frankreich, viel schneller im Süden war. Indessen darf man nicht glauben, daß je weiter man in die heißen Länder vordringt, um so schneller die Bewegung werde. Man findet sie vielmehr zu Rom langsamer als zu Paris, ohne Zweifel noch langsamer in noch heißern Ländern. Hier zeigen, wie in vielen andern Fällen, die Extremen dieselbe Wirkung. Die größte Hitze des Clima macht schwach: die Kälte dumm. — — Sollte ein Rythmometer, den man mehrmals vorgeschlagen hat, nöthig seyn, um die Bewegungen gleichförmig zu machen? Läßt man nicht lieber jedem Volk, jeder Provinz, die lebhafte, gemäßigte oder langsame Bewegung, die seinem Temperament entspricht? Ich bin überzeugt, daß selbst dann, wenn man die Bewegung jedes Musikstücks nach Pendulschwingungen abmessen wollte, doch jedes Land von verschiedener Temperatur sich nicht daran kehren, sondern nach seiner Weise sich richten würde."

Wir können uns hier nicht in eine nähere Prüfung dieser Behauptungen des Verf. einlassen. Allein erinnern müssen wir doch, daß er uns hier die Wirkung des Stücks von einer gewissen bestimmten Bewegung, nicht von der Wirkung der Bewegung ohne Bezug auf ein gewisses Stück, zu unterscheiden scheint.

Wir

Wir glauben, daß jede muſikaliſche Arbeit nur in einer einzigen Nüance von Bewegung in dem Grad der Vollkommenheit dargeſtellt werden kann, den ſie von ihrem Verf. empfing. Das Mehrere oder Mindere in dieſer Bewegung ſchwächt nothwendig den Eindruck des Stücks. Sagt man alſo, das Maaß einer Bewegung iſt dem Lande oder dem Volke nicht angemeſſen, ſo heißt dieß eigentlich, das Stück ſelbſt iſt nicht für das Land oder das Volk: denn wenn es die Compoſition in einer langſamern oder ſchnellern Bewegung vortragen hört, ſo hört es nicht das, was der Verf. ihm vorzutragen willens war. Wem wir hier nicht deutlich ſind, dem ſind wir es vielleicht, wenn wir ihn fragen, ob er glaubt, daß man die Arbeit eines Dichters in Schweden anders deklamiren müſſe als in Italien, um dieſelben Eindrücke hervorzubringen? Wir können uns nicht von einer ſolchen Verſchiedenheit der Organe und des Empfindungsvermögens, und eben ſo wenig von dem überzeugen, was unſer Verf. bis jetzt und in der Folge ſagt.

„Man giebt (fährt er fort) Lulli's und Ra„meaus Arbeiten nicht mehr in ihrer wahren Be„wegung, ſagen uns ältere Perſonen. Dieſe Ver„änderung hat mehrere Urſachen. Wenn man „das Tempo einiger Stücke ſchneller macht, ſo ge„ſchieht dieß, weil man heut zu Tage mehrere „Kenntniſſe, mehrere Fertigkeit in der Muſik hat, „weil man ſchnell faßt, was man ſonſt nur lang„ſam begriff. Die Einbildungskraft eilt, ſobald „ſie keine Hinderniſſe antrift. So ſagt man uns

„im Gegentheil auch, daß Lulli sein Recitativ in „der Bewegung einer gewöhnlichen Rede aufführ„ren ließ; nach ihm, d. h. vor dreyßig oder vierzig „Jahren, dehnte man es unendlich aus. Hier „tritt eine andere Ursache ein, als die vorhin ange„gebene. Damals war der italiänische Gesang nach „Frankreich gekommen: die französischen Sänger „suchten nun daher Melodie, wo wenig war, und „ergriffen dann den Weg, ihr Recitativ mit allen „Verzierungen eines taktmäßigen Gesanges zu sin„gen und auszuschmücken."

Uns dünkt, das, was der Verf. hier zuletzt sagt, beweist gegen ihn, daß auch hier die Mode es ist, die vorzüglich die verschiedene Bewegung musikalischer Arbeiten, nach den unterschiedenen Ländern und Zeiten, verschieden bestimmt.

Les Evenemens imprevus, in drey Akten, von d'Hele, aufgeführt in Versailles den 11. November 1779, und in Paris den 13ten desselben Monats: die letzte Arbeit des hoffnungsvollen Dichters.

Les moeurs antiques où les amours d'Aucassin et Nicolette, drey Akte von Sedaine, gegeben in Versailles den 30. December 1779, in Paris den 3. Januar 1780.

„Der Titel dieses Stücks zeigte dem Tonkünst„ler schon die Musikgattung, die er wählen muß„te: aber indem er in der Manier der ältern Mu„sik arbeitete, mußte er zugleich den Neuern gefal„len: man weiß es nie dem Künstler Dank, daß

„er

„er Wahrheit suchte, als insofern er uns zugleich „vergnügte.“

Man folgte nachher dieser Manier, alte Gesänge in neuen ländlichen Schauspielen aufzunehmen. „Dieß widerspricht sich nicht. Aber warum läßt „man nicht jeder Sache ihre Farbe? warum er„schöpft man alle Quellen ohne Noth? was behält „man übrig, wenn man ein Stück von wirklich „veralterten Sitten bearbeiten will?

„Sehr zu wünschen wäre noch, daß man nicht „alle Musikgattungen in demselben Werk zu verei„nigen suchte! Die wunderbaren Wirkungen der „Musik, die sie in ältern Zeiten hatte, entspran„gen ganz gewiß aus der bestimmten Verschieden„heit der Tonarten, der Modulation und vorzüglich „des Rhythmus, den man mit aller Genauigkeit „für jede Gattung wählte. Heut zu Tage herrscht „der Luxus überall. So wie man die Produkte „aller vier Welttheile aufbietet, um einen Saal zu „schmücken, oder ein Gastmahl zu geben, so hat „auch die Dichtkunst die Musik gezwungen, alle ihre „Gattungen in derselben Composition zu häufen. „Und doch, wenn wir gerecht seyn wollen, müssen „wir gestehen, daß diese Mannichfaltigkeit kaum „hinreicht, die Aufmerksamkeit eines Auditoriums „zu fesseln, das von allen bis zur Uebersättigung „genossen hat. Indessen ist gerade dann Mäßigung „für die Künste nothwendig, wenn ein unmäßiger „Luxus in ihnen eingeführt ist. — Ich rede hier „davon, daß man die Reichthümer der Instrumen„te und die Harmonie, die wir mißbrauchen, spar„sam

„sam anwende: von unserer Verschwendung rührt „vielleicht diese Sättigung, diese Schwierigkeit, „den Zuhörern zu gefallen, her. In der That „steht man von der Ouverture einer Oper an, und „in allen ihren wichtigen Stücken, Trompeten, Hör„ner, Hoboen, Clarinetten, Flöten, Flaschinetts, „Fagots, Violinen, Bratschen und Bässe anwen„den: alles wird auf einmal angebracht, und wenn „sich dann eine günstige Gelegenheit zeigt, eins „von jenen Instrumenten zu benutzen, so ist die „Wirkung gewiß nicht mehr so auffallend, als „wenn man es vorher nicht hörte. Aber so will „das Vorurtheil. Man würde eine Ouverture „dürftig nennen, die nicht den stärksten Theil der „Instrumente des Orchesters beschäftigte."

Andromaque, Trauerspiel in drey Akten, in Versen, aufgeführt von der königlichen Akademie der Musik den 6. Junius 1780.

„Die Harmonie findet ihr Reich in der Tragö„die: die Melodie hat immer neue Quellen in allen „andern Gattungen. Der beste Tonkünstler sieht „sich, wenn er zwey oder drey lyrische Stücke ge„setzt hat, und seinen Gesängen Mannichfaltigkeit „geben will, gezwungen, die großen und edlen For„men, die sich leicht erschöpfen, zu verlassen, und „zur einfachen Natur zurückzukehren, die sich ohne „Gefahr des wahren Accents der Leidenschaft be„mächtigt. Man sieht dann aber, daß er aufhört „tragisch zu seyn, so wie er natürlich wird: oder „daß er sich in einer längern tragischen Laufbahn „unaufhörlich wiederholt." Die Leidenschaften, die

die für das Trauerſpiel gehören, haben zu wenig Mannichfaltigkeit, und es giebt nur wenig Accente für jede dieſer Empfindungen. „Die Deklamation „der Tragödie hat ihr Recht an Abwechſelung ver„loren: der Tonkünſtler muß dieſelben Geſänge „wiederholen, und ſie nur mit einer andern Harmo„nie verbinden.“

Wenn ein Dichter in ſeinem zwanzigſten Jahre ein gutes Trauerſpiel, aber im vierzigſten Jahre erſt ein gutes komiſches Stück liefern kann, ſo findet hingegen bey dem Tonkünſtler gerade das Gegentheil ſtatt. „Das reife Alter iſt bey ihm das, „welches zur Tragödie paßt. Wenn die Lebhaftig„keit, der Reichthum an Geſängen, die feinen „Nüancen in dieſem Alter erſchöpft ſind, ſo hat er „ihrer in der tragiſchen Gattung auch weniger nö„thig. Ihm bleiben, von einem gründlichen Stu„dium in ſeiner Jugend, die Schätze der Harmo„nie übrig, und er kann noch immer in tragiſchen „Stücken ſich einen Namen erwerben.“

Glucks Verdienſte um die tragiſche Oper veranlaſſen den Verf. zu einigen intereſſanten Bemerkungen. Aber neuer als ſie iſt die Idee, dem Componiſten dadurch mehr Freyheit zu verſchaffen, daß er dem Dichter vorarbeite, d. h. daß der Dichter die Ideen der Geſänge und ihren Gang nur andeute, der Componiſt dann ſein Gemälde liefre und vollende, und nun der Dichter Metrum und poetiſche Darſtellung hinzufüge. So hofft er, auch die jetzigen Componiſten bloßer Concertſtücke für die dramatiſche Dichtkunſt zu gewinnen.

Ist aber dieser Vorschlag ausführbar? erweitert er nicht die Rechte des Tonkünstlers zu sehr zu Beeinträchtigung der Rechte des Dichters? Der letzte hat bestimmte Ausdrücke für bestimmte Begriffe zu suchen: der erstere unbestimmte Ausdrücke für bestimmte Begriffe. Glaubt nun der Verf. mit Recht, daß bestimmte Ausdrücke unbestimmten, zumal unter so vielen mechanischen Vorschriften, zuzugesellen, leichter sey, als das Gegentheil wäre? Ungerechnet, daß eine solche Arbeit viel mehrere musikalische Kenntnisse, als die gewöhnliche Verfahrungsart, und sie in einem Grad voraussetzt, der sich äußerst selten bey unsern Dichtern finden läßt.

Colinette à la Cour, drey Akte in Versen von de S***, aufgeführt in der königl. Akademie der Musik den 1. Januar 1782.

L'embarras des richesses. Drey Akte von demselben, den 26. November 1782.

La Caravane. Drey Akte in Versen von Morel de Chedeville, den 30. October 1783.

Man wollte auf der Schaubühne der Oper keine lyrische Komödien sehn, und man fand die Schritte unsers Verf. sie einzuführen tadelnswerth. Und dennoch sah er das Publikum müde der Tragödien, die im Besitz der Bühne waren, die zahlreichen Liebhaber des Tanzes verdrüßlich, daß der Tanz hier gewöhnlich nur eine Neben-, oft überflüßige Rolle hatte, die Administration und die Schauspieler in Verlegenheit, was sie geben sollten. Jene drey Stücke, vorzüglich das letztere, vollen-

vollendeten endlich den Sieg der lyrischen Komödie über das Vorurtheil und ihre Einführung auf der Opernbühne.

L'epreuve villageoise. Zwey Akte in Versen, von Desforges, aufgeführt auf dem italiänischen Theater den 24. Junius 1784.

Dieses Stück fand seine Entstehung in dem Fall eines andern, Theodore und Paulin, das eine doppelte Intrigue hatte, und aus welchem der Verf. und Tonkünstler Eine Intrigue und das behielten, was in der ersten Vorstellung gefallen hatte.

„Ich bearbeitete es mit so größerer Sorgfalt," sagt Gretry, „jemehr die Geringfügigkeit seines „Gegenstandes dieß forderte. Ein Gedicht von ei„nem großen Interesse hat diese Sorgfalt augen„scheinlich weniger nöthig; ich darf sogar behaupten, „daß die musikalische Composition eines verwickelten „Drama nicht zu gesucht seyn darf, um durch diese „doppelte Verwickelung nicht die Zuschauer zu er„müden."

Richard coeur de Lion. Drey Akte von Sedaine, aufgeführt auf dem italiänischen Theater den 25. October 1785.

„Nie war ein Gegenstand empfänglicher für „musikalische Darstellung, sagt man, als Richard „Löwenherz. In Ansehung der Hauptsituation des „Stücks, der Stelle, wo Blondel die Romanze „singt: Une fievre brulante etc. bin ich ganz „der Meynung. Aber der Gegenstand, im Allge„meinen betrachtet, fordert nicht mehr zur musikali„schen Bearbeitung auf, als jeder andere, und ich be-

„haupte noch mehr: das ganze Stück, bis auf jene „Stelle, ſollte nur deklamirt werden; dann, wo die „Romanze weſentlich Geſang ſeyn würde, und auf„ſer ihr nichts weiter geſungen werden dürfte, wür„de ſie auch mehrere Wirkung thun; ich war ſogar „willens, dieſer Romanze im zweyten Akt kein an„deres muſikaliſches Stück vorangehen zu laſſen, „ganz allein aus dem angeführten Grunde. In„deſſen verließ ich dieſe Idee, indem ich überlegte, „daß man in jeder Situation des erſten Akts ge„ſungen habe, und indem ich hofte, daß die Zu„ſchauer ſich der Täuſchung überlaſſen würden, die„ſe Romanze, in Anſehung der Muſik, als einzig „anzuſehen. Dieſelben Gründe bewogen mich, ſie „im alten Styl zu componiren, um ſie ſo von dem „ganzen übrigen Stück zu unterſcheiden. Iſt mir „dieß gelungen? Ich darf es glauben, da man „mich hundertmal gefragt hat: ob ich dieſen Geſang „in dem Fabliau gefunden habe, dem der Stoff des „Stücks gehört?“

Wir waren überraſcht, hier unſere eigenen Vermuthungen wiederzufinden. Auch wir und mehrere unſerer muſikaliſchen Freunde hielten dieſe Romanze in Anſehung der Dichtung und der Compoſition für alt, ſo glücklich ſtellt ſie den Charakter ihres Zeitalters und des Sängers, dem ſie im Munde liegt, dar. Es war aber auch erſt nach mehreren mißlungenen Verſuchen, daß Gretry den alten Styl fand, der fähig war, auch den Neuern zu gefallen.

Panurge

Panurge dans l'isle des Lanternes. Drey Akte in Verſen von Morel de Chedeville: im Opernhauſe gegeben den 25. Januar 1785.

Panurge war das erſte ganz komiſche Stück, das mit Beyfall auf der Operbühne erſchien. Auch unſere deutſchen Leſer erinnern ſich gewiß noch, wie oft und laut es in der erſten Zeit ſeines Erſcheinens genannt wurde. „Es kann," ſagt Gretry, „andern Stücken dieſer Gattung zum Muſter dienen. „Der Gegenſtand iſt einfach, der Pomp genau mit „der Sache verbunden, die Divertiſſements nothwendig zum Ganzen."

Le mariage d'Antonio. Ein Akt: aufgeführt auf dem italiäniſchen Theater den 29. Julius 1786.

Der erſte Verſuch der dreyzehnjährigen Tochter des Verf., den ſie unter ſeinen Augen und ſeiner Anleitung machte. Er findet hier Gelegenheit, ſich über die muſikaliſche Erziehung, und über den Unterricht in den Elementen der Tonkunſt zu verbreiten, und eine Reihe intereſſanter Bemerkungen zu liefern, die aber ſchwerlich einen Auszug erlauben.

Le Comte d'Albert, zwey Akte von Sedaine: gegeben in Fontainebleau den 1. November 1786; in Paris den 8. Februar 1787.

Mit dieſem Stück, dem der Verf. noch eine umſtändliche Zergliederung widmet, aus der wir nichts ausheben, weil alles zu genau ſich auf einzele Stellen der uns nicht genug bekannten Arbeit bezieht, ſchließt der Verf. das Verzeichniß ſeiner Com-

Compositionen und übergeht die, welche noch nicht öffentlich bekannt geworden sind.

„Ich finde auch," sagt er, „daß die Bemerkun„gen über die Musik, die sich mir im Anfange reich„lich darboten, jetzt seltner werden."

Gretry endigt sein ganzes Werk mit einer Recapitulation, die aber nicht, wie man glauben sollte, die Zusammenstellung seiner im Werke zerstreueten Grundsätze enthält, sondern die vielmehr eine Würderung der Verdienste der berühmtesten Tonkünstler um die Gründung des jetzigen Geschmacks, vorzüglich in der dramatischen Poesie, liefert. Wir heben noch dasjenige aus, was der Verf. von Pergolese sagt.

„Pergolese stand auf, und die Wahrheit wurde „anerkannt. Seit ihm hat die Harmonie erstaun„liche Fortschritte in ihren unendlichen Labyrinthen „gemacht: die exekutirenden Tonkünstler haben sich „vervollkommt, und erlauben den Componisten alle „Reichthümer des Accompagnements zu benutzen: „aber Pergolese hat dennoch nichts verloren: die „Wahrheit der Deklamation, die seine Gesänge aus„zeichnet, ist unvernichtbar, wie die Natur. Ge„wiß war es ein unwiederbringlicher Schade für die „Kunst, daß dieses göttliche Genie seine Laufbahn „in der Blüthe seiner Jahre endigte. Mit dem „innigsten Vergnügen hörte ich während meines „Aufenthalts in Rom von einigen ältern Tonkünst„lern, daß mein Wuchs und meine Physiognomie „sie an Pergolese erinnerten: sie sagten mir, daß „seine Arbeiten ihm die nämlichen Zufälle, von de-

„nen

„nen ich litt, zuzogen. Vernet, der Pergolese „kannte und liebte, sagte mir in Paris dasselbe. „Duni, dessen Compositionen ich immer geschätzt ha„be, weil seine Musik mir einfach, naiv und wahr „scheint, erzählte mir, daß er jung aus einem Con„servatorium in Neapel nach Rom ging, um dort „eine Oper für das Theater von Tordinona zu ver„fertigen. Pergolese hatte in diesem Jahr die „erste, Duni die zweyte übernommen. Jener hatte „sich mit seinen Arbeiten Beyfall erworben, und es „mangelte ihm daher nicht an Feinden; seine Oper „erhielt auch wirklich keine gute Aufnahme. Man „unterstand sich sogar, ihm eine Orange auf den „Kopf zu werfen, während er mit der Direktion „des Orchesters beschäftigt war. Der Verdruß „über diese Begegnung zog ihm sein Blutspeyen „wieder zu: er ging nicht weit von Neapel zu dem „Herzog von Mondragona, der ihn liebte; dort „zehrte er aus und verlöschte nach und nach, indem „er sein Stabat, nach andern ein Miserere, com„ponirte. — Man wiederholte im folgenden Jahr „seine Oper und hörte sie mit Entzücken auf allen „Theatern Italiens: aber ihr vortreflicher Schö„pfer war schon ins Grab gesunken.“

Ohne uns zu schmeicheln, daß wir alles Wichtige in diesem Auszuge mitgetheilt hätten, hoffen wir doch wenigstens gezeigt zu haben, daß diese Memoiren eben so für die Belehrung ihrer Leser, als für ihre Unterhaltung sorgen. Eine Menge Anekdoten und einzelne Bemerkungen bereichern unsere Kenntnisse von der Geschichte und dem Zustand des

fran-

französischen Theaters — eine Seite, von der wir diese Schrift in den ausgehobenen Stellen nur wenig haben zeigen können.

Vielleicht würden ihre theoretischen Theile an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen haben, vielleicht manches consequenter und minder paradox scheinen, wenn sie näher und systematischer an einander gerückt wären: aber gewiß würden diese Stücke dann noch weniger gelesen und beherzigt werden, als unter der Leitung einer unterhaltenden Erzählung geschehen dürfte. So dachte ihr Verfasser, und wir fürchten, daß unser Vaterland dem seinigen in dieser Rücksicht nur allzuähnlich sey.

IX.

Medea in Korinth und Medea auf dem Kaukasos. Zwey Trauerspiele von F. M. Klinger. St. Petersburg und Leipzig bey Kriele und Jacobäer, 1791. 294 S. 8.

Die neuen dramatischen Versuche der Deutschen wurden sonst absichtlich in dieser Bibliothek mit Stillschweigen übergangen. Die Gründe, aus denen dieß geschah, sind zum Theil gar nicht, zum Theil nicht mehr in der Stärke vorhanden, und wir haben daher auch schon seit einiger Zeit Beweise gegeben, wie geneigt wir sind, auch diesem Zwei-

ge der vaterländischen Poesie künftig unsere vorzügliche Aufmerksamkeit zu gönnen. Es versteht sich, daß wir in diesem Fache so wenig, als in irgend einem andern, auf eine unnütze Vollständigkeit Anspruch machen. Das Werk dramatischer Kunst, das hier eine ausführlichere Beurtheilung und Zergliederung fodert, muß sich wenigstens in Einer Rücksicht vor dem großen Haufen auszeichnen. Es muß innern großen Werth, oder doch große Schönheiten neben Fehlern und Mängeln besitzen, Aufsehen beym Publikum erregt haben, oder wenigstens von einem sonst mit Recht geschätzten Dichter herrühren.

Gegenwärtige beyden Trauerspiele des Hrn. Klinger haben mehr als eine Eigenschaft, die sie zu einer ausführlichen Anzeige qualificiren. Ohne gerade tragische Meisterstücke zu seyn, haben sie dennoch einzelne schöne Scenen und Züge, die dem größten Dichter Ehre machen würden, und das erstemal verdient unter den Stücken aller Dichter aus allen Nationen, die denselben Stoff behandelt haben, vielleicht die erste Stelle. Hierzu kömmt, daß sie sehr geringe Sensation gemacht zu haben scheinen, und daß es daher destomehr Pflicht der Kritik ist, ohne von ihren Fehlern zu schweigen, auf ihre Schönheiten aufmerksam zu machen. Hr. Klinger theilt mit mehrern großen Männern das Schicksal, daß er seinen Ruhm jugendlichen unvollkommenen Versuchen verdankt, und durch spätere, vernachläßigte Meisterstücke den Lorber verdient hat, den man ihm einst zu früh zutheilte.

Medea

Medea in Korinth.

Den ersten Akt eröffnet Kreusa, die Tochter des Königs Kreon von Korinth. Sie opfert im Tempel der Venus, und fleht die Göttinn an, sie von ihrer Leidenschaft für Jason zu heilen. Allein ihre Bitte bleibt unerhört: denn eben, um sich an Medeen, der Enkelinn der Sonne, die ihr Verständniß mit dem Kriegsgott verrathen, zu rächen, hat sie auch Jasons Herz zur Leidenschaft gegen Kreusen entzündet. Kreon verkündigt diesem: der Ausspruch der Priester und die Stimme des Volks fordere, daß Medea Korinth verlasse. Jason gesteht, daß auch seine Neigung zu ihr erloschen. „Mich gelüstet nach einem Weibe, deren Nerven „aus gleichem Thon mit mir gebildet seyen, die „schwach und wieder stärker fühle, und in dieser „leichten Mischung mich empfinden lasse, ihre Mut„ter sey von dem Stoff der meinen. Medea herrscht „über meine Sinne, mein Herz, meinen Muth; „ihr Geschöpf bin ich, und möcht' als Mensch und „Mann das meine seyn. — — In meinem „Busen glüht ein reineres Feuer, das die Göttinn „dieses Tempels in mir angezündet hat. Ich kämpf„te gegen die ersten süßen Schmerzen. Medeens „Kinder sprachen für die Mutter zu dem Vater„herz (en.) Medeens Aufopferung forderte mit „lauter Stimme Dank. Das Lallen der kleinen „Söhne, die Verzweiflung der betrogenen Mut„ter, tönten immer stärker in meine Ohren. Wer „entflieht der süßen Schmerzen-Geberinn! jemehr „ich zu entfliehen strebte, je tiefer drang der Liebe „Pfeil.

„Pfeil. Nun tönt das Lallen der kleinen Söhne „nicht mehr in meine Ohren, nun schreit die Ver„zweiflung der Verlaßnen nicht mehr durch die See„le; die junge, glühende, beseeligende Liebe siegt.“ (Unerinnert werden die Leser fühlen, wie unnatürlich eine solche Beschönigung selbst erkannten Unrechts ist. Leidenschaft, die zu Ungerechtigkeiten verleitet, ist sophistisch; sie sucht sich und andere zu täuschen, und durch Verweilen bey Nebendingen von der Hauptsache abzuziehn. Sie entfernt sorgfältig alle Ideen, die das künstliche Bollwerk, das sie zu ihrer Beruhigung aufgebaut hat, zerstören könnte. Jason sollte, und würde in der Natur, alles andere eher erwähnt haben, als das Lallen der Kleinen und die Verzweiflung der Mutter.) Jason gesteht dem Kreon, daß er seine Tochter liebe, und der Alte greift sogleich mit beyden Händen zu.

II. Akt. Medeens Argwohn erwacht. Sie hat eine schöne Scene mit ihren Söhnen, deren kindische Naivität der Eifersucht der Mutter neue Nahrung giebt. Kreon kündigt ihr die Verbannung an, und daß sie ihre Söhne zurücklassen müsse, die mit dem Vater in Korinth bleiben würden. Kampf der Rachsucht und Liebe in Medeens Seele, in welchem annoch die letztere siegt.

III. Akt. Eine treffliche Scene zwischen Medeen und Kreusen. Der Contrast der sanften, furchtsamen Königstochter, und der wilden und stürmischen Medea ist von der größten Wirkung. Medea rechnet ihr mit schrecklicher Beredsamkeit vor,

was sie alles für Jason gethan habe und schließt mit dem bittern Hohn: „Und was thatst du für „ihn, du Bleiche?“ Kreusa. „Ach nichts, und kann nichts für ihn thun. Kann nur seiner warten, nur ihn pflegen, wenn er leidet. Den Schweiß von seiner Stirne wischen, die geheimen Wünsche aus seinen Augen stehlen — kann ihn nur lieben, und wenn er stürbe, mit ihm sterben.“ Dieser sanfte und doch feste Muth, der Entschluß mit und für ihn zu sterben, erbittern Medeen nur desto stärker. Jason erscheint, und kündigt ihr selbst seinen Vorsatz an, sie zu verlassen. (Die elenden Gründe aber, die er vorbringt, thun auf Medeen so wenig Wirkung, als sie auf den unbefangenen Leser thun können. Damals, als er Medeen den Schwur that, sie nie zu verlassen, kannte er sie so gut, wie jetzt. Er wußte, daß sie keine gemeine Sterbliche sey. Den entehrenden Verdacht wendet er nicht von sich ab, daß er sich ihr einst blos aus Eigennutz ergeben, und jetzt abermals mit aus Eigennutz, um ein Königreich zu erfreyen, die gewohnten Reize der Gattinn der Blüthe einer frischen Schönheit aufopfere. Ist er viel weniger verächtlich, als der Jason des Corneille, der noch das vor ihm voraus hat, daß er frey bekennt, wie er in seinen Herzensangelegenheiten zu Werke gehe:

Je ne suis pas de ces amans vulgaires;
J'accomode ma flamme au bien de mes affaires,
Et sous quelque climat que me jette le sort,
Par maxime d'état je me fais cet effort.
Nous voulant à Lemnos refraichir dans la ville,
Qu'eussions

Qu'euſſions - nous fait, Pollux, ſans l'amour
d'Hypſipile?
Et depuis à Colchos que fit votre Jaſon,
Que cajoler Medée, et gagner la toiſon? — —
Maintenant qu'un exil m'interdit ma patrie,
Creüſe eſt le ſujet de mon idolatrie,
Et j'ai trouvé l'adreſſe, en lui faiſant la cour,
De relêver mon ſort ſur les ailes d'amour.

Selbſt der Jaſon des Euripides bringt ſtatthaftere Entſchuldigungen vor. S. die Medea des Griechen 3. A. 1. S.) Alle Gegenvorſtellungen Medeens laſſen ihn kalt. Vortreflich iſt die Miſchung von Selbſtgefühl und Zärtlichkeit, mit der ſie in ihn dringt. „Wohl hatt' ich Unrecht, mir zu träu„men, den Mann, den ich liebe, auf die Höhe ſtel„len zu können, daß er mich ertrage und begreife. „Ihr folgt dem Triebe der Sinne, dem Thiere gleich, „das, wie ihr, auf der Erde gezeugt, von der Erde „lebt. Auch weiß ich, daß ihr Griechen dem Wei„be ſehr beſchränkte Gränzen ſetzt. Mein Geiſt „kennt keine; und mein Gang auf Erden iſt wun„derbar bezeichnet: aber ſage, Ungerechter, ließ „ich dich's je empfinden? Hatteſt du je Urſache „vor meiner Macht zu beben? Opferte ich meine „allgemeine Herrſchaft nicht ganz der ſanftern Lei„tung der Liebe auf? War ich nicht dein gefällig „Weib? dir unterworfen? dir gehorſam? Auf dei„ne Winke lauſchend, gleich der Schwächſten, die „die Bruſt der Mutter ſog?" — Sie beſchwört ihn bey ſeinen Söhnen, die ſie ihm zuführt, ſie kniet vor ihm, ſie weint. Medea weint „die zwo-

„te Thräne! Die erste war die Thräne des Ent-
„zückens, als sie, seiner Liebe sicher, aus dem Hain
„in ihre Kammer flog.“ Da alles vergebens ist,
so thut sie noch eine, die letzte Bitte, die aber eine
so verfängliche Miene hat, daß man nicht begreift,
wie Jason sie gewähren kann. Dieser Leichtsinn
setzt ihn noch tiefer herab. Medea. „Genieße und
„sey glücklich! Doch eine Bitte gewähre der ver-
„laßnen Mutter! Laß mich von meinen Söhnen
„bis an den Born der guten Nymphe geleiten.
„Dort will ich einsam den letzten Kuß auf ihre Lip-
„pen drücken. Gieb deine Gefährden mit, die sie
„zurückführen. Es ist nicht weit von hier. Die
„schwüle Hitze ist nun vorüber, und die Zarten wer-
„den nicht von meiner Eile leiden. Bis die Son-
„ne sinkt, darf ich auf dem Boden von Korinth mich
„finden.“

IV. Akt. Abend. Scene am Born der guten Nymphe. Medea überläßt sich noch einmal ganz den zärtlichsten Muttergefühlen. Die Kleinen sind müde, und entschlummern. Sie bereitet ihnen ein sanftes Lager, und deckt sie mit ihrem Mantel. Der Gedanke, die geliebten Söhne verlassen zu müssen, erweckt von neuem den Rachetrieb in ihr, und nun folgt eine Scene, voll großer Bilder, voll kühner Fiction, die von der schöpferischen Phantasie des Dichters zeugt, und dennoch nichts weniger als wahren theatralischen Effekt thut. Medeens Mutter, Hekate, steigt aus dem Erebus herauf. Medeens Begleiter fordern Jasons Söhne zurück, allein sie verjagt sie durch ihre Zauber-

kraft.

kraft. Ihr Schmerz steigt nun zur Wuth. Hekate giebt ihr den Wink, sich durch den Mord der Kinder zu rächen. „Zerreiß den letzten Faden, der „dich an die Menschen bindet! sey fürchterlich „groß! steige zu dem Erebos! zu deiner Mutter! „zu deinem Vater! den der Gram hinunterstieß! „zu meinem Sohn, den dein Dolch hinunterför„derte! zu dem Säugling nach deiner Flucht gebo„ren, den ich aus Schmerz verschmachten ließ! „Ich will der Schläfer Blut! Stoß in ihr Herz „den Dolch! wir harren deiner! Jason trift die „Schuld des Bluts! an seiner Seele sauge Ver„zweiflung! Dann fassen wir ihn in des Tartaros „Dunkel! Martern seinen Schatten! Des Alten „Schatten! Kreusens Schatten!“ Medea weckt die schlafenden Knaben auf, und kündigt ihnen den Tod an. Taub für ihr Flehn treibt sie sie in ein dunkles Gebüsch und ermordet sie.

(Große und wirklich erhabene Züge hat diese Scene, und gleichwohl ist die Wirkung außer Verhältniß mit der aufgewandten Kraft. Es ist uns alles so fremd, so unerwartet. Diese Hekate, halb eine heidnische Furie, halb ein christlicher Teufel, ist ganz ein Geschöpf der Phantasie des Dichters, dem nichts in der Vorstellung des Lesers entspricht. Wahrscheinlich wollte Hr. K. Medeens Kindermord dadurch weniger empörend machen, daß er ihn auf Hekate's Befehl vollziehen läßt; allein durch die Umstände, die ihn begleiten, die Anstalten und Vorbereitungen, die dazu gemacht werden, ist er weit abscheulicher und zugleich unnatürlicher wor-

den, als er beym Euripides, und selbst beym Corneille ist. Die ganze Erscheinung der Hekate ist im Geschmack der Oper. Medeens That sollte und könnte weit besser motivirt seyn. Da sie doch das Ziel der Handlung ist, so hätte der Dichter jeder Scene mehr oder weniger die Richtung dahin geben sollen. Jason ist so kalt gegen die Kleinen, und doch müßte es vorzüglich seine Zärtlichkeit für sie seyn, die Medeen zu dem schrecklichen Entschluß brächte, die Söhne des Treulosen aufzuopfern, um die einzige, aber furchtbare Rache zu nehmen, die in ihrer Gewalt steht. Corneille, so äußerst schwach sonst auch seine Medea ist, hat dieß nicht ganz übersehen. Er läßt sie in der letzten Scene des dritten Akts sagen:

Il aime ses enfans, ce courage inflexible,
Son foible est decouvert; par eux il est sensible,
Par eux mon bras armé d'une juste rigueur,
Va trouver des chemins à lui percer le cœur.

Der Dichter hätte Umstände erfinden müssen, die ihre Neigung zu den Kindern schwächte. Zwar hat er so etwas in der 2ten Scene des 1sten Akts gethan, allein keinen Gebrauch weiter davon gemacht. Medea behält bis auf den Augenblick des Mordes wahres, lebhaftes Muttergefühl für sie, und so ist ihre That eben so überraschend, als unwahrscheinlich.

V. Akt. Die Furien öffnen den letzten Akt. Auf Medeens Befehl sind sie heraufgekommen, Jason, Kreon und Kreusen zu martern. Diese treten aus dem Tempel der Venus, in welchem ihre Verbin-

dung

dung geschlossen worden, und wie sie die Schwellen des Tempels verlassen, ergreifen sie die Plagegöttinnen. Diese Scene ist gräßlich. Die Furien quälen die Leidenden mit Vorwürfen, und Tisiphone führt ihre Schwestern zum Peinigen an. (Die Furien und der Erebus, wie Hr. K. sie schildert, sind ein Gemisch alter und neuer Mythologie, ein widerwärtiges Gemisch, wogegen Vernunft und Empfindung sich gleich sehr empören. Die Vorstellung, daß die Seelen der Abgeschiedenen nach ihrem Tode von andern Geistern gemartert und gequält würden, kannte das Alterthum nicht, und die neue Religion verwarf selbst in den finstersten Zeiten den Gedanken, daß ganz Unschuldige, wie hier Kreon und Kreuse sind, ein solches Loos treffen könne. So schrecklich und abscheulich die Furien geschildert werden, so kalte Maschinen sind sie gleichwohl. Sie machen viel zu viel Worte. Dieß ist ganz gegen den Begriff, den wir von höhern Wesen haben. Schon von Menschen, die viel schöne Worte machen, erwarten wir wenig Thatkraft. Einzelne, wenige, aber bedeutendere Worte würden eine ganz andere Wirkung gethan haben, als aller dieser Wortschmuck, alle diese Rednerey. Die Furien deklamiren, wie ein junger deutscher Tragiker, der auf dem Dreyfuß sitzt, und die ausbleibende Begeisterung durch künstliche Convulsionen herzubannen sucht. „Wurm des Gewissens, schreyt Tisiphone, springe aus den Wunden der Söhne, die die Mutter gerissen“ .... zu Kreon: „Hör das Röcheln der Knaben, hör ihr Winseln,

„hör' ihren letzten sterbenden Ton! An dein Herz „leg ich ihn (den Ton!) ich weihe dich dem Ere„bos: an das würgende Rad der Ewigkeit „flecht' ich dich! ich treib dich herum u. s. w.“ Auch Kreon, Jason und Kreusa sind unter den Martern der Eumeniden auf eine äußerst unnatürliche Art wortreich.) Medea erscheint und weidet sich mit teuflischer Schadenfreude an den Martern. Sie steigt aus ihrem Wagen, legt die Leichen der ermordeten Söhne mit einer Kälte hinein, die selbst Tisiphone anstaunt, und verläßt die Sterbenden, in die sich die Furien, nun sichtbar, theilen.

Dieß ist der Gang des Stücks, das bey allen großen und mannichfaltigen Schönheiten dennoch bey weitem nicht die Wirkung vorbringt, die wir von manchem sonst nur mittelmäßigen Trauerspiel erfahren. Statt theilnehmender, ängstlicher Besorgnisse, statt tiefen, innigen Mitgefühls empfinden wir wechselsweise Widerwillen, Bewunderung, Abscheu, Verachtung, worein sich nur selten und sparsam Mitleid mischt. Dieses Mitleid sollte Eine Person treffen: allein so ist es nicht. Anfangs bemitleiden wir Medeen; allein von dem Augenblick an, wo sie ihre Hände in ihrer Kinder Blut taucht, wird unser Mitleid vom Entsetzen verschlungen, und da sie sich mit höllischer Schadenfreude an den Martern ihrer Feinde weidet, verabscheun wir sie, und unser Mitleid geht auf Kreon und Kreusen über. Diese beyden leiden ganz unschuldig. Die Vorwürfe, die ihnen die Furien machen, sind unsinnig. Kreon hatte das Gastrecht nicht verletzt, und wenn

auch

auch, so nöthigten ihn heiligere Pflichten, dieses ihnen nachzusetzen. Gesetzt aber auch, sein Versehen wäre nach der Idee der Griechen unverzeihbar gewesen, so ist doch eine solche Strafe für einen solchen Fehler für uns ganz unerträglich. Kreusa wird gestraft, weil sie das Feuer der Liebe in Jason erregt haben soll. Sie that es, aber ohne Schuld, durch ihre Reize, nicht durch Kunstgriffe. Sie war nichts, als ein leidendes Werkzeug in der Hand der rachsüchtigen Venus. Wir wissen wohl, daß die Alten solche grobe Widersprüche übersahen, daß es ihnen nicht widersinnig vorkam, eine Person gestraft zu sehen, weil sie als Werkzeug einer Gottheit, ohne alle eigne Schuld, gehandelt hatte; allein kein neuerer Dichter darf drum die Fabel seines Gedichts auf einen von seinen Zeitgenossen durchaus verworfenen Wahn bauen. Kreusens Schicksal ist gräßlich, und ganz untragisch. Die Tragödie, kann als schöne Kunst nie rein unangenehme Empfindungen erregen wollen.

Jedermann muß fühlen, daß ein an sich so tragischer Stoff ungleich stärker rühren und erschüttern sollte, als er thut: der Grund dieser Erscheinung scheint auch nicht tief verborgen zu liegen. Wenn wir nicht irren, so liegt er theils in dem Wunderbaren, das der Geschichte beygemischt ist, theils in dem Charakter Jasons.

Welche ungleich stärkere Theilnahme würde Medeens Schicksal erregen, wenn ihre Macht und Kräfte nicht über die Grenzen der Menschheit hinausgingen; wenn sie nichts besäße, als ihre Reize

und ihre Zärtlichkeit für den treulosen Mann. Je hülfloser, ohnmächtiger sie wäre, desto tiefer würde uns ihr Elend, und das Unrecht, daß ihr widerfährt, rühren. Sehr begreiflich aber ist es nun auch, daß wir uns für die mächtige, übermenschliche Medea, die so viel in sich findet, so viel Selbstständigkeit besitzt, die sich selbst „fürchterlich groß“ nennt, nicht wie eine gewöhnliche Sterbliche ganz von ihrem Gatten abhängt, ihre Macht und Achtung von ihm allein entlehnt, weit weniger interessiren. Medea ist beym Euripides von Seiten des Geistes und ihrer Denkungsart ein ganz gemeines Weib, und von Seiten ihrer Macht zwar eine Zauberinn, aber auch nur eine ganz gewöhnliche Giftmischerinn und Tausendkünstlerinn. Sie ist nicht einmal ganz gegen die Nachstellungen der Menschen gesichert. Trotz ihrer Zaubermacht muß sie von sich selbst sagen: ich bin schwach, meine Feinde sind mächtig. Hr. Klinger hat sie durchaus erhöht und veredelt. Die Veredlung ihres Geistes und ihrer Denkungs- und Empfindungsweise war allerdings durch die Cultur des Zeitalters, in dem der Dichter schrieb, nothwendig gemacht: aber wozu die Erhöhung ihrer Macht, die ihn an der Erreichung seines eigenen Zwecks hindert? Hr. K. adoptirt die Sage, die Medeen zu einer Tochter der Hekate und Enkelinn der Sonne macht. Sie ist von mehr als menschlicher Natur, unverwundbar, sie führt Jupiters Blitz, ja sie steht noch über dem Jupiter der alten Mythologie. Denn selbst das Schicksal, das doch dem Zevs gebietet,

vermag

vermag nicht eher etwas über sie, als sie sich freywillig durch einen Vertrag in seine Hände giebt.

Hierzu kommt der Charakter des Jason. Sein Betragen gegen Medeen ist schändlich und durch nichts zu entschuldigen, wenn wir ihn als freyen Mann betrachten, der sich von den neuen Reizen eines Mädchens zur Hintansetzung der heiligsten Pflichten verleiten läßt. Einen solchen Mann müßte eine solche Medea verachten. Das Mittel, das der Dichter ergriffen, ihn etwas höher zu erhalten, verfehlt auf seine Zeitgenossen wenigstens seines Zweckes ganz. Eine Göttinn hat ihm eine unbesiegbare Leidenschaft eingeflößt. Auch mit allem Glauben an die Möglichkeit und Wirklichkeit einer solchen Eingebung wird die Sache doch um nichts gebessert. Gut; seine Leidenschaft konnte er nicht unterdrücken, er konnte Medeen ferner nicht lieben: aber mußte er sie drum verstoßen, mußte er alle heilige Bande zerreissen, die ihn an eine Gattinn, der er so viel verdankte, an seine Söhne, die Pfänder ihrer Liebe, fesselten? Oder ward er auch dazu von seiner Leidenschaft schlechterdings gezwungen, so ist er ein willenloses Werkzeug in einer fremden Hand; und wie könnte man so noch das mindeste wahre Interesse an ihm nehmen?

Dieses Stück hat einen Prolog, im Geschmack der alten Dichter, besonders des Euripides. Und zwar ist es das Schicksal, das personifizirt auftritt; und prologisirt. Ohne hier untersuchen zu wollen, in wieferne das, was Lessing in der Dramaturgie für den Prolog in Vergleich der bey den neuern gewöhn-

wöhnlichen Einleitungsscenen und Herzenserleichterungen gegen Vertraute, Monologe ꝛc. vorbringt, ohne Replike sey, oder nicht, müssen wir nur erinnern, daß der Prolog zu diesem Stück ganz entbehrlich ist. Der Zuschauer erfährt durch ihn nichts, als was sich von selbst ganz natürlich aus dem Verlauf des Stücks ergiebt. Warum in so ganz ausserwesentlichen Dingen ängstlich den Fußtritten der Alten folgen, und die armen Schauspieler (wenn sie sich je an dieses Stück wagen sollten) in Verlegenheit setzen? Wie würden sie es anfangen, um das Schicksal, von dem kein Künstler des Alterthums eine Abbildung wagte, und von dem überhaupt niemand einen bestimmten Begriff hatte, durch Attribute kennbar zu machen?

Die Sprache ist im Ganzen kräftig, gewählt und edel; nur für die Prosa oft zu reich an Bildern, die auch nicht immer am glücklichsten gewählt sind. Z. B. die Vernichtung dampft in meine Nase — ich binde den Wurm an seine Seele — ich wollte dein freundlich Aug zerbrach die Bande, die ihn gefangen halten — blindes Herz — der ungeheure, verworrne Knäuel, womit die Zukunft schwanger geht — dürres Erstaunen — das Nichts, das in meinem Geiste schwimmt, wird ein ungeheures Etwas, vor dem ich selbst erschrecke — jeder Nerventon tönt in mein Ohr — Sanft schimmerts in meinem Busen — — Fährt der gebrochne Eid, gleich einem drohenden Rachgeist, durch unsre Blicke? — Bisweilen scheint Hr. K. dem gewöhnlichen, simpeln

Ausdruck

Ausdruck abſichtlich aus dem Wege zu gehn. Statt zu ſagen, in ihren Adern fließt unſer Blut ſagt er: dein und mein Blut treibt ſich um ihr Herz — ſtatt: die Augen verſagen mir ihren Dienſt, oder ſo etwas, ſagt er: mein Aug entzieht ſich dem Beſchauen. — Reißen iſt ein Lieblingswort des Verf., das er unzähligemal wiederholt. Folgende Stelle wird, wie mehrere, durch den ſonderbaren Gebrauch dieſes Worts faſt burlesk:

Jaſon. Ich hab' geriſſen. Fliehet Kinder! fliehet zu Kreuſen!

Medea. Es iſt geſchehen! er hat geriſſen! Dieſes Wort zog die ſchwarze Wolke näher — — — Jaſon, du haſt geriſſen; die Natur ächzte bey dieſem Riß ein dumpfes Weh u. ſ. w.

Medea auf dem Kaukaſos.

In mehr als Einer Rückſicht möchten wir dieſes Stück dem erſten vorziehen. Die Sprache iſt nicht allein weit ſimpler, und reiner von müßigem ſpielenden Wortſchmuck und Bilderpracht: in der ganzen Anlage liegt ein hoher Sinn, die Handlung iſt voll Leben, die Situationen ſind zum Theil neu und groß. In den Charakteren — den der Hauptperſon ausgenommen — herrſcht Natur und Wahrheit — und bey alle dem iſt es, was wir ſchon bey ſo manchem Werk treflicher deutſcher Genies beklagen mußten, kein Stück, das auf der Bühne gefallen und wirken kann. Um nur einiges Glück zu machen, müßte es vor einer Verſammlung von Philoſophen und Barbaren geſpielt werden. Denn

nur

nur die ersten würden den hohen moralischen Sinn des Dichters fassen, und sich genug für seine Idee interessiren, um manchen Scenen und langen Monologen, die für gemeine Zuschauer zu leer und zu hoch sind, die Aufmerksamkeit zu schenken, die erfordert wird, wenn das Ganze nicht alle Wirkung verlieren soll — und nur Barbaren könnten die schrecklichen, alles Gefühl empörenden Auftritte, die auch dieses Stück entstellen, mit Wohlgefallen betrachten. Der Auszug, den wir unsern Lesern nun vorlegen wollen, wird unser Urtheil hoffentlich bestätigen.

Casus atrox, non infrequens in rebus humanis; succedit in pravis, succumbit in justis. — Nachdem Medea ihre Rache an ihrem treulosen Gatten, und dem unschuldigen Kreon und seiner Tochter ausgelassen, trieb Unmuth und Menschenhaß sie in die Wildnisse des Kaukasos, wo sie ihre Tage in Einsamkeit und Reue, unter der schrecklichen Erinnerung der Vergangenheit, vertrauert. Das schreckliche Austoben der Leidenschaft scheint indeß ihr Herz geläutert und veredelt zu haben. Es nährt jetzt mehr Schwermuth, als wildes Feuer, mehr ächtes Gefühl, als Selbstgefühl und Stolz, der Neigung und Liebe erzwingen will.

In den niedern Regionen des Gebirgs wohnt eine Horde roher Naturmenschen, die kaum die ersten Stufen der Cultur beschritten haben. Blinde Anhänglichkeit hält sie an den Fleck gefesselt, den ihre Väter bewohnten, so unangenehm er ist, und so karg er die nothwendigsten Bedürfnisse des

Lebens

Lebens darreicht. Reiſſende Ströme ergießen ſich oft von den Höhen des Gebirgs, und erſäufen ihre Heerden. Nicht ſelten ſtürzt der ermüdete Jäger von einer Klippe, erſtarrt vor Kälte oder verſchmachtet vor Hitze. Alle dieß Ungemach ſchreiben ihre Prieſter dem Zorn des höchſten Weſens zu, das ihrem Wahn zufolge auf der höchſten Spitze des Berges ſeinen Aufenthalt hat, und dem ſie unter dem Namen des Zerſtörers Menſchenopfer bringen. Durch dieſen Aberglauben beherrſchen die ränkevollen Prieſter das rohe Volk nach ihrer Willkühr. Ein neulicher, verheerender Sturm fodert, nach dem Ausſpruch dieſer Druiden, den Tod einer Jungfrau. Das Loos trift Roxanen, die Verlobte Sapphars, des Sohnes von dem Anführer der Horde. Der Jüngling ſträubt ſich gegen die Vollziehung dieſes Ausſpruchs, die Druiden aber antworten ihm trotzig: „Warum ha„derſt du mit uns? Geh' und ſteige auf den Wol„kenſitz, und hadere mit dem Furchtbaren, der ſie „verſchlingt!“ Und ſo erſteigt der kühne Jüngling bewaffnet den Berg, mit dem Zerſtörer ſelbſt um das Leben ſeiner Braut zu kämpfen. Der Oberdruide begleitet ihn.

Sie kommen, und finden Medeen. Sie bleiben betroffen über die Majeſtät ihres Anſtandes, die Hoheit ihres Blickes ſtehen, und glauben den Zerſtörer ſelbſt gefunden zu haben. Es koſtet ihr viel Mühe, ſie aus dieſem Irrthum zu reißen. Sapphar erzählt die Urſache, die ſie hieherführt. Die Bitte des liebenden Jünglings, ihn zu begleiten,

den

den blutigen Opferaltar zu zerstören, und seine Rorane zu retten, die er, troß aller Ermahnungen des Druiden, auf das feurigste an sie thut, erwecken in Medeens Geiste einen großen, edlen Entschluß, dessen Glanz den düstern Gram, der ihn umschattet, verscheucht. Sie will dieses rohe Volk „von „ihren scheußlichen Opfern zurückrufen, sie in den „sanften Pfad der Natur leiten, und das schrecken„volle Erinnern ihrer blutigen Thaten durch eine „schöne wohlthätige besänftigen.“ Und zwar will sie das durch Kraft der Vernunft allein, nicht durch Zauberkünste bewirken, die ihr nach dem Misbrauch, den sie durch ihre Leidenschaft davon zu machen verleitet worden, selbst ein Gräuel sind. Sie will „mit den Menschen fühlen, von ihnen ab„hängen, ihr Gutes genießen, ihr Böses ertra„gen, Beleidigungen vergeben, und ihre übrigen „Tage in Unschuld hinlegen.“ Um dieß zu können will sie „den Geist des Schreckens fesseln, „und die Kräfte des zerstörenden Zaubers an einen „unauflöslichen Schwur binden.“ Sie schwört, nie wieder von ihrer Kunst Gebrauch zu machen, oder wenn sie den Schwur bräche, dann den ohnmächtigen Sterblichen vollkommen gleich zu werden. Die Warnung des Schicksals, das ihr die traurigen Folgen dieses Schrittes vorausſagt, vermag nicht, ihren Entschluß zu ändern. (Diese Scene ist voll großer Züge.) Sie thut den Schwur, und folgt Sappharn.

II. Akt. Der Oberdruide sucht Medeen in „sein Interesse zu ziehen. „Speer und Pfeile, „sagt

„sagt er, sind die Waffen unsrer Krieger, die un-
„sern die List. — — Komm, folge mir in unser
„geheimes Dunkel, ich werde der Horde sagen, du
„habest dich mir durch schreckliche Zeichen offenbart,
„und deinen Aufenthalt bey uns genommen. Ich
„will dir die geräumigste Hütte zur Wohnung ge-
„ben, die Druiden sollen dir dienen, dich köstlich
„nähren, und wir wollen durch dich die Horde be-
„herrschen, denn seitdem der erste unsres Stammes
„den Zerstörer verkündigt hat, leiten wir sie, wie
„es uns gefällt.“ Medea verwirft diesen Antrag mit Abscheu, und bereut nun schon den Schwur, den sie gethan. Sie wird von dem Volke freundlich aufgenommen; allein ihre Bemühungen, ihm das Unsinnige der Menschenopfer zu zeigen, und den düstern Begriff von einem Zerstörer in den Glauben an einen gütigen Vater des Menschengeschlechts zu verwandeln, sind fruchtlos. Selbst die Enthüllung des Betrugs des Oberdruiden macht den Eindruck nicht, den sie erwartet. Er giebt seine hinterlistige Bosheit für eine nützliche List aus, und List gilt bey rohen Menschen mehr als Weisheit. Roxane wird ergriffen. Das Betragen von Sapphars Vater, Kotix, und Alkamars, eines der Häupter der Horde, der nach Kotix Stelle strebt, ist ganz nach der Natur.

Kotix. „Ich achte nicht, ob die Jungfrau geopfert werde, ist sie doch nicht von meinem Blut; soll ich nun mit den Priestern um der Fremden hadern? Verzehre sie der Zerstörer, wenn er nicht anders zu versühnen ist; doch deucht mich, es ge-

ziemt sich, daß wir Medeens Worte erwägen, denn sie scheint mir weise und gut zu seyn. Entlasset, Druiden, die Jungfrau, bis diese mit der Horde gesprochen, und wir beym nächtlichen Schmause uns berathen.

Druiden. Unsre heilige Hände haben den Leib der Jungfrau berührt, sie ist unser.

Alkamar. Kotix! Du bist unser Oberhaupt, herrschest über uns, und das, weil wir so wollen; doch hüte dich, über die Priester herrschen zu wollen, und über die nächtlichen Geheimnisse zu ordnen, die nur ihnen klar sind. Leicht ziehst du auf uns und die Horde die Wuth des Zerstörers, womit sie uns drohen. Darum störe sie nicht, und thust du es, so führen wir Speere zu ihrer Vertheidigung.

Kotix. Trotziger, ich kenne den giftigen Neid, der an deinem stolzen Herzen frißt; aber er soll noch lange dran fressen. Nach der Herrschaft über die Horde strebst du, und ob du gleich im Dunkeln gehst, so weiß ich es doch. (er schüttelt den Speer). Dieser erwarb sie meinen Vätern, erhielt sie mir, und er soll, vom Zorn beflügelt, die Quellen deines Lebens öffnen.

Alkamar. Mein Speer ist scharf, wie der deine, und hat mehr vom Blut der Feinde getrunken. Was trotzest du, Weichling? Du sitzest in sanfter Ruh, und lässest dir von den Weibern weiche Felle unterlegen, genießest des köstlichen Mahls und des süßen Schlafs, während wir in Hitze schmachten, oder den Feind von den Heerden treiben,

ben, oder dir wohlschmeckend Wild zum Schmause jagen. Ja, schüttle doch deinen Speer mit kraftloser Hand! Mag immer die Wuth deine Lippen blaß färben, und sich dein Aug mit gelbem Feuer füllen. Auch ich schüttle den Speer, und mit stärkerer Hand, und fühle männlichen Zorn, der sich nicht in dem Herzen verbirgt."

Medeas Trauer. Sie entschließt sich noch einmal vor dem versammelten Volke die ganze Kraft der Beredsamkeit aufzubieten, und wär auch das vergebens, das Aeußerste zu Roxanens Rettung zu wagen. Ihr Gefühl lößt sich in ein schönes Gebet an die Musen, die Göttinnen der Ueberredung, auf.

III. Akt. Der Oberdruide, eben so feig, als blutgierig und herrschsüchtig, sucht einen seiner Untergebenen zu bereden, das Opfer zu vollziehen, weil ihm von Medeas Drohung nichts gutes ahndet. (Diese Scene, die ohne wesentlichen Einfluß auf das Ganze ist, könnte hinwegfallen. Es kommen Stellen darin vor, die jeden Leser von Gefühl empören müssen. „Ich übergebe dir den Mordham„mer. Ich bin alt und schwach, und habe nicht „mehr die Stärke, die Stirne der Jungfrau, auf „einen Schlag zu zerschmettern u. s. w.)" Medeens Versuch, das Volk durch vernünftige Vorstellungen und die Macht der Beredsamkeit zu bewegen, ist abermals fruchtlos abgelaufen. Unter wilder Musik naht sich ein Zug, der Roxanen zum Tode führt. Der edle und muthige Sapphar wird entwaffnet und von den Druiden bewacht. Und nun folgt eine Scene, die fast Kopie einer ähnli-

chen in Gerstenbergs Minona zu seyn scheint, aber noch ungleich gräßlicher ist. Schon hat der Druide den Mordhammer geschwungen, um ihn auf die reizende Roxane fallen zu lassen, als Medea dazwischen tritt. Sie thut den Schritt, der sie nun ganz den schwachen, hülflosen Erdentöchtern gleich setzt. Sie kömmt mit Sturm und Donner, zertrümmert den Mordaltar, tödtet den Priester, und befreyt Roxanen. Allein selbst von dieser Aufopferung verliert sie die Frucht ganz. Ihr edler Stolz kann sich nicht erniedrigen, den Eindruck dieser Scene auf das blinde Volk mit List zu benutzen. Sie ist nun in den Händen des Schicksals, und dieses erscheint und kündigt ihr die Schrecken der nahen Zukunft an. „Schon rüsten „sich die Schwestern der Nacht, dem Tartarus zu „entsteigen, an dir das Blut der Ermordeten zu „rächen.“

IV. Akt. Roxane ist nun zwar in Freyheit, allein ihre Rettung ist Medeens Verderben. Kotir, Alkamar, die Druiden und das Volk nahen sich ihr zitternd. Sie versprechen, sie als Göttinn zu ehren. Dein Donner ist stärker als der Donner des Himmels. Medeen ekelt vor dieser knechtischen Furcht und Anbetung. Ich bin eine Sterbliche, erklärt sie noch einmal.

„Alkamar. Sey wer du wollest, bist du doch groß, mächtig und furchtbar. Sieh mich an! Mich ehret und fürchtet die Horde. Mein Arm ist stark, furchtbar dem Feinde und jedem Widersprecher. Berühmt ist mein Nahme, die Horden jenseits

ſeits des Fluſſes, hinunter bis an das unendliche Meer, ſprechen ihn mit Zittern. Auch bin ich reich, und meine Heerden, die mir dieſer Bogen und Speer erwarb, bedecken den Fuß des alten Bergs. Ich will dich zum Weibe nehmen, denn du biſt ſchöner von Wuchs und Anſehn, als alle Töchter der Horde. Du ſollſt in meinen Hütten herrſchen, und dir alles unterthänig ſeyn, weil du mächtiger, als der Zerſtörer biſt. Dann ſollſt du mir mit deinen Blitzen die Feinde vernichten, wie du den Druiden vernichtet haſt, und wir wollen ihnen ihre Reichthümer, ihre Pferde und Schaafe rauben, und uns zu den Herren der Erde machen, ſo weit ſie nur reicht, und Menſchen ernährt."

Kotik thut dieſelbe Forderung, und beyde gerathen in Streit. Medea erzählt die Geſchichte ihres ganzen Lebens, ſie belehrt ſie von ihrer jetzigen Schwäche und ihrem Elend. Sie erſtaunen, beharren aber nur deſtomehr auf ihrer Forderung. Der Oberdruide benutzt dieſe Entdeckung auf ſeine Weiſe. „Keiner," ruft er, „ſoll die Mörderinn „des Prieſters zum Weibe nehmen, nicht du, und „nicht du, und nicht du! Ueber den Widerſpenſtigen ſpreche ich des Todes Weihe. Wollt ihr „den Zorn des Furchtbaren auf uns herabziehn? — „— Iſt nicht in der Horde die Weiſe geheiligt, daß „der des Todes ſterben muß, der ſeine Hand frevelnd an den Prieſter legt? Soll die nun ungeſtraft leben, die den Prieſter ermordet, die den „Altar entheiligt hat?" — Vergebens widerſetzt ſich Sapphar; Alkamar tritt aus Politik auf

des Druiden Seite. Das Volk ruft: „Sie sterbe „die Fremde! blute am Altar! versühne den Zer„störer!“ Alkamar sagt triumphirend: „Sap„phar, wenn du zu leben müde bist, breit ist der „Weg zum Tode!“ Kotix. „Dieß wünschest du, „aber er soll leben, nach mir herrschen, und dich „einst verderben. Sapphar, mag doch die Frem„de bluten, wenn sie es so wollen, leben wir doch, „und haben der Weiber genug.“ — —

(Dieses Gemälde roher Menschennatur ist von zu sprechender Wahrheit, als daß die Schönheiten desselben einer Zergliederung bedürften. Schade nur, daß sie die Hauptperson, Medeen, in ein so sonderbares, räthselhaftes Licht setzen. Wie läßt es sich begreifen, daß die kluge Medea, die doch wahrlich mehr Menschenkenntniß haben mußte, als unsere Stuben- und Buchreformatoren, die glauben, daß sich in der Welt alles, und zu jeder Zeit und unter allen Umständen durch Vernunft, blos durch Vernunft thun lasse, nur im Traum den Gedanken fassen konnte, bey solchen Menschen, könnten solche Mittel, als sie anwendet, nur das mindeste fruchten?)

V. Akt. Medea erwacht aus einem ruhigen Schlaf, dem ersten nach langer Zeit, und von einem entzückenden Traume. „Sie sah den Gatten „in jugendlicher Schönheit und männlicher Treue. „Ihre Söhne spielten um sie. Sie lebten, und „liebten sie, und Jason sprach mit ihr vom Glück „der Liebe und Freundschaft.“ Diese lieblichen Bilder werden bald von der Betrachtung ihrer

schreck-

schrecklichen Lage verscheucht. Die Eumeniden kommen, greifen und martern sie; die Schatten ihrer ermordeten Kinder erscheinen ihr. (Diese Scene ist höchst empörend. Durch ihre Reue, ihr edles, wenn gleich unkluges Beginnen, die Aufopferung ihrer selbst, mit der sie das Gute zu befördern dachte, hat sie vor dem Richterstuhl menschlichen Gefühls und menschlicher Vernunft sich gereinigt, und die Götter sollten unerbittlich seyn? Götter sollten da nicht vergeben, wo Menschen verzeihen? Das glaubte selbst das rohere Alterthum nicht. Reinigungen sicherten den Schuldigen vor der Macht der Eumeniden. Hätte aber auch je ein ungebildetes Volk solchen Glauben hegen können, so ist doch ein Schauspiel, wie der Dichter uns in dieser Scene giebt, durchaus nicht für ein erleuchtetes Zeitalter. Wir wenden uns mit Abscheu und Entsetzen von ihm. Auch ist es ein großer Fehlgriff von dem Dichter, daß er Medeen nun wieder so tief von ihrer Höhe sinken läßt, daß sie das ganze menschliche Geschlecht verflucht und sich der Verzweiflung überläßt: „Hört „es Götter! Vernimm es Erde! Vernehmet, „künftige Menschengeschlechter, Medeens schreckli„ches Loos! Das Böse gelang mir, das Gute „vernichtet mich! Ich soll nun sterben, hinge„worfen dem Wahnsinn! dem Betrug, den ich mit „der Auflösung meines mächtigen Daseyns zerstörte! „Ha, wo, wo sind die Kräfte meines Zaubers? „Wo meine Blitze? Wo die Vernichtung, daß „ich das ganze, verfluchte Menschengeschlecht ver„tilge! Sie sind verschwunden, umsonst lechze ich

„in Rache. Hier steh ich ein Raub der Elenden. „wie entflieh ich der Schmach? Nur ein Weg „steht offen, der Erde zu entfliehen! Ich betrete „ihn; verlassen von den Göttern, betrogen, ver„stoßen, verfolgt von den Sterblichen, öffne ich „mir mit gewaltsamer Hand den Weg aus dem Le„ben. Ach nie soll ich mit den freundlichen Schat„ten in den seligen Gefilden Elysiums wandeln! „So erfüllt sich die Weissagung der Eumeniden, „ich, die ich gemordet habe, soll nun in Verzweif„lung mich tödten.“ —) Die Druiden und das Volk kommen, sie zu binden, und zum Blutaltar zu führen, allein sie zieht einen Dolch, und nachdem man ihr, sehr unnatürlich! Zeit gelassen, eine lange Rede zu halten, ersticht sie sich. Und nun ecce iterum Crispinus! Das Schicksal erscheint abermals, weist die Furien, die sie ergreifen wollen, nach dem Erebus, und befiehlt ihnen: „Erwartet dort den Schatten der Mörderinn! Trei„bet sie weg von Charons Kahn, daß sie einsam „wandre am düstern Styx, und nie in den heiligen „Aufenthalt der Schatten dringe:“ Die Wunder sind noch nicht zu Ende. Es erscheint nochmals ein Deus ex machina! Apollo, Medeens Urvater, kömmt und tödtet mit seinen Pfeilen die Priester. Flammen regnen herunter und entzünden die ganze Scene. Alles flieht. Sapphars und Roxanens Schicksal bleibt unentschieden. — —

Welch ein Aufwand von Wundern, und so ein gänzlich zweckloser Aufwand! Blos um die Illusion zu stören, die Wirkung der Katastrophe

zu

zu schwächen, und das tragische Schrecken in ein frostiges Anstaunen unglaublicher Wunder, gezwungener Theaterstreiche und eines theatralischen Feuerwerks von Calophonium zu verwandeln. So verführt die Liebe zum Sonderbaren auch die treflichsten Köpfe, und verleitet sie mit einem lächerlichen Salto mortale über das Ziel hinwegzuspringen, das sie mit ruhigen, gemäßigten Schritten gewiß nicht verfehlt haben würden. Warum ließ Hr. K. das Schicksal, warum ließ er die Eumeniden nicht ganz aus dem Spiele? Der Tod unter solchen Umständen war Strafe genug für die edle Verbrecherinn. Er hätte ihre Schuld vollends ausbüßen, und der Dichter die Zuschauer mit der süßen Hoffnung entlassen müssen, daß dort der herrliche Traum in Erfüllung gehen werde, der sie in die Arme ihres versöhnten Gatten und ihrer geliebten Söhne führte. (5. A. 1. S.)

Ist es nicht sonderbar (fast möchten wir sagen, widersinnig,) daß Dichter unsrer Zeit, Maschinen in ihren dramatischen Werken aufführen und häufen, die selbst die Dichter des Landes, in denen sie einheimisch waren, sobald der Geschmack nur zu einiger Reife gekommen war, mit der weisesten Sparsamkeit, und fast immer nur im äußersten Nothfall anwendeten? Nur Aeschylus machte die Furien zu handelnden Personen eines Trauerspiels: zu seiner Rechtfertigung aber läßt sich viel sagen, was keinem neuern Dichter zu Statten kommen kann. Sophokles führt nur Einmal, auch nur in Einer Scene, eine Gottheit auf. Kein alter Dichter hat

es je gewagt, das Schicksal auf die Bühne zu bringen, diesen so unbestimmten vagen Begriff, der der Sinnlichkeit so gar nichts darreicht, wobey sie ihn fassen und bildlich darstellen könnte — Das Schicksal, das kein alter Dichter oder Künstler näher charakterisirt, noch mit Attributen versehen hat, tritt bey Hrn. Klinger personificirt in mehrern Scenen, und oft ganz ohne Noth auf. Ueberhaupt ist der Begriff vom Schicksal, wie er in diesen Trauerspielen zu Grunde liegt, ganz Werk der Phantasie und Willkühr des Dichters, und entspricht, so viel wir wissen, den Vorstellungen keiner Nation und keines Zeitalters.

X.

Fortsetzung des im vorigen Stück abgebrochenen Briefs an Hrn. M.

Gerne möchte ich Ihnen etwas Neues von dem Herausgeber dieses Almanachs zu lesen geben. Aber er ist diesesmal äußerst sparsam gewesen. Ein Gedicht auf Michaelis Tod, das einzige neue Gedicht von seiner Hand, hätte auch ein anderer, als Bürger, gemacht haben können. Doch was Ihnen vielleicht eben so lieb seyn wird, als ein Gedicht, Hr. B. giebt uns die gewisse Versicherung, daß die neue Ausgabe seiner Werke ganz gewiß und wahrscheinlich schon zur Ostermesse herauskommen soll.

soll. Diese Ausgabe soll von neuem verbessert seyn, und als eine Prôbe der Feile, welche seine Lieder erfahren sollen, rückt er das Lied: An die Holde, die ich meyne (warum nicht: An die Holde, die ich liebe?) ein. Lassen Sie uns sehn, was die bessernde Hand des Lieblingsdichters der Deutschen hervorgebracht hat.

Sie werden vielleicht schon aus der Veränderung der Aufschrift ahnden, daß Bürger den Bänkelsängerton, der in diesem Liede hin und wieder in seiner ganzen Rauheit ertönte, daraus verbannt haben werde. Und in der That hat dieses Gedicht eine ganz neue Gestalt bekommen, und die Verbesserung ist so in die Augen fallend, daß jeder Freund der Dichtkunst und der Bürgerischen Muse nichts lebhafter wünschen muß, als daß der Verfasser, bey der neuen Revision seiner Werke, alle Flecken derselben mit dem nämlichen Glück wegwischen möchte. Dieß wäre die beste Antwort, die er seinen Kritikern geben könnte; eine Antwort, die ihm zur größten Ehre, und seinen Tadlern, so wie allen Leuten von Geschmack, zur größten Freude gereichen würde.

Wir haben es oft zusammen beklagt, daß in dem vor mir liegenden Liede die Ausführung der glücklichen Idee so wenig entspräche. Was konnte abgeschmackter seyn, als der oft wiederkehrende Vers: Der liebe Gott, der hat's gethan; oder: Der liebe, liebe Gott that dieß; oder gar: Der liebe Gott hat's auch gethan! Dieser ist nun überall weggestrichen, und meistentheils mit einem neuen, schönen Zug vertauscht worden. Halten

Sie

Sie folgende Strophen gegen die alte Lesart, und Sie werden meinem Urtheile beypflichten:

Wer tuschte so mit Kunst und Fleiß
Der Holden Wange roth und weiß?
Er, welcher sanfte Lieblichkeit
Der jungen Mandelblüthe leiht,
Er tuschte so mit Kunst und Fleiß
Der Holden Wange roth und weiß.

Wer ließ vom Nacken blond und schön
Der Holden seidne Locken wehn?
Er, der in seinem milden West
Die goldnen Halme wallen läßt;
Er ließ vom Nacken blond und schön
Der Holden seidne Locken wehn.

Wer gab zu Liebesred' und Sang
Der Holden süßer Stimme Klang?
Er, welcher Flötenmelodie
Der Lerch' und Nachtigall verlieh,
Er gab zu Liebesred' und Sang
Der Holden süßer Stimme Klang.

Wer hat zur Fülle höchster Lust
Gewölbt der Holden weiße Brust? —
Er auch, durch den ihr Ebenbild,
Des Schwanes Brust, von Flaumen schwillt,
Er hat zur Fülle höchster Lust
Gewölbt der Holden weiße Brust.

Indessen wird Hr. Bürger doch noch strenger mit sich selbst verfahren müssen, wenn er sich gegen allen Tadel sichern, und noch mehr, wenn er der Nachwelt als klassich empfohlen seyn will. Dann wird er allen seinen Kraftausdrücken, seinen veral-

teten,

teten, unvollständigen und undeutlichen Wortfügungen, mit einem Wort, allen dem entsagen müssen, was nach Hans-Sachs und seinem Zeitalter schmeckt. So ist zum Beyspiel in dieses Lied der Ausdruck: zu jeder Frist, als eine Verbesserung gekommen; und die ersten Zeilen sind unverändert gelassen, ohnerachtet sie schon um der Unrichtigkeit in dem Gebrauche der Partikeln willen, einer Verbesserung nöthig gehabt hätten:

O was in tausend Liebespracht
Die Holde, die ich meyne, lacht!

des unverständlichen Liebespracht und des veralteten die ich meyne nicht zu gedenken. Aber ich muß Ihnen gestehn, daß ich eine so strenge Revision von Hrn. B. kaum zu hoffen wage. Den meisten deutschen Dichtern geht es, wie den Römern, — metuunt lituram, und vornehmlich glauben sie, daß in der Gattung, quae res e medio arcessit, alles erlaubt sey. Gleichwohl wäre es billig, daß Hr. B., der unser Dichtervolk in so vielen Stücken hinter sich zurückläßt, auch in diesem Stück eine Ausnahme machte, und keines seiner Gedichte von neuem abdrucken ließe, bis er ihm, seinen Kräften nach, die höchste Vollendung gegeben hätte.

Ein junger Dichter, welcher sich zuerst als einen geschickten Humanisten bekannt gemacht hat, und seit einiger Zeit zahlreiche Beyträge zu dem göttingischen Musenalmanach liefert, ist Friedrich Boutterweck; gewiß kein schlechter Kopf, aber

meinem

meinem Gefühl nach nur ein mittelmäßiger Dichter. Er mag es mir verzeihen, wenn ich ihm bey Ihnen Unrecht thue; und doch glaube ich, daß seine Gedichte um vieles besser seyn würden, wenn sie nicht immer außerordentlich seyn sollten. Es ist wenigen verliehen, original zu seyn; und diejenigen, welche, ihrem Genius zum Trotz, nach dieser Ehre streben, verfallen auf eine Menge Sonderbarkeiten, die sie zu ihrem Nachtheil charakterisiren. Ich erinnere mich wenige Stücke von Hrn. B. gelesen zu haben, in denen das Bestreben, mit wächsernen Flügeln zur Sonne emporzuschweben, nicht sichtbar wäre. Eine auffallende Affektation in der Sprache, seltsame Wendungen, Dunkelheiten sind die Folgen davon. Um nichts scheint er so sehr bemüht gewesen zu seyn, als eine rechte Fülle von Gedanken und Empfindungen ahnden zu lassen, die er aus der tiefsten Tiefe seines Herzens hervorziehe. Aber wenn man den Wortprunk davon nimmt, erscheinen sie meistentheils alltäglich und flach. Die besten Dienste erwartet er von den zusammengesetzten Wörtern, an denen er einen so großen Reichthum hat, daß ich bisweilen geglaubt habe, in die Zeiten der Noachide zurückgesetzt zu seyn. Auch in geschraubten, bunt durch einander geworfenen Metaphern und Allegorien thut er es den Schweizern der damaligen Zeit beynahe gleich. Lesen Sie das erste Lied, womit er diesen Almanach beschenkt hat (S. 15), um seine Manier in einem auffallenden Beyspiel kennen zu lernen. Es

fängt

fängt mit einem harten Anacoluthon an, das sich mit dem sanften Inhalt schlecht zusammenreimt.

Innrer Friede, nur wem der geworden,
Ist des Götternamens glücklich werth.
Aber wen hat nie aus den Accorden
Seiner Brust das Schicksal aufgestört?

Was für eine seltsame Sprache! — Ist glücklich eine Name? und was hat denn ein Götternamе vor einem andern Namen voraus? Sie sehen, daß es dem Verf. um ein zusammengesetztes Wort zu thun war. Aber was in aller Welt soll das heißen: von dem Schicksal aus den Accorden seiner Brust aufgestört werden? Daß die Umwandlung einer ruhigen Gemüthsverfassung in eine unruhige, unglückliche gemeynt sey, läßt sich nur aus dem Zusammenhang errathen, aber es aus den Worten heraus zu erklären, halte ich für eine vergebliche Arbeit. Indessen versuchen Sie Ihr Glück. Ich bin es wohl zufrieden, daß Sie mich in der Kunst, die Sprache unserer Almanachsdichter zu entziffern, übertreffen. — Lassen Sie uns weiter gehn:

Wie die Rose, kaum vom Thau begossen,
Schon der erste Tagesschimmer bleicht,
Schwinden tausend unsrer Hofnungssprossen,
Eh den Mittag eine nur erreicht.

Sie finden hier zwey neue Zusammensetzungen neben einander; aber daran müssen Sie sich gewöhnen, wenn Sie Hrn. B. Gedichte lesen wollen. Was dünkt Ihnen, mein Freund, von der Vergleichung, die

in

in dieser Strophe enthalten ist? Scheint sie Ihnen exakt genug? Im Ausdruck wenigstens ist sie es zuverläßig nicht; und wenn wir den Vergleichungspunkt dennoch treffen, so ist dieß nicht die Schuld des Dichters, sondern es ist ein Vortheil, den jedes oft genutzte Gleichniß, es mag noch so übel vorgetragen seyn, mit sich führt. Da die Vergänglichkeit unserer Hoffnungen der Gegenstand ist, welcher durch das Gleichniß erläutert werden soll, so müßte in dem ersten Theile desselben der Nachdruck nicht auf die Morgensonne (den ersten Tagesschimmer) sondern auf die Farbe der Rose gelegt seyn: und es ist ganz gegen die Regeln der Antithese und des Gleichnisses, daß zwey Dinge, die nichts mit einander gemein haben, einander gegenüber gestellt sind. Nicht genauer als die Vergleichung ist die Beschreibung der Morgenrose (denn eine solche muß der Dichter gemeynt haben) durch die Worte — kaum vom Thau begossen; womit eben so gut eine Rose bezeichnet werden kann, die schon seit mehrern Tagen geblüht hat. Und doch ist es hier gar nicht gleichgültig, welchen Sinn man faßt. Den uneigentlichen Ausdruck begossen will ich gar nicht einmal rügen; und so will ich auch immer ununtersucht lassen, ob es recht sey, ein Gleichniß aus einer Vergleichung und einer Allegorie zusammenzubinden, wie in dieser Strophe geschieht. Ich für meine Person kann mich nicht überreden, daß die poetische Sprache durch eine solche Anhäufung und Einschachtelung einer Metapher, einer Allegorie in die andere gewinne; und ich werde in

dieser

dieser Meynung durch das Beyspiel unsrer besten Dichter, z. B. Hagedorns, Uzens bestätigt, deren Ausdruck in ihren schönsten Oden oft ganz eigentlich ist, und dennoch die größte Würde und Schönheit hat. Aber freylich war es jenen Dichtern eben so sehr um die Gedanken als um die Worte zu thun; und sie würden die schönsten Ausdrücke und Redensarten verachtet haben, wenn sie zu nichts weiter hätten dienen sollen, als armselige Gedanken einzuhüllen. — Was eben erst Hofnungssproßen waren, wird in der nächsten Strophe zu Hofnungssaaten.

Volle Hofnungssaaten abzuernten
Sind nur stille Seelen vorbestimmt,
Die sich nie vom nächsten Ziel entfernten,
Deren Flämmchen immer ruhig glimmt.

Auch hier wieder die seltsamste Verbindung von uneigentlichen Ausdrücken! — Neu und eigenthümlich genug ist zwar das Bild einer stillen Seele in der dritten Zeile — Die sich nie vom nächsten Ziel entfernt! aber ob sich etwas dabey denken läßt, ist eine andre Frage. Ein Ziel ist ein Ort, der erreicht werden soll, oder nach Beschaffenheit der Umstände schon erreicht worden ist. Wer sich also von einem Gegenstand nie entfernte, für den war dieser Gegenstand zuverläßig kein Ziel. Vorbestimmt sollte eigentlich vorher bestimmt heißen, und sagt hier nicht mehr als das einfache Wort; glimmt steht blos um des Reims willen da.

Damit Sie nicht auf den Argwohn gerathen, als wenn ich diese Stelle absichtlich ausgehoben

hätte, um mein obiges Urtheil zu bestätigen, so setze ich Ihnen noch einige Verse desselben Dichters hierher, die aus einer Ode auf den Tod des berühmten Botaniker Murray genommen sind, und in denen sie ohngefähr die nämlichen Fehler als in der oben angeführten Stelle finden werden. Die Ode fing mit einer poetischen Beschreibung eines Naturforschers an. Der Dichter setzt ihm den Eroberer entgegen, und Sie können leicht denken, daß der letztere diesesmal den Kürzern zieht.

Der, Lobsänger! ist mehr Lobes- und Liebes-werth,
Als der Stürmermonarch nach der Eroberungs-
schlacht,
Dem am hohen Triumphthor
Keine Thräne des Dankes fällt.

Der des flüchtigen Jahrs duftenden Mantel uns
Zu entfalten gelehrt, diesem des ewigen
Abschieds Thräne zu weinen,
Ehrt das Auge der Männlichkeit.

Nicht mehr können wir nun traulich und aufmerksam
Ihn umlagern im Kreis unter dem Himmelblau u. s. w.

Zunächst fallen mir einige Gedichte von Sartorius in die Augen, der, wenn ich nicht irre, hier zum erstenmal als Dichter auftritt. Der Debüt ist nicht übel. Seine Poesie hat einen philosophischen Anstrich und viel Humanität. Seine Sprache vereinigt Würde und Anmuth; und seine Versifikation ist wohlklingend. Nur scheinen mir seine Plane nicht zum Besten geordnet, und in einem der hier eingerückten Gedichte (an den unbekann-

bekannten Gott) herrscht ein Mangel an Klarheit, wodurch es beynahe unverständlich wird. Ich schreibe Ihnen ein kleines Lied eines Schiffers an die Wellen zur Probe seiner Manier ab:

Daß ihr den wild empörten Sinn,
Wenn ihr um meinen Nachen spielet,
Durch euer sanftes Murmeln bannt;
Daß ich bey euch den Zauber fand,
Der meinen heißen Busen kühlet:
Habt Dank, nehmt meine Thränen hin.

Ich deute euer krauses Spiel.
Der Laut, den euer Tanz erreget,
Verkündet mir ein besser Loos.
Wie wohl ist mir in euerm Schoos!
Von holden Ahndungen beweget
Winkt mir die Hofnung nach dem Ziel.

Und gleicht sie euerm leichten Schaum;
So laßt sie, Götter, nie zerrinnen!
Und tragt zum lang ersehnten Port
Den frommen Schiffer ruhig fort;
O, laßt den Hafen ihn gewinnen,
Und schützt den liebevollen Traum.

Ich möchte Ihnen gern noch etwas hervorstechendes mittheilen: aber darnach suche ich vergeblich umher. Das meiste ist Mittelgut; nicht schlecht genug, um verworfen zu werden; nicht gut genug, um des Aufbewahrens werth zu seyn. Unter dem Dutzend Kleinigkeiten, die ein Hr. (F. C. W.) Meyer zu diesem Almanach geliefert hat, sind einige ganz artige Sachen; aber das meiste ist

durch eine harte ungelenke Sprache, oft durch falsche Ausdrücke entstellt. Wenn er z. B. den Gedanken ausdrücken will, der Weise müsse nichts wollen, was ihm zu erreichen unmöglich sey, so sagt er: Doch der Unmöglichkeit sein Wollen zu entziehen, dadurch bewähret sich vor uns der große Mann. Ich verstehe nicht was das heißt: mit frischer Kraft auf jemandes Rede hören, und der letzte Vers des frostigen Sonnets, aus welchem diese Stellen ausgehoben sind,

Du wollest immer nur das, was du thun sollst, können.

ist fürwahr nicht der geschmeidigste. — Dieser Hr. M. hat den Italiänern die Gewohnheit abgeborgt, mehrere weibliche Reime in einer Folge mit einander zu verschlingen. Ein unglücklicher Einfall! und doch ist er noch mehrern unserer jungen Dichter in den Sinn gekommen. Die deutsche Sprache verträgt diese Art zu reimen so wenig als die französische, und man hat es mit Recht als einen großen Schritt zur Verbesserung der Versifikation in diesen beyden Sprachen angesehen, da man angefangen hat, männliche und weibliche Reime mit einander abwechseln zu lassen. Ein ganzes Gedicht in weiblichen Reimen klingt dem deutschen Ohr unerträglich schleppend; und ich glaube Sie werden ganz meiner Meynung seyn, daß schleppende Verse ein elendes Mittel sind, den Ton der Schwermuth nachzubilden. Folgendes Lied an die Vergangenheit wird Ihnen mein Urtheil zur Genüge bestätigen.

Will

Willkommen süßes Bild entflohner Tage!
Von dir wird die verwaiste Seele trunken.
Sonst lebt, seit ihr Gestirn in Nacht versunken,
Ein dumpfes Leben sie, geweiht der Klage.
O, die, gleich innig, Lob und Vorwurf ehren
Nimm, Liebe, meinen Dank und meine Zähren!

Es war ein schöner Sommertag verstrichen,
Da zog ein andrer aus der Himmelspforte,
Der mir für Thaten Raum gab, nicht für Worte.
Ach diese Thaten sind von mir gewichen!
Und das Gefühl, um seine Macht zu zeigen,
Heißt die Erinnerung mich auch verschweigen.

Sie finden auch hier die nicht sehr empfehlungswürdige Art des Ausdrucks, die den Gedanken in Nebel und Nacht hüllt. So harte Wortfügungen und Parentheſen, wie in der ersten Strophe, sollten in einem Gedicht von so sanftem Ton vielleicht gar nicht vorkommen. Doch werden Sie diesen Fehler noch lieber ertragen wollen als den unzusammenhängenden, matten und undeutlichen Vortrag, welcher in der zweyten Strophe herrscht. In einem Gedicht desselben Verfassers, Letzte Seufzer eines Opfers ihrer Kunst überschrieben, finde ich folgende gute Stelle, welche die Klagen eines Antiquarius über den Verfall der Malerey enthält:

Wie, dacht' er, werden deine Alten
So ganz und gar für nichts gehalten,
Daß das Genie moderner Zeit
Der Landschaftmalerey sich weiht,
Und lieber will Natur studiren,
Als Basreliefs getreu kopiren?

Die Folgen lehrt der Augenschein:
Groß macht man Häuser, Menschen klein;
Malt einen einzigen Moment,
Nicht zugleich Anfang, Mittel, End;
Nie sah ich mit gelehrtem Blicke
Den Helden mehrmals auf einem Stücke;
Personen über einander gestellt
Wo bildet sie diese nüchterne Welt?
Sie — Kunst des Apelles, wie sinkest du tief! —
Bedient sich der schändlichen Luftperspektiv u. s. w.

Diese Stelle ist launigt genug; sie ist auch verständlich. Aber den Rest des Gedichts verstehe ich so wenig als die undeutsche Ueberschrift.

Einen guten Dichter verspricht Hr. Woltmann, wenn er seine blühende Phantasie nicht allzusehr herrschen, nicht allzu üppige Ranken treiben läßt. Die Sprache hat er in seiner Gewalt und sein Colorit ist von einer ungemeinen Lieblichkeit. Einem seiner Gedichte, das Land der Wehmuth überschrieben, fehlt es, bey einem großen Reichthum an schönen Bildern, in der Anlage. Cythere hat in der Unterwelt, zum Andenken ihrer süßen Trauer um den geliebten Adonis, einen Hayn entstehen lassen. Diesen schenkt sie der Aglaja. Man sieht nicht recht ein, was der Grazie mit einem Geschenke gedient ist, das sie in die Unterwelt verbannt. Auch hat der Verfasser einigemal die Göttinn der Wehmuth mit dem Gefühl der Wehmuth verwechselt, und dadurch seiner Allegorie geschadet. Aber einige Stellen aus diesem Gedicht werden Sie

nicht

nicht ohne Vergnügen lesen. Der Dichter beschreibt den Hayn der Göttinn der Wehmuth

Rosen, blaß und matt, umbeben
In gesenkten, stillen Reihn
Ihre Grotte. Seufzend schweben
Lüftchen im Cypressenhain.
Wie ein Trauerschleyer wallen
Dünne Nebel um die Flur,
Thränenopfer nur gefallen
Hier der weinenden Natur.

Aber ach! in diesen Thränen
Stralt der Freude milder Glanz.
Lieblich weht der Wehmuth Sehnen,
Wie der Duft vom Rosenkranz.
Zarte Schönheit wallt im Haine,
Wo der Schmerz sich weinend freut:
Wie mit mildem Mondenscheine
Ist das Laub mit Reiz bestreut.

Nehmen Sie die letzten Zeilen weg und die Stelle ist untadelhaft. — In der Beschreibung Elysiums heißt es:

Frommer Menschen Geister schweifen
Zahllos, wie der Bienen Heer,
Dämmernd, wie die Nebelstreifen,
Durch die Blumen hin und her.
Schöner schwebt im Purpurstrahle
Mit der Schaar Adonis Geist,
Wie der erste Duft im Thale,
Den Aurora schimmern heißt.

Das Schlechteste, was dieser Almanach hat, sind die Beyträge der Herren Haug und von Einem. Den letzten kennen Sie schon als einen fruchtbaren Epigrammatisten, wenn man anders fruchtbar von Unkraut sagen darf. Der erste macht ebenfalls Epigramme, in denen er mit dem Hrn. von Einem rivalisirt. Bisweilen stammelt er auch petrarchische Lieder; z. B.

Wo der Stirne redendes Bewegen
Meiner Herzenslenkerinn?
Wo der Augenbraunen sanfte Bögen?
Wo der schwarzen Augen süßes Regen,
Meiner Sonnen durch das Leben hin?

Sie werden an dieser Probe genug haben. Mein Brief ist unvermerkt so lang geworden, und ich bin so müde, Sie von mittelmäßigen Versen zu unterhalten, daß ich so schnell als möglich schließe. Es wird Ihnen wenig daran gelegen seyn, noch eine Reihe unbekannter und vielleicht zu einer ewigen Dunkelheit verdammter Namen zu vernehmen, die ohne meine Bemühung niemals über die Alpen gekommen wären. Die lyrische Poesie scheint ihre beste Epoche in Deutschland gehabt zu haben. Der Ausdruck hat vielleicht gewonnen, aber der wahre poetische, schaffende Geist scheint verraucht. Doch vielleicht habe ich unrecht, über den Mangel großer Dichter zu klagen, welche immer selten gewesen sind, statt mich über die Menge unserer guten Versmacher zu freuen.

Ich umarme Sie ꝛc.

XI. Ver-

XI.

Vermischte Nachrichten.

Französische Litteratur.

Opuscules poétiques. Par Michel Métrophile. Paris chez Cailleau, 1791 petit in 12. Der wahre Name des Verf. ist Cubieres. „Nie, sagt er, sind mehr Schmähschriften, litterarische und politische, in Frankreich erschienen, als seit drey Jahren. Ich habe meine Talente, wenn ich deren besitze, stets dazu angewendet, Schriftstellern von Verdienst Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und vielleicht wird man eine aufmunternde, sanfte Stimme mitten unter diesen Tönen des Hasses, des Neides und der Wuth nicht ohne einiges Vergnügen hören.“ Diese Sammlung enthält 1) La Confession de l'auteur sur quelques pöetes vivans. Lauter panegyrische Quatrains, mit panegyrischen Noten versehen. In manchen ist die Idee sehr verbraucht, in manchen das Lob viel zu übertrieben, doch verschiedene sind poetisch schön und kritisch gerecht.

Madame *de Beauharnais.*

Par ses talens ingenieux
Elle a conquis tous nos suffrages,
Et ce n'est qu'en voyant ses yeux
Qu'on peut oublier ses ouvrages.

Mr. *Berquin* auteur de *l'Ami des Enfans.*

Sa plume agreable et feconde
Inſtruiſit aux vertus les citoyens naiſſans.
Il ſe dit l'amī des enfans,
Il doit l'etre de tout le monde.

2) Les journaux d'à préſent. Das Geſpräch eines Ariſtokraten und Patrioten über die Journale hat einige glückliche Stellen, aber die Urtheile ſind nichts weniger als unpartheyiſch. Carra iſt ſein großer Held. Seine Blätter nennt er des lettres de change à vue qu'il tire ſur tous les françois Patriotes, et que ceux-ci lui païent en reconnoiſſance et en amitié. 3) L'Aſſemblée de Sorbonne ou les Etats-Generaux de l'Egliſe. Ein Carmelit, ein Auguſtiner und ein Jacobiner fällen ihr Urtheil über Büffon, Voltaire und Rouſſeau, erklären ſich für ihre Schüler, und werfen ihre Kutten von ſich. Der Syndicus widerſetzt ſich anfangs, giebt am Ende aber auch nach;

Soyons juſtes, Meſſieurs, la Sorbonne autrefois
Auroit dû mieux traiter le plus aimé des rois.
Henri, le grand Henri, de ſes ſujets le père,
N'a jamais pu fléchir notre ſainte colere:
Nous avons méconnu ſa juſte autorité;
Du trône avec rigueur nous l'avons écarté,
Et ſur ſon front royal ébranlé la couronne,
Nous avons fait griller la pucelle amazone,
Qui du joug des Anglois délivra ſon pays.
Nous avons à Titus fermé le Paradis,
Lorsqu'à Jacques Clément nous en ouvrions la porte.

Le

Le zele du Seigneur un peu loin nous emporte,
Et la philoſophie agit bien autrement,
Elle n'a point oſé louer Jacques Clément . . . ;
Nos dogmes ſont obſcures et leur (jener Schriftſteller) morale eſt claire.
Nous ennuyons ſouvent, ils ſcavent toujours plaire.
Imitons, croyez moi, le pere Jacobin.
Nous avons ſi longtems trompé le genre humain!
Tachons de le ſervir par la philoſophie,
Et faiſons nos adieux à la theologie.

4) Les aveux du Comte Grifolin au Marquis Zinzolin. Eine Satyre gegen den petit almanach des grands hommes. Man glaube aber ja nicht, daß dieſe kleine Broſchüre ein ſo plattes, geiſtloſes Ding ſey, als die gekränkte Eitelkeit des Verf. und noch mehrerer neuen Pariſer Dichter die Welt überreden möchte. Der Spott iſt oft ſehr treffend und die Einfälle ſo, wie ſie kein gemeiner Kopf haben kann. Der Hauptverfaſſer, denn es ſind ihrer mehrere, ſoll der Graf de Rivarol ſeyn. 5) La Cour de l'Aigle ou la Ducheſſe Margot (Polignac) eine Satyre auf die Verſchwendung des Hofs, den Unfug der Miniſter und der Hofleute vor der Revolution. 6) Epitre à l'inquiſidor Mor. 7) la Création, nach Platos Timäus.

Poeſies diverſes par M. de Bonnard. Paris chez Deſenne, 1791. avec le Portrait de l'auteur. 201. p. 8. Natur, Feinheit, Leichtigkeit, Eleganz der Sprache zeichnen den größten

Theil

Theil der in dieſer Sammlung befindlichen Gedichte aus. Die beſte Empfehlung der Muſe dieſes jungen Dichters wird folgende Epiſtel an den bekannten Chev. v. Boufflers ſeyn, die wir uns nicht enthalten können, ganz herzuſetzen:

Tes voyages et tes bons mots,
Tes jolis vers et tes chevaux,
Sont cités par toute la France;
On ſait par coeur ces riens charmans
Que tu produis avec aiſance.
Tes paſtels frais et reſſemblans
Peuvent ſe paſſer d'indulgence.
Les beaux-eſprits de notre tems
Quoique s'aimant avec outrance,
Troqueroient volontiers, je penſe,
Et leurs drames et leurs romans
Pour ton heureuſe negligence
Et la moitié de tes talens.
Mais pardonne-moi ma franchiſe:
Ni tes tableaux, ni tes écrits
N'équivalent, à mon avis
Au tour que tu fis à l'Egliſe.
Nos guerriers, la ville et la cour,
Admirant ta métamorphoſe
Battirent des mains tour-à-tour,
La Gloire ſourit et l'Amour
Crut ſeul y perdre quelque choſe.
On a tant célébre Grammont,
Son eſprit, ſa gaité, ſes graces;
Il revit en toi: tu remplaces
Le heros de St. Evremont.
Les ris le ſuivirent ſans ceſſe

Et ſur ſon arriere-ſaiſon
Semerent des fleurs à foiſon,
Comme aujourdhui ſur ta jeuneſſe.
En vain le Tems, de ſon poiſon,
Voudroit amortir ta ſaillie:
Tu donnerois à la raiſon
Tous les grelots de la Folie.
Jouis bien d'un deſtin ſi beau;
Sûr de plaire et toujours nouveau,
Brille dans nos Camps, à Cythère;
Chante les plaiſirs et Voltaire,
Lis Vegece, Ovide et Folard,
Et vois les lauriers du Parnaſſe
Unis aux palmes de la Thrace
Couvrir ton bonnet de houzard.
Garde ton goût pour les voyages:
Tous les pays en ſont jaloux
Et le plus aimable des fous
Sera partout chéri des ſages.
Sois plus amoureux que jamais;
Peins, en courant, toutes les belles,
Et ſois payé de tes portraits
Entre les bras de tes modeles.

Sanctae Antiſſiodorenſis Eccleſiae Faſtorum Carmen libri duodecim. Auctore H. R. P. P. P. S. P. D. N. D. A. Opera et impenſis D. A. St. Frappier, canonici antiſſiodor. editum. Auxerre et Paris, 1791. 312. p. 8. Die eilf Anfangsbuchſtaben des Titels bedeuten Hugo Rigault preſbyter pariſienſis, paſtor St. Petri de Nuzy dioeceſis antiſſ. Nach dem Tode des Verf. erhielt der Herausgeber

das

das Manuscript von der Familie desselben, und ließ es auf seine Kosten drucken. Ohne diesen Entschluß würde es wahrscheinlich das Licht nicht gesehen haben, denn in unserm Zeitalter dürfte wohl nichts schwerer Verleger, Käufer und Leser finden, als Legenden von Heiligen in lateinischen Versen erzählt. Als Probe der Manier des Dichters mag die Beschreibung eines von bösen Geistern erregten Seesturms dienen, den der heil. Germain, Bischof von Auxerre, stillte:

Horrida tempestas oritur, coelo incubat atra
Nox, pluviae immanes, grandoque densa ruunt.
Adversa venti bacchantur fronte, frementes
Adsurgunt fluctus, fulgura crebra micant,
Antennaeque gemunt, certam tabulata minantur
Quassa necem, pinus scissaque vela labant.
Germanus fraudem irridet vanosque furores,
Invocat et trinum cernuus ore Deum,
Atque olei parva fluctus aspergine rorat:
Styx devicta fugit, ventus et unda cadunt.

Antiquités nationales ou Recueil de monumens pour servir à l'histoire générale et particuliere de l'Empire françois, tels que tombeaux, inscriptions, statues, vitraux, fresques etc. tirés des abbayes, monasteres, châteaux, et autres lieux devenus domaines nationaux; presenté à l'Ass. N. et favorablement accueilli par Me. Par Aubin Louis Millin. Paris chez Drouin, in 4to. et in folio avec gravures. 1770. 1791. Von diesem für die Kunst und Kunstgeschichte nicht minder,

der, als für die politische Historie wichtigen Werke, sind nunmehr die zehn ersten Hefte erschienen, die die Erwartung der Kenner nicht unbefriedigt lassen werden. Die Kupfer sind mit Fleiß gearbeitet, so daß man den Preis des Jahrgangs für 96 Bogen in 4. und 120 Platten 84 Liv. nicht anders, als sehr mäßig finden kann.

England.

The Excentricities of John Edwin, Comedian, collected from his Manuscripts and enriched with several hundred original Anecdotes, arranged and digested by Anthony Pasquin, Esq. V. I. II. 675 p. 8. 1791. Edwin, einer der besten englischen Schauspieler im niedrigkomischen Fache, ward 1749 zu London geboren. Seine Neigung zum Theater war so stark, daß er die besten Aussichten, die sich ihm anderwärts zeigten, vernachläßigte, und selbst eine schon erhaltene Stelle wieder aufgab, um seine Neigung ungehindert befriedigen zu können. In seiner Jugend spielte er alte und in seinen reifern Jahren junge Rollen. Erst 1775 kam er zu einem Theater in der Hauptstadt, nachdem er vorher in Irland und auf mehrern Provinzialtheatern in England sich einen Namen gemacht hatte. Er starb 1790. Der Ton dieser Biographie ist für den Gegenstand etwas zu feyerlich.

An analytical Essay on the greek Alphabet. By R. Payne Knight. London Elmsly 1791. 137 p. and II. plates. 4to. Der

Verf.

Verf. dieses Versuchs ist ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit und einem großen Scharfsinn, der einen dem Schein nach so trocknen und unfruchtbaren Gegenstand auf eine unterhaltende und lehrreiche Art in einem geschmackvollen Vortrage behandelt hat. Der Alterthums- sowohl als der Geschichtforscher, der Philosoph und Grammatiker werden eine Menge neuer und feiner Bemerkungen in diesem Buche finden, die ihnen sehr willkommen seyn müssen. Ganz unterschreiben wir das, was der Verf. über die unverdiente Verachtung, in die die sogenannte Wortkritik in unsern Tagen gesunken ist, und über ihren großen Werth und ihre wahre Wichtigkeit sagt.

The Test of England; or a Dissertation on Human Authority in a divine Religion. A Poem in six Books. London Taylor 1791. 266. p. 8. Oft kann schon allein die Wahl des Gegenstandes den Mangel von Beurtheilungskraft und Talent eines Dichters zeigen, und dieß ist hier ganz der Fall. Kein Mann von Geschmack und Genie wird je auf den Gedanken kommen, eine Abhandlung in Versen, und zumal eine Abhandlung über eine solche Materie, zu schreiben.

Remarks on forest scenery and other Woodland Views (relative chiefly to picturesque Beauty) Illustrated by the Scenes of New Forest in Hampshire. In three Books. By William Gilpin. 2 voll. 8. 636 p. and 32. coloured prints. 1791. Der Verf. ist schon durch mehr ähnliche Werke von der vortheilhaftesten

hafteſten Seite bekannt, und auch das Gegenwärtige wird ihm nicht minder Ehre machen. Es enthält einen Schatz von eigenthümlichen und lehrreichen Bemerkungen. Im erſten Buche handelt Hr. G. von Bäumen, als einzelnen Gegenſtänden. Er betrachtet die allgemeinen maleriſchen Eigenſchaften derſelben in ihren verſchiedenen Gattungen, und in dem ſpecifiſchen Charakter einer jeden. Das zweyte Buch betrachtet die Bäume unter den verſchiedenen Arten ihrer Compoſition von einzelnen Gruppen bis zu ganzen Wäldern, ſodann in Rückſicht der beſtändigen ſowohl als zufälligen maleriſchen Schönheit, die wir an ihnen bemerken. Das dritte Buch beſchäftigt ſich ausſchließend mit New Foreſt. Die Schönheiten dieſer berühmten Waldgegend werden ausführlich geſchildert, und die Beobachtungen mitgetheilt, die der Verf. bey einer oft wiederholten Betrachtung zu machen Gelegenheit hatte. Die Kupfer ſind mit Geſchmack und Fleiß gearbeitet. Eine Erinnerung, die der Verf. über dieſelben macht, können wir nicht übergehen: „As ſome people, not much verſed in matters of ſuch kind, have conceived the tint, with which theſe aqua-tinta drawings are ſtained, to be an attempt to colour after nature, I would ſuggeſt, that nothing leſs is intended. Some little idea of the glow of ſunſet may be given by it; and this is attempted only in one or two prints. In all the reſt, the deſign of this waſh is only to take off the glaring rawneſs of white paper;

and to harmonize, by a mellow tint, the unpleasant opposition of black and white.“

Essays philosophical, historical and literary. Vol. II. London Dilly 1791. 568 p. 8. Dieser zweyte Band steht dem ersten, den wir in dieser Bibliothek im 42sten Bande angezeigt, und aus dem wir im 43sten Bande die Abhandlung über das Genie in einer Uebersetzung mitgetheilt haben, am Werthe nicht nach. Seit der Zeit ist Hr. Belsham aus Bedford als Vers. bekannt worden. Hieher gehören zwey Versuche; einer über die epische, der andere über die dramatische Poesie. Der erste enthält einen kurzen Inbegriff von Aristoteles Bemerkungen über die Epopee, die der Vers. unverbesserlich findet, und allgemeines Räsonnement über die vornehmsten epischen Gedichte. Der zweyte liefert eben so eine kurze Uebersicht der Regeln des griechischen Kunstrichters, die dramatische Composition betreffend, nebst verschiedenen Bemerkungen über die wesentlichen Eigenschaften des Dramas, von denen die höchste Schönheit und Vollkommenheit desselben abhängt. Wir schreiben die Stelle ab, in welcher der Vers. von den Leidenschaften spricht, deren Erregung der Zweck der Tragödie ist:

»Though pity and terror must ever be considered as the grand movements of tragic action, I do not comprehend the necessity or propriety of the absolute exclusion of all other passions. When a virtuous man is plunged into the depths of misfortune, the passion of pity is doubtless excited; and that pity is combi-

ned

ned, if not with terror, at leaſt with that ſublime ſpecies of admiration, which may ſerve as a very proper ground-work for tragedy, and which may be made ſubſervient to the nobleſt moral purpoſes. The death of Socrates, for inſtance, would be a very proper ſubject for the drama; and if diſguſt, as Ariſtotle affirms, be in fact excited by a cataſtrophe of this nature, it muſt be owing to a radical defect of art or genius in the poet. For a virtuous man, as Seneca obſerves, nobly ſtruggling with misfortune, is a ſpectacle which even the gods may regard with pleaſure. Alſo, if a man of profligate or abandoned character ſhould be repreſented as falling from happineſs to miſery, though neither pity, nor perhaps terror, would be excited, yet might the mind be inflamed, by a train of artful and well-imagined incidents, with that abhorrence of moral depravity, and that indignation againſt it, which ſhould in equal or ſuperior degree, effect the purpoſes which the great critic is ſo laudably ſolicitous to accompliſh. Who can contemplate the characters of an Jago or a Zanga, for inſtance, or of the royal ſiſters Goneril and Regan, and the direful conſequences of ſuch atrocious guilt, as it affects the guilty themſelves, without feeling their paſſions *purified*, by the conflict of thoſe emotions which ſuch a view muſt inevitably and mechanically excite? Though with reſpect to cataſtrophes of this nature, it cannot be denied, that

„The judgment of the heavens, which makes us tremble,
„Touches us not with pity.“

It muſt indeed be acknowledged diametrically oppoſite to the deſign of tragedy to exhibit a wicked man

as riſing through miſery or misfortune to happineſs; for ſuch a repreſentation has certainly no tendency to excite any virtuous feeling, or to accompliſh any moral purpoſe. Nor I do recollect any drama founded on a plan ſo obviouſly exceptionable. Upon the whole, however, it may perhaps be juſtly admitted, that the deſign of the drama is moſt affectually answered, and the paſſions of pity and terror, which are the great characteriſtics of tragedy, moſt powerfully excited, by exhibiting a character, in which, though virtue predominate, there is a great mixture of imperfection, ſuffering under the effects of his own error or imprudence. In caſes of this deſcription, the ſympathetic feelings are peculiarly ſtrong and vivid; and we are moſt powerfully impreſſed with the idea of the danger to be apprehended from the ſupine or active indulgence of thoſe culpable errors, or perſonal failings, which are productive of ſuch fatal effects."

Whiſt: a Poem, in Twelve Cantos. London Bell. 1791. 194 p. 8. Es würde die Kräfte jedes, auch des größten Dichters überſteigen, die Regeln irgend eines Spiels, zumal eines ſo ſchweren Spiels, als Whiſt iſt, auf eine klare, verſtändliche und dabey unterhaltende Art in der Sprache der Muſen vorzutragen. So konnte denn auch der Verf. dieſes Gedichts, der kein großes Genie, aber ein Mann von Talent, Witz und Laune, und dabey ein guter Verſifikateur iſt, nicht verhüten, daß der didaktiſche Theil deſſelben trocken und langweilig geworden wäre. Mit Vergnügen hingegen wird man die kleinen, häufig angebrachten Fictionen,

nen, Digressionen und Reflectionen lesen. Eine Probe, die wir anführen wollen, wird Leser von Geschmack gewiß neugierig auf die übrigen ähnlichen Stellen des Gedichts machen. „In meiner Jugend, sagt der Dichter, als ich warm von der Schule in die geräuschvolle Hauptstadt kam, und in das Theater trat, wie ärgerte ich mich über das Getöse, das von einer Loge zur andern lief, und mich hinderte, die Schauspieler zu verstehen. Jetzt ist es gerade das Gegentheil: jetzt verwünsche ich die Stimme des Schauspielers, die mich um das süße Gelispel einer modischen Schöne oder das gnädige Zuflüstern eines Lords bringt.“ Da nun der größte Theil der Zuschauer mit ihm in gleichem Falle wäre: so thut er folgenden Vorschlag:

That dome, whose managers incessant strive
To keep the public appetite alive,
And feed their guests on each returning night,
With varied treats of ever new delight;
Where yet delight is often sought in vain,
And languour and disgust too often reign;
One simple change might to a temple turn,
Where pleasure's lamp could never fail to burn.
How rich a feast would ev'ry play become,
If, like a pantomime, the scenes were dumb;
And liberty of speech to none allow'd,
But those distinguish'd from the vulgar crowd;
Who, thron'd betwixt the gallery and pit,
In vaulted cabinets of splendor sit!
Who should not then frequent the house to know
What Hamlet said a thousand years ago:

But flock, to catch, in the politeſt way,
The news and ſcandal of the preſent day.
What perfect bliſs from ſuch a ſcheme appears
To all our faculties of eyes and ears!
The one delighted with the charms that flow
From graceful action, and the pomp of ſhow;
The other raviſh'd with the full diſplay,
Of all that wit and elegance could ſay.
A plan which promis'd thus their toils to eaſe,
The ſlothfull players could not fail to pleaſe;
Nor would it coſt them one triumphant hour,
Or circumſcribe that faſcinating pow'r.
For ſure, the *Siddons*, whoſe expreſſive eye
Each pauſe of language can ſo well ſupply,
Requires no ſuccour from poetic art
To rouſe, to ſoften, or to tear the heart;
Which, were it made of penetrable ſtuff
Would find her geſtures and her looks enough.
Nor leſs applauſe would crown the graces wild
Of ſportive *Jordan*, Nature's charming child,
Whoſe romps, tho' mute, would be reſiſtleſs ſtill,
And all the houſe with endleſs loughter fill etc. etc.

The aboriginal Britons a Prize Poem, ſpocken in the Theatre at Oxford July 8. 1791. By George Richards. 1791. 24 p. 4. Der Verſuch eines jungen Dichters, von dem ſich für die Zukunft viel erwarten läßt. Schon hier hat er die Hauptzüge ſeines Gegenſtandes mit einer kühnen Imagination und in äußerſt wohlklingenden Verſen geſchildert.

Poetical Eſſays on the following ſubjects viz the principal Errors and Corruptions

ruptions of men; the excellency of reaſon and of Virtue; the Freedom and other powers of the human mind; the ſpiritual nature of the ſoul; the foundation and reality of human knowledge and of human happineſs. With a preliminary Eſſay in proſe: containing a Summary of the authors principal tenets and of thoſe which he contemns, with notes explanatory etc. London Debrett 1791. 184 p. 8. Schon der bloße Titel kann ſo ziemlich die Stelle einer Recenſion vertreten. Metaphyſik ſpielt in der Poeſie immer eine ſchlechte Rolle, aber nie hat ſie vielleicht eine ſchlechtere geſpielt, als in dieſen Gedichten, die ſich von der platteſten Proſe durch nichts als den Reim unterſcheiden. Der Verf. unternimmt das Geſchäfte, Locke, Hartley, die Fataliſten und Materialiſten zu widerlegen; allein ſtatt tiefſinniger Unterſuchungen giebt er einen Wortſchwall, aus dem kein Menſch klug werden wird. Es wird ein ganz anderer Scharfſinn erfordert, als der Verf. zu beſitzen ſcheint, um die Knoten metaphyſiſcher Sophiſtereyen mit glücklichem Erfolg zu löſen.

The Bruce or the hiſtory of Robert I. King of Scotland. Written in ſcottiſh verſe by John Barbour. The firſt genuine edition, publiſhed from a Manuſcript dated 1489 with notes and a gloſſary by John Pinkerton. 3 voll. 636 p. 8vo. 1791. Wenn dieß Gedicht auch nicht alle die prächtigen Lobſprü-

che verdient, mit denen es Hr. P. so freygebig überhäuft, so bleibt es doch ein merkwürdiges Denkmahl, das keinen gemeinen Geist zum Urheber haben konnte. Die erste gedruckte Ausgabe erschien zu Edinburgh 1616 in 12; nachher ward es in Schottland noch über zwanzigmal aufgelegt. Alle diese Ausgaben aber sind modernisirt, und es ist unmöglich, aus ihnen das wahre alte Gedicht zu beurtheilen. Hr. Pinkerton hingegen wendete die größte Sorgfalt darauf, dieß älteste vorhandene Denkmal der schottischen Poesie dem Publikum in der wahren Orthographie und Sprache des Verf. in die Hände zu geben. Er legte eine Handschrift aus einer Edinburgher Bibliothek vom Jahr 1489 zu Grunde, nach der der Druck mit der größten Genauigkeit veranstaltet ward. Die einzige Freyheit, die sich der Herausgeber verstattet hat, ist die Eintheilung in 20 Bücher, die bey einem 12,000 Verse langen Gedichte sehr nöthig war. Der weitläuftige Commentar des Hrn. P. enthält viel Bekanntes, viel Unnützes und viel Unrichtiges.

An Heroic Epistle to the Right. Hon. Edmund Burke. London Debrett. 1791. 14 p. 4to. Scharfe Lauge wird hier über dem Haupte des berühmten Redners ausgegossen. Der ungenannte Verf. wird oft bitter, doch verletzt er nie die Regeln des guten Geschmacks und des Anstandes.

Poems, namely the english Orator; an Address to Th. Pennant Esq.; an Ode to the susceptibility of the poetical Character; twenty Sonnets; an Epistle to a College Friend;

Friend; and the Lock transformed; with Notes on the engliſh Orator. By Mr. Polwhele. London Cadell 1791. 256 p. 4to. Das größte und vorzüglichſte Gedicht iſt der engliſche Redner. Die übrigen Stücke ſind meiſt flüchtige Poeſien von verſchiedenem Inhalt und verſchiedenem Werthe. Die Epiſtel an einen Univerſitätsfreund ſchildert mit einer angenehmen Vermiſchung von Empfindung und Laune die Geſchäfte und Vergnügungen des Studentenlebens. Die Sonnette, eine Dichtungsart, die jetzt in England ſehr Mode wird, betreffen größtentheils nur kleinliche Gegenſtände, und laſſen die Phantaſie und das Herz kalt und leer. Folgendes iſt noch eins von den beſten:

„While not a wing of inſect-beeing floats
And not a murmur moves the frozen air;
Yon ice-clad ſedge, with tremulous wave, denotes
Amid the leafleſs copſe, that life is there.
And lo! half-ſeen, the bird of ruſſet breaſt
And duſker pinion — that had cleft the ſkies
Of wild inhoſpitable climes, in queſt
Of the warm ſpring-his plaſhy labor plies.
Feed on, poor bird, beneath the ſheltering copſe;
And near thee may no wanton ſpaniel ſtray!
Or riſing, when dim eve her curtain drops,
Ah! may not net arreſt thy darkling way! —
But long unpent by froſt, o'er flow the rill —
And many an inſect meet thy delving bill!“

The miſcellaneous works of A. M'Donald; including the Tragedy of Vimonda, and thoſe productions which have appeared under the ſignature of Matthew Bramble Eſq. With various other compoſitions by the ſame Author. London Murray 440 p. 8. 1791. Verſchiedene Stücke dieſer Sammlung ſind ſchon einzeln abgedruckt, oder in periodiſche Schriften eingerückt geweſen. Die merkwürdigſten gehören zur dramatiſchen Gattung: die Tragödie Vimonda; die Prinzeſſin von Tarento, ein Luſtſpiel in zwey Akten; Liebe und Ritterpflicht (Love and Loyalty) eine Oper, und die ſchöne Abtrünnige (the fair Apoſtate), ein Trauerſpiel. In der Oper herrſcht Laune und Leben. Der Zweck des letztern Stücks ſcheint zu ſeyn, den Charakter eines liebenswürdigen und tugendhaften Sarazenen im Contraſt mit einem heuchleriſchen und grauſamen Ungeheuer, das ſich ſelbſt einen Chriſten nennt, zu ſchildern. Wenn dieß Stück auch ſchon bey der Vorſtellung keine große Wirkung thun möchte, ſo unterhält es doch ſehr beym Leſen. Die kleinern Stücke ſind größtentheils launiger und ſatyriſcher Art.

A Poetical Epiſtle from Maria Antoinette Queen of France to Leopold the Second Emperor of Germany. By Thomas Atkinſon, Author of Hibernian Eclogues and miſcellaneous Poems lately publiſhed in Ireland, 18 p. 8. London Hamilton 1791. Die Hiberniſchen Eklogen des Verf. ſind uns nicht

zu Geſichte gekommen, leicht aber mag er ſich beſſer darauf verſtehen, irländiſche Schäfer, als franzöſiſche Königinnen redend einzuführen. Der Verf. läßt die vom Himmel herabgekommene Antoinette (the heaven-deſcended A.) ihren ſchrecklichen Unfall beklagen, und mit Thränen das Andenken jener glücklichen Tage erneuern, wo die Franzoſen kein größer Vergnügen kannten, als ſich um den feyerlichen Zug eines Monarchen zu drängen.

„A monarchs pomp! ſad tears my cheeks bedew,
Whilſt memory recalls ſuch pomp to view —
When to the ſplendid revels of my court,
Princes and nobles prided to reſort:
When univerſal joy confeſs'd my reign,
Whilſt the ſoft Loves and Graces ſwelld my train:
When diſtant ſuns prepar'd the ſparkling gem,
To grace my neck, or deck my diadem;
When in exceſs of gorgeous ſplendour dreſt,
Love ſparkl'd in my eyes — Love wanton'd on my breaſt!"

True Honour. An Ode. Occaſioned by the death of John Howard Eſq. 4to. Robinſons. 1791. Ein geiſtvolles Gedicht zum Andenken des edelmüthigen Howard, deſſen ächte und große Verdienſte um die Menſchheit in ſchönen Contraſt mit dem falſchen Schimmer äußerlicher Ehren und Auszeichnungen geſetzt ſind.

Epiſtle to William Wilberforce Eſq. on the rejection of the bill for aboliſhing the Slave Trade. By Anna Letitia Barbauld. 14 p.

14 p. 4. London Johnſon 1791. Die Gegner dieſer W. Bill im Parlamente werden mit kühner Satire gezüchtigt. Es ſind Verſe in dieſem Gedicht, deren Juvenal ſich nicht ſchämen würde.

Where ſeaſoned tools of Avarice prevail,
A Nation's eloquence, combined, muſt fail:
Each flimſy ſophiſtry by turns they try;
The plauſing argument, the daring lye,
The artful gloſs, that moral ſenſe confounds,
Th' acknowleged thirſt of gain that honour wounds:
Bane of ingenuous minds, th' unfeeling ſneer,
Which ſudden turns to ſtone the falling tear:
They ſearch aſſiduous, which inverted ſkill,
For forms of wrong and precedents of ill;
With impious mockery wreſt the ſacred page,
And clean up crimes from each remoter age:
Wrung Nature's tortures ſhuddering while you tell,
From ſcoffing fiends burſts forth the laugh of hell;
In Britains ſenate, Miſery's pangs give birth
To jeſts unſeemly, and to horrid mirth etc. etc.

An Addreſs to every Briton on the Slave Trade; being an effectual Plan to aboliſh this Disgrace to our Country. 19 p. 4. 1791. Die Abſicht des Verf. iſt gut, ſein Gedicht aber iſt ſehr ungleich. Kräftige und matte Stellen wechſeln mit einander; nur ſind die letztern häufiger. Der vorgeſchlagene Plan beſteht darin,

darin, keinem ſeine Stimme bey einer neuen Parlamentswahl zu geben, der nicht verſprechen würde:

To ſnath at each occaſion to ſtand forth
The friend of Afric — Britons all join hands
And take a ſolemn oath, thus, thus to ſtand
The joint ſupporters of a righteous cauſe!

Wie unwahrſcheinlich, daß ein ſolcher Vorſchlag je befolgt werden wird!

XII.

Kunſtnachrichten.

Propoſals for Publiſhing a Complete Hiſtory of England, from the Invaſion of Iulius Caeſar to the Revolution in 1688 by David Hume: from the Revolution to the Preſent Time by David Williams. Hierdurch wird ein ſehr prächtiges Werk, nämlich Hume's engliſche Geſchichte, erläutert durch hiſtoriſche Kupferſtiche, verzieret mit Vignetten, Denk- und andern Münzen, Anſichten von Ruinen alter Denkmäler, Paläſte, Schlöſſer und öffentlichen Gebäuden, Bildniſſen und Monumenten von Königen, Fürſten und andern wichtigen Perſonen, bey dem Staate, der Kirche, der Armee und Seemacht, berühmte Gelehrte und Künſtler angekündiget, die in der Geſchichte auf irgend einige Art merkwürdig ſind.

Von

Von der Zeit an, wo Hume's Geschichte aufhört, setzt sie Hr. Dav. Williams bis auf unsere Zeiten fort.

Die Erläuterungen und Verzierungen von Seiten der Künste besorgt Hr. Bowyer, Miniaturmaler des Königs, nebst Hr. Fittlern, Kupferstecher des Königs, der den größten Künstlern dieß Werk aufgetragen hat. Die Einrichtung davon ist folgende:

Es werden 60 Gemälde von den interessantesten Begebenheiten aus der Geschichte verfertiget, und der Stich in der Manier der bekannten Blätter des General Wolfe und des Todes des Lord Chatam veranstaltet.

Die ganze Geschichte wird nach der Berechnung in 60 Nummern ausgegeben, die 5 prächtige Bände in Imperialfolio anfüllen werden. Jede Nummer enthält ein Kapitalhistorisches Blatt, mit Ein und mehr Vignetten, Bildnissen, Schlachten, Seegefechten, Ruinen u. s. w.

Wenn eine Anzahl Gemälde vollendet sind, werden sie erst ausgestellt.

Die Subscribenten zahlen im Voraus 1 Guinee auf jede Nummer, worauf sie eine Quittung auf die ersten Abdrücke erhalten. Die erste Nummer wird diesen Sommer erscheinen, und die folgenden Nummern so schleunig als die Pracht des Werks es zulassen wird.

Die Maler der historischen Gemälde, die es übernommen haben, sind: J. Barry, Professer der königl. Akademie; J. S. Cowpley; R. Cosway;

Cosway; Mistreß Cosway; H. Fuesly; W. Hamilton; J. Northcote; J. Opie; G. Romney; J. F. Rigaud; R. Smirke; T. Stothard; H. Tresham; J. Wright, von Derby; F. Wheatley; R. L. West, und Benjamin West.

Die Kupferstecher: F. Bartolozzi; W. Byrne; T. Bromley; W. Blake; J. Collier; J. Delattre; J. Emes; W. Ellis; J. Fittler; J. Hali; J. Landseer; T. Medland; P. Neagle; T. Pouncy; W. Skelton; A. Smith; S. Smith; J. Stowe.

Die Vignetten werden von E. Burney und C. R. Ryley gefertiget.

Die Seevorstellungen unternimmt J. T. Serres; Seemaler des Herzogs von Clarence.

Die Zeichnungen alter Palläste und Ruinen P. Sandby und T. Hearne.

Die öffentlichen Gebäude u. s. w. T. Malton.

Zu den Bildnissen großer Personen, von den frühesten Zeiten bis auf die unsrigen, wird man Originale von Rubens, Vandyke, Janssen, Lely, Kneller, Joshua Reynolds, Gainsborough, aufsuchen, und die Abbildung berühmter Monumente, Statuen, und Basreliefs aus den Werken des Roubillac, Cibber, Scheemacker, Bacon, Banks, Nollekens, u. s. w. nehmen.

Daß man auf den typographischen Theil gleichen Fleiß und gleiche Sorgfalt verwenden wird, wird man leicht vermuthen.

A Pictu-

A Picturesque Tour of Killarney, deſcribing in Twenty Views, the moſt pleaſing ſcenes in that celebrated Lake, together with a Map of the Lake and its Environs. Engraved in Aqua tinta by Jonathan Fiſcher, Folio, Robinſons. Der See von Killarney in Irland zieht durch ſeine großen Schönheiten alle Freunde der Natur, die dieſes Land bereiſen, an ſich. Die Neugierde der Kunſt und Naturfreunde zu befriedigen, hat der Verfaſſer die intereſſanteſten Geſichtspunkte dieſes Elyſiums abgezeichnet, und legt ſie in zwanzig großen Blättern vor, nebſt einer Beſchreibung der Schönheiten, die zur Erläuterung dieſes Subjekts dienen. Auch in Dr. Smiths Hiſtory of the County of Kerry ließt man eine weitläuftige Schilderung dieſer reizenden Scenen. Das Werk koſtet 2 Pfund 12 Sch. 6 D.

Neue engliſche Blätter.

Punktirte Manier.

Miſs Tarren, ganze Figur in einer Landſchaft, ein meiſterhaftes Blatt von F. Bartolozzi nach T. Lawrence; 23 und ein halb Zoll hoch, 16 Zoll breit; 21 Schillinge.

The Return from Shooting; der Herzog von Newcaſtle mit ſeinem Gefolge kommt von der Jagd zurück; ein ſchön componirtes Blatt von F. Wheathley; Bartolozzi hat die Figuren und S. Alken die Landſchaft geſtochen; 22 und ein halb Zoll hoch, 28 Zoll breit; 21 Schill.

The

The Woodman, ein Waldbewohner mit seinem Hunde unter einem Baume, nach Gainsborough, von P. Simon; 27 und ein halb Zoll hoch, 18 Zoll breit; 21 Schill.

Henry de Eight; der dienstfertige Lord Canzler Wriothesely erhält von Heinrich VIII. einen Verweis, daß er auf des Königs Befehl die Königinn Catharine Parr ins Gefängniß führen will, in dem Augenblicke, da die Königinn des Königs Entschluß abzuändern gewußt hat. Ein schön grouppirtes Blatt von Wirkung; nach W. Hamilton von C. H. Playter; 14 Zoll hoch, 17 Z. breit; 7 und einen halben Schill.

Lady Godiva, bittet dringend ihren Gemahl, Lord Leofrike, die Beleidigungen seiner Unterthanen zu vergeben ꝛc.; Gegenbild zu vorigem, von nämlichen Meistern und gleichem Maaße; 7 und einen halben Schill.

Attention, die Vorstellung dieses gefälligen Blattes ist die Vorlesung eines jungen Mannes aus dem Ovid an seine aufmerksame Geliebte, von R. M. Meadows nach J. R. Smith; 20 und ein halb Zoll hoch, 16 Zoll breit; 7 und einen halben Schilling.

Inattention, Vorlesung einer Alten aus Fox's Martyrs, an ein junges schlafendes Frauenzimmer; Gegenbild zu vorigem, von nämlichen Meistern, nämlichem Maaße und Preise.

Angelica and Savriponte, nach dem Arioste bearbeitet, und Henry and Emma, nach Prior, zwey Medaillons nach A. Kaufmann von F.

Burke; jeder 21 Zoll hoch, 17 Zoll breit; kosten beyde 15 Schill.

Nina, eine geistreiche Skizze von drey Figuren, nach Lavinia Counteß Spencer von J. Gillray; 26 und ein halb Zoll hoch, 16 und ein halb Zoll breit.

Eine sitzende Venus aus dem Bade, ein Medaillon von J. K. Sherwin gezeichnet und gestochen, 21 Zoll hoch, 17 Zoll breit; 10 und einen halben Schill.

Blätter in schwarzer Kunst.

The Murder of David Rizzio, nach J. Graham von W. Dikinson; eine vortrefliche Composition und ganz verschieden von dem schon angezeigten gestochenen Blatte, 21 und ein halb Zoll hoch, 27 Zoll breit; 21 Schill.

Margaret of Anjou Prisoner before Eduard the IV. nach dem Trauerspiele des Grafen von Warwick bearbeitet, Act. V. Sc. V. von nämlichen Meistern, 21 und ein halb Zoll hoch, 27 Zoll breit; 21 Schill.

Lady Elizabet Grey at the feet of Eduard the IV. solliciting the restoration of her late Husbands forfeited Lands, A. D. 1465 und Queen Mary, reviewing the Militia of London, A. D. 1692, zwey interessante Blätter, vorzüglich das Erste, aus der englischen Geschichte nach J. Gerhard Huck von B. Green, jedes 20 und ein halb Zoll hoch, 27 Zoll breit; kosten beyde 63 Schill.

The

The Country Girl; zwey Gegenbilder, sind Landmädchen, die eine, von einem Hunde angefallen, läßt für Schrecken ihren Korb mit Eyern fallen, die andere von einem Hunde verfolgt; nach R. M. Paye von J. Young; jedes 27 Zoll hoch, 18 Zoll breit; beyde 30 Schill.

The disobedient Prophet, nach dem ersten Buche der Könige Cap. 13. nach J. Graham, von H. Hudson; 20 und ein halb Zoll hoch, 26 Zoll breit; 15 Schill.

The Farmers Stable, der Stall eines Meyerhofes, in welchem Pferde gezogen werden, nach Moreland von Ward; 26 Zoll hoch, 28 Zoll breit; 15 Schill.

A View from the East End of the Brewery Christwell Street, nach G. Gerrard, von W. Ward; im Vordergrunde ein Karren, in welchen ein Pferd gespannt wird; 19 Z. hoch, 25 Z. breit; 13 Schill.

A View in Switzerland, nach J. Wynants, und A View in Holland, nach David Teniers dem Vater; zwey Blätter in der angenehmen Manier der Catherine Prestel, braun abgedruckt; 17 und ein halb Zoll hoch, 23 Zoll breit; beyde 15 Sch

Italien.

Florenz. Die beyden Kupferstecher und Kupferhändler, Pagni und Bardi, haben ein großes Werk L'Etruria Pittrice etc. geliefert. Eine Geschichte der Toscanischen Malerey aus Denkmälern, vom 10ten Jahrhundert bis auf unsere Zeiten, in Kupferstichen. Tom. I. in Groß-

folio 1791. An der Spitze steht ein allegorisches Blatt, wo Minerva den Genius der Malerey ermunternd bey der Hand nimmt. Er stützt sich auf eine Säule von Toscanischer Ordnung, erhebt seine Augen gen Himmel und sieht Auroren mit der Zeit erscheinen, die die Wiederherstellung der schönen Künste ankündigen. Es ist einem Engländer, Macpherson, zugeeignet. In der Vorrede findet man den Plan des ganzen Werks und die Namen derer, die zur Ausführung desselben etwas beygetragen haben. Die Nachrichten von den Malern und Urtheile über die Gemälde sind vom Hrn. Lastri, nach der Meynung des Hrn. Santi Pacini, eines geschickten Florentinischen Malers.

Der erste Band enthält 60 Platten; eben so viel sollen auch im zweyten und dritten Bande folgen, die bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts führen sollen. Sie fangen mit dem 10ten an, worinne gezeiget wird, daß schon vor Cimabue und der Ankunft der Griechen in Toscana die Malerey so gut, als in Bologna, Venedig und Rom, bekannt war. Die Zeichnungen und Stiche sind von den besten Florentinischen Künstlern besorgt.

Französische Kupferstiche.

Portrait de Claude Fauchet, Evêque du Département du Calvados, et Député à l'Assemblée Nationale, von Bonneville gemalt und von Girard gestochen, 11 Zoll hoch, 7 Zoll breit; Preis 3 Liv.

L'Ori-

L'Origine de la Peinture, 15 Zoll hoch, 12 Zoll breit, in Oval, nach David-Allan, in engliſcher Manier von Tresca geſtochen; Preis 6 liv.

Le Contrât, nach einem Gemälde von Fragonard, geſtochen von Blot; 17 Zoll hoch, 20 Zoll breit; Preis 9 livres; macht das Gegenbild von Verrou aus, von demſelben Künſtler. Er ſticht gegenwärtig le Jugement de Paris nach van der Werf, das noch im Verlauf des Jahres wird zu haben ſeyn.

La Galerie des Portraits des Membres de l'Aſſemblée Nationale Conſtituante. Dieſe Sammlung beſteht nun ſchon aus 58 Lieferungen. Jeder Band enthält 200 Bildniſſe mit einem Frontiſpitz, und einer gedruckten Liſte, in Corduan, goldner Schnitt 130 liv. in Kalbleder 110 liv. Jede Lieferung von 4 Portraits 4 liv. Jedes einzeln 20 Sous.

Pelerinage à Saint Nicolas, nach einem Gemälde von Launey de Bayeux geſtochen von J. Mathein, koſtet 12 livres: iſt von derſelben Größe, wie die von der Suite d'Eſther.

Von dem Abrégé de l'hiſtoire Univerſelle, von Vauvilliers iſt der 22ſte Heft erſchienen; Preis 4 liv.

Portrait de M. Preville, dans le role du Bourgeois Gentilhomme, in Zeichnungsmanier nach einer Zeichnung von Meziere; 15 Sous.

Tullie fait paſſer ſon Char ſur le Corps de ſon Pere; nach J. M. Moreau dem Jüngern, von G. B. Simonet. Dieß ſchöne Blatt

ist nach Rollins römischer Geschichte bearbeitet; 16 Zoll hoch, 18 und dreyviertel Zoll breit; 6 liv.

Penelope et Ulysse ou la Pudeur; nach des Paulanias Voyage de la Livonie Livre 3. bearbeitet; ist ein Blatt von großer Composition, von Le Barbier gemalt und Avril gestochen, 25 und ein halb Zoll hoch, 32 Zoll breit; 24 liv.

Bain public des Mahometans, von Le Barbier gemalt und Delaunay gestochen; 22 Zoll hoch, 32 Zoll breit; 18 livres.

La Mere de Famille; eine schön grouppirte ländliche Scene einer liebreichen Hausmutter unter ihren Kindern, nach Fragonard von A. Romanet gestochen; 18 Zoll hoch, 20 Zoll breit; 9 livres.

Coucou, ein Ovalblatt, nach Le Roi von Beljambe gestochen: die Idee ist sinnreich; kostet 6 livres.

Portrait de Mably, von 9 Zoll hoch, 8 Zoll breit, ein Oval; bunt au lavis von P. L. Alix; macht das Nebenbild von Voltaire und Rousseau; von demselben Künstler; Preis 6 livres.

Promenades, ou Itineraire des jardins de Chantilli, orné d'un plan et de vingt estampes, qui en representent les principales vues, dessinées et gravées par *Mérigot*, avec cette épigraphe:

Dans sa pompe élégante, admirez Chantilli,
De héros en héros, d'âge en âge embelli.

Poeme des Jardins.

A Pa-

A Paris, chez Deſenne et Gattey, chez Guyot, Graveur et Marchand d'eſtampes. Sowohl die Beſchreibung, als die Kupfer von den verſchiedenen Anſichten des reizenden Gartens zu Marly, ſind mit großem Fleiße ausgearbeitet.

Le Pacte National, ein allegoriſches Blatt, 22 Zoll 3 Linien hoch, 16 Zoll 3 Linien breit, von Leclerc, Geſchichtsmaler; Preis 9 Liv.

Portrait de Madame, fille du Roi, von Auguſtin Saint-Aubin nach P. Sauvage; ein Blatt von 5 Zoll 4 Linien hoch, 3 Zoll 5 Linien breit.

Portrait de Mirabeau, buntfarbig von Angelique Briceau, verheurathete Allais. Gegenbild von Rouſſeau von derſelbigen Verfaſſerinn.

Défilles préſenté par Minerve à Henri IV. aux Champs-Elyſes, ein Blatt von Girard nach einer Zeichnung des Le Barbier.

Portrait de J. J. Rouſſeau, von Garnerey gemalt und von Alix geſtochen; ein Gegenbild von Voltaire, durch dieſelben Künſtler; Preis 6 Livr.

L'Enfance de Paul et Virginie, von Auguſtin Le Grand nach Friedrich Schall; wovon nächſtens das Gegenbild erſcheinen wird.

Von der Hiſtoire de France, répréſentée par figures, von David geſtochen und durch den Abbé Guyot erläutert, erſcheint die 25ſte Lieferung, Preis 8 livres; die erſten Abdrücke in engliſcher Manier 10 Liv. Sie enthält le Portrait de Philippe II. — Philippe Auguſte conſulte un Hermite dans le bois de Vincen-

nes. — Bataille de Bouvines, ou le Roi offre ſa couronne. — Fête des Anes, à laquelle ſe prêtoient l'Eveque et le Clergé de Beauvais.

Von der Geſchichte von England, von dem Einfalle Cäſars bis zum Tode des General Byng, von eben demſelben Künſtler und Schriftſteller, ſind 2 Bände heraus, die 56 Platten enthalten.

Louis XVI. à l'Aſſemblée Nationale accepte ſolennellement la Conſtitution; Preis 12 livres. Erſte Abdrücke, engliſch biſter, 24 livres.

Portrait du Coúſin Jacques, Louis Abel de Reigny, né le 6. Novembre 1757; gezeichnet von Violet, geſtochen von Büreaux; 40 Sous, biſter buntfarbig 3 liv.

Premier bas-relief placé ſur l'arc de triomphe élevé au Champ de Mars, à la fédération générale en 1790, von Lucien, nach einer Originalzeichnung von Moitte, geſtochen; 35 Zoll breit, 5 Zoll 6 Linien hoch; 12 livres.

Portrait d'Antoine Nicolas Deſauſiers d'Argenville, gemalt von Weyler und von Ride geſtochen.

Verlagsbücher
der
Dykischen Buchhandlung
in Leipzig,
zur Ostermeße 1792.

Lettres du Comte de *Mirabeau* à un des ses amis en Allemagne; écrites durant les années 1786, 1787, 1788, 1789 et 1790. gr. p. 2 Thlr.

Briefe des Grafen von Mirabeau an einen Freund in Deutschland. (Hrn. Ingenieur-Obristl. Mauvillon in Braunschweig) Geschrieben in den Jahren 1786, 1787, 1788, 1789 und 1790. in 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Leonhard Eulers Briefe über verschiedne Gegenstände aus der Naturlehre. Nach der Ausgabe der Herren Condorcet und de la Croix aufs neue aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen, Zusätzen und neuen Briefen vermehrt von Friedrich Kries. Erster Band. Mit 4 Kupfertafeln, gr. 8. 2 Thlr.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste; oder: Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissensch. von einer Gesellschaft von Gelehrten. Ersten Bandes erstes Stück. gr. 8. 16 Gr.

(Das zweyte Stück erscheint zur Michaelmesse.)

Der militärische Sophron an seine junge, unerfahrne Kameraden: oder Klugheitslehre für angehende Offiziers, von dem alten Preußischen Offizier, dem Verfasser der Briefe über Friedrich den Großen. in 8. 20 Gr.

Litte-

Bücherverzeichniß.

Litterarische Denkwürdigkeiten vom Jahr 1792, oder Nachrichten von neuen Büchern und kleinen Schriften, vorzüglich der Churſächsischen Universitäten, Schulen und Lande. (Herausgegeben von Hrn. Prof. Christ. Dan. Beck.) Erstes Quartal; von No. I—XXVI. Nebst 6 Beylagen, gr. 8. 20 Gr.

(Das 2te Quartal wird zu Johannis fertig. Die Pränumeration auf den ganzen Jahrgang beträgt 3 Thlr. und erhält man alsdann die Stücke einzeln.)

Köhlers, (M. Joh. Friedr.) Beyträge zur Ergänzung der deutschen Litteratur und Kunstgeschichte. Erster Theil, gr. 8. 18 Gr.

Meyers, (D. Fr. Alb. Ant., Prof. in Göttingen,) Medizinische Versuche, in 8. 12 Gr.

Beylage zur französischen Constitution: Vorschrift der Nation an ihre Stellvertreter im Jahr 1789. Nebst einigen Bemerkungen darüber, zur Prüfung der neuen Staatsverfassung Frankreichs, 8. 12 Gr.

Beyträge zur Kenntniß vorzüglich des Innern von England und seiner Einwohner, (von Hrn. Küttner in London.) 3tes Stück, gr. 8. 9 Gr.

(Das 1ste und 2te Stück, jedes gleichfalls 9 Gr.)

Alexis, oder das Häuschen im Walde. Eine Handschrift, die am Ufer der Isere gefunden ward; herausgegeben von dem Verfasser von Lolotte und Fanfan. 2ter Theil, 8. 1 Thlr.

(Der 1ste Theil, der zur Michaelmeße 1791 fertig war, 18 Gr.)

Die Familie Wendelheim, eine Geschichte aus unsern Tagen, in 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Meißners (A. G.) Skizzen. Erste bis achte Sammlung. Dritte, verbesserte Ausgabe. Mit neuen Kupfern, 8. 4 Thlr.

Samm-

Bücherverzeichniß.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte. 14ten Bandes 4tes Stück, gr. 8. 9 Gr.

— — Dieselbe in einen vollständigen Auszug gebracht von D. C. M. Koch. Mit beygefügten neuen Anmerkungen und Zusätzen mehrerer Aerzte. 3ter Theil, welcher den 7ten bis 9ten Band enthält, gr. 8. 2 Thlr.

(Auf den 4ten Theil kann man noch mit 1 Thlr. 12 Gr. pränumeriren.)

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte; angefangen von den beiden Herren D. Gehler und fortgesetzt von D. E. B. G. Hebenstreit. 4ten Bandes 6tes Stück, gr. 8. 8 Gr.

(Mit diesem Stück ist dieses kostbare mit vielen Kupfern gezierte Werk, welches vollständig 8 Thlr. kostet, vorerste geschloßen.)

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 46ster Band, mit dem Bildniß des Hrn. Geh. Rath von Göthe. gr. 8. 20 Gr.

Georgi, (Joh. Gottl.) Beschreibung der Russisch-Kaiserl. Residenzstadt St. Petersburg und der Merkwürdigkeiten der Gegend. Mit einem Plan und einer Charte, gr. 8. (In Commißion.) 3 Thlr.

Die Russischen Gesetze ihrem Inhalte nach in alphabetischer Ordnung unter Titel gebracht von F. Langhans, gr. 8. (In Commißion.) 1 Thlr.

Bildnisse:

des Herrn Consistorialrath D. Schlegel zu Hannover. 6 Gr.

des Herrn Geheimderath von Göthe zu Weymar. 8 Gr.

des Herrn Professor Meißner zu Prag. 8 Gr.

Bücherverzeichniß.

In der letzten Michaelismeße waren neu:

Geschichte der Baukunst der Alten von D. C. L. Stieglitz, gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Kurzer Abriß der Entstehung der französischen Revolution von Thomas Payne. Mit Anmerkungen des Uebersetzers. 8. 8 Gr.

Jugendgeschichte des Herrn von L. eines Vetters des alten preußischen Offiziers, des Verf. der Briefe über Friedrich den Großen. 1 Thlr. 6 Gr.

Erscheinungen und Träume von Mercier und einigen deutschen Gelehrten (Maaß, Manso, Schaz, Dyk,) 2ter Theil. 8. 20 Gr.

Die Liebe, ein Roman in Briefen. Zweytes und letztes Bändchen. 8. 20 Gr.

Lehrsätze der medizinischen Polizeywissenschaft, mit eingestreuten litterarischen Anmerkungen; zum Gebrauche akademischer Vorlesungen; von D. E. B. G. Hebenstreit, gr. 8. 20 Gr.

Folgende Werke sind unter der Preße:

Beyträge zur Kenntniß des gegenwärtigen sittlichen und politischen Zustandes von Frankreich und Holland; aus den Briefen eines in England wohnenden Deutschen. Mit Vergleichung mehrerer Orte und Gegenstände unter einander, gr. 8.

Leben von J. Wesley, dem Stifter der Methodisten, nebst einer Geschichte des Methodismus. Aus dessen Memoiren und Briefen gezogen, gr. 8.

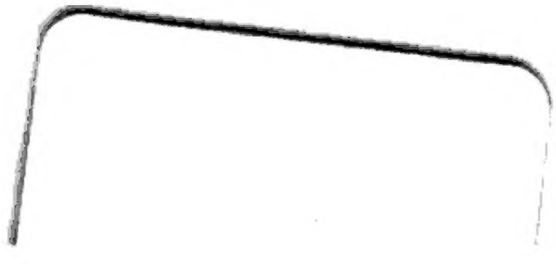
Schilderung der Preußischen Monarchie unter Friedrich II. Nach dem Plane des Grafen Mirabeau ganz neu ausgearbeitet von J. Mauvillon. 1ster Band, gr. 8.

Assolini über die lymphatischen Gefässe und deren Krankheiten. Aus dem Französischen, 8.

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 13 1950



Digitized by Google

Digitized by Google